



# BODY POLITICS

Zeitschrift für Körpergeschichte



Heft 6 – Jahrgang 3 (2015)  
Becoming with Things  
Herausgegeben von  
Paula-Irene Villa / Cornelia Schadler

[www.bodypolitics.de](http://www.bodypolitics.de)

# **BODY POLITICS** Zeitschrift für Körpergeschichte

Auf Anregung des Arbeitskreises für Körpergeschichte wird Body Politics herausgegeben von: Peter-Paul Bänziger (Basel), Magdalena Beljan (Berlin), Pascal Eitler (Berlin), Jens Elberfeld (Bochum), Andrej Findor (Bratislava), Christian Fritz-Hoffmann (Oldenburg), Alexa Geisthövel (Berlin), Henriette Gunkel (London), Patrice Ladwig (Halle), Maren Möhring (Leipzig), Marcus Otto (Braunschweig), Massimo Perinelli (Köln), Joseph Ben Prestel (Berlin), Katja Sabisch (Bochum), Monique Scheer (Tübingen), Imke Schmincke (München), Olaf Stieglitz (Köln) und Heiko Stoff (Hannover). Geschäftsführend sind gegenwärtig: Jens Elberfeld, Imke Schmincke und Olaf Stieglitz.

Anschrift: Body Politics, c/o Dr. Pascal Eitler, Forschungsbereich „Geschichte der Gefühle“, Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, Lentzeallee 94, D-14195 Berlin

E-Mail: kontakt (at) bodypolitics.de

Unterstützt werden die Herausgeberinnen und Herausgeber durch die Mitglieder ihres wissenschaftlichen Beirats: Thomas Alkemeyer (Oldenburg), Ulrike Bergermann (Braunschweig), Gabriele Dietze (Berlin), Franz X. Eder (Wien), Ute Frevert (Berlin), Christa Hämmerle (Wien), Heinz-Gerhard Haupt (Bielefeld), Dagmar Herzog (New York), Klaus Hödl (Graz), Sabine Kienitz (Hamburg), Gesa Lindemann (Oldenburg), Thomas Lindenberger (Potsdam), Sabine Maasen (München), Jürgen Martschukat (Erfurt), Georg Mein (Luxemburg), Rolf Parr (Duisburg-Essen), Nicolas Pethes (Bochum), Sven Reichardt (Konstanz), Philipp Sarasin (Zürich), Detlef Siegfried (Kopenhagen), Jakob Tanner (Zürich), Jakob Vogel (Paris), Paula-Irene Villa (München) und Anne Waldschmidt (Köln).

Alle Artikel stehen unter der Creative-Commons-Lizenz CC BY-NC-ND 3.0 (Deutschland). Die Urheberrechte für die Artikel verbleiben damit bei den jeweiligen Autorinnen und Autoren.

Umschlagabbildung: Cover-Image by Chris McInnis: Licenced under Creative Commons by attribution 2.0 Licence.

ISSN: 2196-4793

# Editorial

Die Körpergeschichte hat in den vergangenen zwanzig Jahren enorm an wissenschaftlicher Aufmerksamkeit gewonnen und eine bemerkenswerte Ausweitung erfahren. Diese Zeitschrift versucht diese Entwicklung in ihrer Facettenvielfalt abzubilden und weiter voranzutreiben. Als Online-Journal veröffentlicht sie Artikel in deutscher oder englischer Sprache, die ein beidseitig anonymisiertes Peer Review durchlaufen haben. Alle Beiträge erscheinen kostenfrei im Open Access.

Der Körper gerät dabei als ein multidimensionaler Forschungsgegenstand und das Ergebnis eines historischen Wandels in den Fokus – als ein Effekt sozialer Praktiken, ein Objekt der Imagination und Repräsentation, in seiner Diskursivität, Materialität und Produktivität. Er war und ist sowohl ein Medium der Subjektivierung als auch ein Ort gesellschaftlicher Ordnungsversuche und nicht zuletzt politischer Konflikte. In diesem umfassenden Verständnis lautet der Titel dieser Zeitschrift: Body Politics.

Die Körpergeschichte verändert dabei nicht nur unseren Blick auf Menschen und deren Körper und Geschichte – sie betrifft auch unsere Wahrnehmung von Tieren und Dingen und deren vermeintlich grundsätzliche Andersartigkeit.

Dementsprechend greift diese Zeitschrift auf ein breites Angebot von Fragestellungen und unterschiedliche Herangehensweisen zurück. Sie versammelt zudem nicht nur Artikel aus den Geschichtswissenschaften, sondern steht ebenfalls historisch interessierten Beiträgen aus den Literatur- und Medienwissenschaften sowie anderen Kultur- bzw. Sozialwissenschaften offen.

Die Herausgeberinnen und Herausgeber

# **BODY POLITICS** Zeitschrift für Körpergeschichte

Heft 6 – Jahrgang 3 (2015)

Becoming with Things

Herausgegeben von Paula-Irene Villa und Cornelia Schadler

Redaktionsschluss: August 2016

# Inhaltsverzeichnis

Paula-Irene Villa und Cornelia Schadler: Becoming with Things – Bodies, Objects, Practices .....	181
---	-----

## Analysen

Melanie Haller: Mode Macht Körper – Wie sich Mode-Körper-Hybride materialisieren .....	187
--	-----

Grit Höppner: „Becoming with things“ in Interviews: Materialisierungsprozesse von Wiener Rentner_innen am Beispiel von Bergerzählungen .....	213
--	-----

Sabine Kienitz: Schöner gehen? Zur technischen Optimierung des kriegsinvaliden Körpers im frühen 20. Jahrhundert .....	235
--	-----

Sophie Merit Müller: Ballettkörper werden. Materielle Involvierungen, Verflechtungen und Differenzierungen im Üben klassischer Tanztechnik .....	261
--	-----

Larissa Schindler: The Flying Body: Wie Körper und Dinge sich gegenseitig und eine Flugreise hervorbringen .....	285
--	-----

Markus Spöhrer: „Wie ich zum Cyborg wurde“. Das Cochlea Implantat und die Übersetzungen des transhumanen Körpers .....	309
--	-----

Annika Wellmann-Stühning: Museumsdinge und Körpergeschichte. Die Prothesen des Lehrers R. ....	329
---	-----

## Offener Teil

Martin Radermacher: Fitness, Gender, Körper. Materialisierungen evangelikaler Körpertheologien in den USA .....	345
---	-----



## Becoming with Things – Bodies, Objects, Practices

Paula-Irene Villa und Cornelia Schadler

*English abstract: Bodies and things are part of the world's becoming. In recent decades a variety of paradigms, such as (historical) anthropology, phenomenology, practice theory, post-humanism, actor-network-theory or new materialism have engaged with the critical examination of the boundaries between bodies and things. Our issue of 'Body Politics' aims to contribute to this debate on the joint becoming and co-construction of bodies and things. This issue negotiates the entanglement of bodies and things through the practices of fitting clothes to bodies, engaging with mountains in interviews, dancing and immobilized body-parts, moving means of transportation and carefully parked bodies, hearing enhancement, the history of bodies in museums and war invalid bodies. The contributions suggest that bodies and things cannot be defined on their own. The demarcation of materiality as body or thing is not predefined, but happens within practices. Further, bodies and things cannot be treated as separate entities, but evolve into various and ever-changing constellations of body-things.*

Körper und Dinge, das sind zwei ganz verschiedene Sachen (sic!). Meinen wir alltagsweltlich, meint auch überwiegend das breite Spektrum der Kultur-, Geistes- und Sozialwissenschaften: Es gibt Menschen, es gibt Lebewesen wie Tiere oder Pflanzen, und es gibt Objekte wie Steine oder Bücher. Objektiv sei das so, und von Natur aus, ganz ohne ‚unser‘, also menschliches Zutun. Diese Grenzziehung zwischen organischem Leben einerseits und unbelebter Sache oder Materie andererseits war bzw. ist bis auf wenige Ausnahmen ein implizites A Priori der genannten Disziplinen und ihrer Subjekte wie Objekte. Dies gilt auch für Körper einerseits und etwa technische Artefakte oder ‚Stoffe‘ wie Nähr- oder Kleidungsstoffe andererseits. Jedoch: Das Verhältnis von Körpern und Dingen, der Unterschied zwischen ihnen, und die Kategorien „Körper“ und „Dinge“ selbst, werden gegenwärtig aus diversen theoretischen und empirischen Perspektiven herausgefordert. Hiervon handelt der vorliegende Band.

Die Konvergenz paradigmatischer Verschiebungen in den multidisziplinären Forschungsfeldern zwischen Natur- und Sozialwissenschaften (Science and Technology Studies/STS oder ‚material cultures‘ z.B.), disziplinen-immanenter Kritik (an der Leibvergessenheit der Körpersoziologie z.B.) und, nicht zuletzt, wachsende Einsicht in die Historizität von scheinbar natürlichen Entitäten, haben zu einer Problematisierung ontologischer Vorannahmen in der forschenden Auseinandersetzung mit

‚dem Körper‘ geführt. Die Umstellung von einer Fokussierung auf (Ver)Körper(ung), Diskurs und Handeln hin zu Perspektiven, die Leiblichkeit, Materialität, Aktanten und Praxeologien in den Mittelpunkt rücken, nimmt eine kritische Problematisierung wieder auf. Denn philosophisch gehört die Auseinandersetzung mit der Unterscheidung zwischen Objekt und Subjekt, zwischen Ding und Mensch oder zwischen Maschine und Person zu den Grundfragen der Philosophie (u.a. Descartes 1637; Kant 1787; La Mettrie 1748). Insbesondere Lebensphilosophie und Vitalismus (Bergson 2014a, 2014b; Driesch 1931) haben großen Einfluss auf gegenwärtige neomaterialistische Theorien (Braidotti 2002; Barad 2007), die auch in diesem Band mehrmals als theoretische Grundlange herangezogen werden (vgl. die Beiträge von Melanie Haller und Grit Höppner). In der Sozialanthropologie, etwa bei Helmuth Plessner, gehört die Auseinandersetzung mit der Grenzziehung zwischen unbelebten Dingen, Lebewesen und schließlich Menschen (Plessner 1928) ebenso zu den Kernthemen. Sabine Kienitz, Markus Spöhrer und Annika Wellman-Stühning diskutieren diese anthropologischen Grenzziehungsprozesse in ihren Beiträgen an den Beispielen Beinprothesen oder Cochlea-Implantaten. Selbst die Soziologie hat sich – allerdings nur sporadisch – mit der Rolle der Dinge und Körper in Strukturen (Marx 1867; Durkheim 1908; Simmel 1911) und Interaktionen (Goffman 1973; West und Zimmerman 1987) beschäftigt. Die Beiträge von Larissa Schindler zu Flugreisen und Sophie Müller zu Ballettübungen nehmen diese Fäden wieder auf, und integrieren diese in gegenwärtige theoretische und empirische Kontexte. In den letzten Jahrzehnten gehörte in der Anthropologie/Ethnologie die Beforschung der ‚Dinge‘ ebenfalls zu den zentralen Aufgaben (vgl. Appadurai 1986), die als multiperspektivische Forschungskonstellation unter dem Etikett ‚material culture‘ derzeit hoch produktiv aufgegriffen wird (vgl. u.a. Tilley et al 2006). Der (menschliche) Körper als zugleich Subjekt und Objekt, als ebenso Ding wie lebendige Unverfügbarkeit spielt in diesen Zugängen eine herausragende Rolle.

Bei aller Heterogenität dieser Felder zeigen sie gleichermaßen, wie komplex und wie raumzeitlich spezifisch die Grenzziehungen zwischen und Verknüpfungen von Menschen, Körpern und Dingen sind.

Diese Auseinandersetzungen werden freilich begleitet, wenn nicht überhaupt angeregt, von empirischen Dynamiken, die genau diese Grenzziehungen herausfordern und verhandelbar machen: technologische Entwicklungen, Enttabuisierung und Reflexivierungen von Körperpraxen, ökonomische Anforderungen, kulturelle Phantasien. Hierin sind Objekte

und Objektivierungen ausdrücklich eingelassen; Eisenbahnen oder medizinische Dinge wie Prothesen wären hierfür gute Beispiele. Ebenso die Flugreise, wie Larissa Schindler in ihrem Beitrag zu Ko-Konstruktion von Körpern und Dingen zeigt: Eine Flugreise kommt ihr zufolge erst dann zustande, wenn die Reisenden auch diese verschiedenen Konstellationen durchschreiten und dadurch auch verschiedene Temporalitäten erzeugen. Mobilität kann somit weder als rein körperliche noch als ausschließlich dinghafte Praxis verstanden werden. Vielmehr erzeugt die durchgehende Neuordnung von Körper-Ding-Relationen die materielle Praxis des Reisens. Annika Wellmann-Stühning reist in ihrem Beitrag mittels spezifischer Museumsdarstellungen in die Vergangenheit. Sie thematisiert, wie die Anordnung der Objekte im Museum historische Körper schaffen, die durch ihre Verbindung mit Dingen (Prothesen) als *moderne* Körper skizziert werden können.

Bereits seit Jahrzehnten setzt sich zudem die feministische Forschung mit dem Verhältnis zwischen Körper und Objekten auseinander. Am deutlichsten wird dies in der Debatte rund um Cyborgs und Cyborgisierung (z.B. Haraway 1991). Grenzziehungen zwischen Körpern und Dingen, Organischem und Anorganischem, Echtem und Künstlichem, Natürlichem und Kulturellem wurden dabei zum Einen als soziale und politische Figurationen analysiert, zum Anderen wurden in diesem Kontext neue, subversive Narrative entwickelt, die jenseits der ‚humanistischen‘ Fixierung utopische Potenziale des Körperlichen/Materiellen beinhalteten. Die Frage ist also aus feministischer Perspektive, ob neue Technologien Möglichkeitsräume eröffnen, die subversiv genutzt werden können, oder ob es sich um ein bloßes Instrument der Normalisierung handelt. Im Feld der Reproduktionstechnologien wurde dies in den 1970ern und 1980ern besonders intensiv diskutiert (vgl. Jaggar/McBride 1985). Im vorliegenden Band beschäftigt sich Markus Spöhrer mit Körpern, denen durch die Cochlea-Technologie etwas scheinbar Künstliches anhaftet; er fragt explizit nach den politischen und ethischen Dimensionen dieser ‚Cyborgisierung‘ und der darin eingelagerten Option des Transhumanen.

Die Akteur-Netzwerk-Theorien (z. B. Callon 1986, Latour 1996, Law 1992) begannen in den 1990er, die Dinge nicht nur als passive Handlungsobjekte von Menschen/Körpern zu betrachten, sondern als Entitäten mit agency, und das heißt auch, als (gleichwertige) Teilnehmende an sozialen Praxen. Die Dinge wurden, neben den Körpern, zu Entitäten, die die Welt aktiv mitgestalten, anstatt bloße Adressat\*innen menschlicher Handlungen zu sein. So wurden Türen, Schlüsselanhänger (Latour 1992)

oder medizinische Geräte zu aktiven Teilnehmenden an sozialen Dynamiken (Mol 2000) – wenngleich die starke Annahme einer Symmetrie der Aktanten ausgesprochen umstritten ist (vgl. Passoth 2011). Sabine Kienitz gelingt in ihrem Beitrag eine innovative Anwendung und Weiterentwicklung dieser theoretischen Perspektive, indem nicht nur die Dinge, in ihrem Fall Prothesen, zu Akteur\*innen werden, sondern auch Körperteile, die mit diesen verbunden werden. Diese werden, weder ganz Körper noch ganz Ding, ebenfalls zu eigenständigen Akteur\*innen. Sophie Merit Müller synthetisiert in ihrem Beitrag zum Ballett ebenfalls Praxistheorien mit der Akteur-Netzwerk-Theorie. Sie untersucht die Bedingungen, unter denen der Körper zwischen Organischem und Ding zu stehen beginnt. Die Hilfsmittel, die das Ballett-Üben prägen, bilden das Netzwerk, das den Körper teilt und ihm Dinghaftigkeit verleiht.

Theorien, die seit einigen Jahren unter der Chiffre ‚New Materialism‘ (Dolphijn/Van der Tuin 2012) subsumiert werden, haben in den letzten zehn Jahren das Körper-Ding Verhältnis noch einmal herausgefordert und umgeschrieben. Vor allem Karen Barads Konzept der „Exteriority Within“ (Barad 2003, 2007) verortet agency in Prozessen der Ausdifferenzierung und Abgrenzung, durch die Körper und Dinge zwar Grenzen erhalten, die auch sicherlich real und materiell, aber eben nicht starr oder jenseits von Praxis und Deutung sind. Barads ‚Agentieller Realismus‘ definiert das Körper-Ding Verhältnis als Teil eines Phänomens, in dem beide Relata Materialität und Bedeutung erhalten, und somit auch von einander abgegrenzt werden. Die Trennung von Körpern und ihren Umgebungen repräsentiert aber keine ontologische Trennung, sondern führt eine performative Abgrenzung innerhalb von Phänomenen aus (agential cuts). Interaktion wird aus dieser Perspektive zu Intra-Aktion, da beide Entitäten, Körper und Ding, aus dem gemeinsamen Werden heraus definiert werden. Empirische Beschreibungen zeichnen diese gemeinsamen Prozesse der Begrenzung und Grenzverschiebung nach, indem sie versuchen die Verflechtungen des Phänomens zu beschreiben. So werden Bakterien verwoben mit Spurenelementen und Ökopolitik (Schrader 2010), menschliche Körper eingebettet in geographische Orte und musikalische Rhythmen (Saldanha 2002) oder werdende Eltern verdichtet in Verbindungen mit Formularen, Detektoren und Produkten (Schadler 2013). Grit Höppner beschäftigt sich in ihrem Beitrag mit der Methode der Interviewführung und den Grenzen zwischen Körpern und Bergen, die in dieser Interviewpraxis gezogen werden. Ihre besondere Aufmerksamkeit gilt den minutiösen Grenzverschiebungen, die die Integration von Bergen in das körperliche Tun beim Erzählen erlauben. Melanie Haller geht dem Prozess nach, durch den Körper Teil der Herstellung von Mode werden. Mode und Kleidungsstücke sind demnach keine körperunabhängigen

Dinge, die dann auf Körper treffen, sondern Körper sind bereits in Mode integriert. Wenn diese Kleidungsstücke dann auf individuelle Körper treffen, findet ein weiterer situationsabhängiger „Intra-Aktionsprozess“ zwischen Körpern und Mode statt. Die Hybridisierung von Mode und Körpern ist also ein dynamischer Prozess.

Wie hier nur angedeutet, wird sowohl das Zusammenspiel von Körpern und Dingen, als auch das Wesen von Körpern und Dingen theoretisch und empirisch immer wieder problematisiert. Ziel unseres Bandes ist es, die verschiedenen Stränge dieser Diskussion im jeweiligen empirischen Lichte erneut zu überdenken. In allen Beiträgen des vorliegenden Bandes zeigt sich, dass die Verbindung der Theorie mit empirischen Fällen neue Grenzverschiebungen nach sich zieht. Dabei fällt auf, dass nicht einfach von einer simplen Verfestigung oder Aufweichung der Grenzen zwischen Körpern und Dingen gesprochen werden kann. Vielmehr entstehen im andauernden Fluss sozialer Performativität immer wieder neue, vorläufige Entitäten – Körper-Dinge eben.

## Literatur

- Appadurai, A. (Hg.) (1986). *The Social Life of Things. Commodities in Cultural Perspective*. Cambridge: CUP.
- Barad, K. (2003). Posthumanist Performativity: Toward an Understanding of how Matter comes to Matter. *Sings: Journal of Women in Culture and Society* 28: 801-831.
- Barad, K. (2007). *Meeting the Universe Halfway: Quantum Physics and the Entanglement of Matter and Meaning*. Duke: Durham.
- Bergson, H. (2014a). *Materie und Gedächtnis: Eine Abhandlung über die Beziehung zwischen Körper und Geist*. Berlin: Omnium.
- Bergson, H. (2014b). *Schöpferische Evolution: L'évolution créatrice*. Hamburg: Meiner.
- Callon, M. (1986). Some Elements of a Sociology of Translation: Domestication of the Scallops and the Fishermen of St Brieuc Bay. In: Law, John: *Power, Action and Belief: A New Sociology of Knowledge*. London: Routledge. 196-233.
- Braidotti, R. (2002). *Metamorphoses: Towards a Materialist Theory of Becoming*. Cambridge: Polity Press.
- Descartes, R. (2013 [1637]). *Entwurf der Methode: mit der Dioptrik, den Meteoren und der Geometrie*. Hamburg: Meiner.
- Dolphijn, R. und Van der Tuin, I. (2012). *New Materialism: Interviews and Cartographies*. Ann Arbor: Open Humanities Press.
- Driesch, H. (1931). *Das Wesen des Organismus*. Leipzig: Meyer.
- Durkheim, É. (1908). *Die Methode der Soziologie*. Leipzig, Klinkhardt.
- Goffman, E. (1973). *Interaktion*. München: Piper.
- Haraway, D. J. (1991). A Cyborg Manifesto: Science, Technology, and Socialist-Feminism in the Late Twentieth Century. In: Haraway, D. J.: *Simians, Cyborgs, and Women: The Reinvention of Nature*. Routledge, New York. 149–181.
- Jaggar, A. und McBride W. (1985). ‚Reproduction‘ as Male Ideology. *Hypatia: A Journal of Feminist Philosophy* 8: 249-269.

- Kant, I. (1967[1787]) Kritik der reinen Vernunft. Hamburg: Meiner.
- Marx, K. (1867). Das Kapital: Kritik der politischen Ökonomie. Hamburg: Verlag Otto von Meissner.
- Latour, B. (1992). Where Are the Missing Masses? The Sociology of a Few Mundane Artifacts. In: Bijker, W. und Law, J.: Shaping Technology. Cambridge: MIT Press, 225–259.
- Latour, B. (1996): On Actor Network Theory. A Few Clarifications. Soziale Welt 47/4: 369–381.
- Law, J. (1992). Notes on the Theory of the Actor-Network: Ordering, Strategy and Heterogeneity. Systems Practice 5: 379-93.
- La Mettrie, J. (1985[1748]). Der Mensch als Maschine. Nürnberg: LSR
- Mol, A. (2000). What Diagnostic Devices Do. The Case of Blood Sugar Measurement. Theoretical Medicine and Bioethics 21: 9-22
- Passoth, J.-H. (2011). Fragmentierung, Multiplizität und Symmetrie. Praxistheorien in post-pluraler Attitüde. In: Muhle, F. et al. (Hrsg.): Strukturentstehung durch Verflechtung? Paderborn: Fink. 259-278.
- Plessner, H. (1975; Orig. 1928). Die Stufen des Organischen und der Mensch. Berlin: de Gruyter.
- Saldanha, A. (2002). Music Tourism and Factions of Bodies in Goa. Tourist Studies 2: 43–62.
- Schadler, C. (2013). Vater, Mutter, Kind werden: Eine posthumanistische Ethnographie der Schwangerschaft. Bielefeld: transcript.
- Schrader, A. (2010). Responding to *Pfiesteria piscicida* (the Fish Killer): Phantomatic Ontologies, Indeterminacy and Responsibility in Toxic Microbiology. Social Studies of Science 40: 275-306.
- Simmel, G. (1911). Philosophische Kultur: Gesammelte Essays. Leipzig: Klinkhardt.
- Tilley, Ch. Et al (Hg.). Handbook of Material Culture. London: Sage.
- West, C./Zimmerman, D.H. (1987). Doing Gender. Gender & Society 1: 125–151.

*Paula-Irene Villa, Kontakt: p.villa (at) lmu.de. Professorin für Soziologie und Gender Studies an der LMU München. Sie forscht aus geschlechtersoziologischer Sicht zu Biopolitik, soziologischer Theorie, Care, und Cultural Studies. In laufenden Projekten arbeitet sie u.a. zu Anti-Amerikanismus in Ernährungsdiskursen, zu Praktiken der Selbstvermessung, zur plastischen Chirurgie, zu Anti-Genderismus in Deutschland und Europa, und schließlich zu ausgewählten Aspekten von Fürsorge/Care.*

*Cornelia Schadler, Kontakt: Cornelia.Schadler (at) univie.ac.at. Senior Post-Doc und Erwin-Schrödinger-Stipendiatin am Institut für Soziologie der Universität Wien. Sie war DOC-Stipendiatin der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und Visiting Researcher an der LMU München, an der Temple University in Philadelphia, am Centre for the Humanities in Utrecht und an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Sie forscht zu neomaterialistischen Theorien, Wahlfamilien, Elternschaft und Schwangerschaft.*

# Mode Macht Körper<sup>1</sup> – Wie sich Mode-Körper-Hybride materialisieren

Melanie Haller

*English abstract: The key issue of this article is to show the interweaving of the materiality of fashion with concepts of bodies. From the point of view of a body sociologist and a tailor my first thesis reveal how body concepts are materialized in fashion/clothing, beyond wearing them. The materiality of fashion is produced by the measuring of bodies, the translation into cloth sizes and the implementation in patterns and fashioning of fashion/clothing. Hereby body concepts are implemented in fashion/clothing. This implemented body concepts in fashion/clothing encounter the fashion/clothing wearing bodies. So in reference to Barads concept of an agential realism my second thesis wants to imply how fashion-body-hybrids emerges.*

„Ich hab’ nur zwei Kleidungsstücke an und  
die machen was sie wollen.“  
Georgette Dee

## Materialisierung von Modekörpern

In der virtuellen Welt rumort es zunehmend: gegen Gender-Stereotypen<sup>2</sup> in Kinderkleidung, durch Infragestellung von Körnernormen in Plus Size Blogs<sup>3</sup>, gegen Bekleidungsverbote<sup>4</sup> bis hin zu zunehmend mehr DIY-Seiten oder Streetware-Blogs, die Mode als individuellen Gestaltungsprozess feiern.<sup>5</sup>

All diese virtuellen und realen Widerstandsbewegungen stellen sich gegen eine Deutungsmacht von Mode durch die Bekleidungsindustrie, die anscheinend als neutrale Kleidung daher kommt, faktisch aber Körper-, Geschlechter- und Bekleidungsnormen produziert und fundiert. Sie spielen, lösen auf, stellen in Frage, was Modekleidung vorgibt, setzt und definiert. Es ist die Motivation meines Aufsatzes, diese Deutungsmacht der

1 Der Titel ist eine Abwandlung und ein Rekurs auf das von Renate Ruhne verfasste Buch *Raum Macht Geschlecht* von 2011, in welchem sie pointiert analysiert, wie historisch-soziale Räume zu Geschlechterräumen wurden.

2 <https://letclothesbeclothes.uk/>; <https://pinkstinks.de/> (Letzter Aufruf am 22.06.2016)

3 <http://plussizebloglist.blogspot.de/> (Letzter Aufruf am 22.06.2016)

4 Das Themenfeld von Bekleidungsverboten betrifft eine weite Spanne, die vom ‚Kopftuchverbot‘ bis hin zu aktuellen Diskussionen eines Verbots von Hot Pants an einer Schule geht (#hotpantsverbot).

5 <http://www.thesartorialist.com/> (Letzter Aufruf am 22.06.2016)

Bekleidungsindustrie anhand der Materialität von Mode und ihrer körpernormierenden Realität aufzuzeigen.

Zeitgenössische Moden werden nicht einfach hingenommen, sondern die Deutungsmacht von modischen Konsumgütern wird grundsätzlich in Frage gestellt, ohne ein Wissen über deren materielle Substanz zu haben. Diese sozialen Bewegungen verorten sich im Spannungsfeld zwischen Kleidung und Mode, denn Mode ist zwar immer Kleidung, aber Kleidung nicht immer Mode. Die vor allem, in der Modetheorie in Anschluss an Georg Simmel, nur durch temporale Kriterien gesetzte Differenz zwischen Mode und Kleidung wird im Folgenden durch die Schreibweise Mode/Kleidung markiert, da sie eine ephemere Grenze umgibt, und soll im Folgenden näher erläutert werden.

Was Mode oder nur noch Kleidung ist, wird wesentlich durch ein globales und lokales Modesystem bestimmt: „The fashion system creates symbolic boundaries between what is fashion and what is not fashion and also determines what the legitimate aesthetic taste is.“ (Kawamura 2005: 73) Mode und ihre Subsysteme<sup>6</sup> sind in ihrer Genealogie moderne Phänomene, welche verbunden sind mit der Entstehung einer bürgerlichen Gesellschaft „as a tool in the battle for social status“ (Entwistle 2000: 44). Die an Kleidung zu erkennenden Kämpfe um sozialem Status, welche Jahrzehnte lang das Modesystem bestimmt hat, nimmt indes allerdings an Relevanz ab.

Die Widerstände gegen diese Modesysteme haben gemeinsam, dass sie alltäglich relevante Dimensionen von Kleidung als Sinnproduzenten, Bedeutungsträger, Symbole oder Zeichencharaktere ernst nehmen – die Ausschließlichkeit einer Definitionsmacht von Modekleidung aber grundsätzlich in Frage stellen, vor allem in Bezug auf einen individuell Kleidung tragenden Körper. Die Infragestellung einer Deutungsmacht von Mode durch subversive Praktiken lässt Mode zunächst als eine wesentlich individualisierte Bekleidungspraxis erscheinen. Gleichzeitig zeigt sich darin eine Differenz zwischen Mode und Kleidung, welche von Subjekten getragen wird. Doch Mode und individuelle subversive Kleidungspraxen sind wesentlich mehr als das, sie entsprechen vielmehr einer konsumorientierten Alltagspraxis (McRobbie 2013), deren wechselnde und kritische Ästhetiken mit der Definitionsmacht einer der größten Industrien dieser Welt verbunden sind. Diese Definitionsmacht materialisiert sich in der

6 Ein System von Mode lässt sich ausdifferenzieren in die verschiedenen Medien der Mode z.B. Modezeitschriften, Modeblogs, aber auch Filme, Fotografien und Fotografen, Designer, Modenschauen, Trendscouts etc. Kawamura unterscheidet etwa in ihrer Definition auch zwischen den verschiedenen Modesystemen in verschiedenen Modestädten (Vgl. Kawamura 2005: 7).

Mode/Kleidung und bestimmt das Verständnis von *richtigen* und *falschen* Körpern: Mode macht Körper.

Was als Mode gesetzt oder definiert wird, ist abhängig von globalen Prozessen in Modesystemen, die vom Design zur Umsetzung in der Massenkonfektion bis hin zur Prosumtion gehen (Kawamura 2005; Esposito 2004). Mode ist heute gleichzeitig global und lokal, transkulturell (Tranberg Hansen 2004: 370) und ein Phänomen von sozialen Ausdifferenzierungen, welches zunehmend in der Modetheorie als „Modehandeln“ (Venohr 2010: 202) oder als modische Praxis definiert wird (vgl. Bachmann 2008; Gaugele/Reiss 2003; Mentges 2010; Miller/Küchler 2005; Siekermann 2014; Venohr 2010; Wenrich 2015; Woodward 2007). Mode wird aus dieser praxistheoretischen Perspektive also nicht mehr ausschließlich von Modesystemen oder vom Produkt (Haberler 2012) definiert und gedacht, sondern wird in seinen dynamischen und vor allem performativen Prozessen betrachtet.<sup>7</sup> Eine sinnstiftende Wirkmacht von Mode liegt nicht ausschließlich in ihren modesystemischen Relationen, Infragestellungen (Leutner 2011; Lehnert 2013: 25f.) und Zuschreibungspraktiken (Lehnert/Kühl/Weise 2014: 17), welche sich an einzelnen Produzenten und Akteuren (Haberler 2012) wie Modenschauen (Kühl 2015), Modezeitschriften (Venohr 2010) und Fashion Weeks in diversen, sich immer weiter ausdifferenzierenden Modemetropolen<sup>8</sup> (Siekermann 2014) zeigen.

In dieser weiten Definition einer modischen Praxis offenbart sich allerdings auch die, von der Modetheorie bislang vernachlässigte, begriffliche Unschärfe des Modebegriffs gegenüber relevanten Begriffen wie Kleidung, Bekleidung oder Kleid, welche in der Anthropologie vornehmlich Anwendungen finden (Kawamura 2005; Lehnert/Kühl/Weise 2014). In diesen modetheoretischen, aber auch in den anthropologischen Auseinandersetzungen wird Mode/Kleidung als ein Artefakt verstanden, welches materiell zwar unabhängig vom Mensch existiert, aber dessen Bedeutungen und Sinn außerhalb seiner selbst, in kulturellen Kontexten liegt (Lehnert/Kühl/Weise 2014: 35).

In diesem breit angelegten Kontext zwischen Modetheorie, Anthropologie und Material Turn möchte der folgenden Beitrag die Materialität von Mode/Kleidung aus körpersoziologischer Perspektive näher analy-

<sup>7</sup> Dieser Übergang von einer strukturtheoretischen Perspektive auf die Ebene von Handlungen und Praktiken durchzieht inzwischen den ganzen kulturtheoretischen Diskurs, u.a. auch den Blick der Anthropologie auf Kleidung (Tranberg Hansen 2004: 370).

<sup>8</sup> Als zentrale Modemetropolen werden diskursiv immer noch Paris, London, New York, Mailand und Tokio gehandelt, inzwischen aber ergänzt durch Los Angeles, Barcelona, Rom, Berlin, Sydney, Antwerpen oder auch Shanghai.

sieren, welche bislang in modetheoretischen und anthropologischen Kontexten nur ansatzweise erforscht wurde (Kraft 2001, 2004; Döring 2011; Mentges 2010; Miller/Küchler 2005). Dem zugrunde liegt die These, dass die Materialität von Mode/Kleidung Mode-Körper-Hybride konstituiert, die in der Verbindung mit Mode/Kleidung-tragenden Körpern entstehen.

Das Verhältnis von Mode und Körper wurde weder in der Modetheorie, noch in der Körpersoziologie bislang ausgiebig aufgearbeitet, wie Joanne Entwistle in ihrer zentralen Arbeit konstatiert: „While literature on the body has so far almost entirely ignored fashion, literature on fashion and dress ignored the body. What is needed is an account of fashion and dress which looks at the ways in which they are interrelated.“ (Entwistle 2000: 40) Im letzten Jahrzehnt wird es aber zusehends mehr von der Modewissenschaft in den Blick genommen (Entwistle 2000). Die Modetheorie hat in diesem Sinne zwar den Körper entdeckt, ohne aber vollends zu analysieren und zu reflektieren, ‚wie‘ Körper in die Kleidung kommen, bzw. auf welche Weise die Materialität von Mode/Kleidung Körperkonzepte produziert. Die Motivation zu diesem Aufsatz liegt somit in der Frage: Wie kommen Körper in Kleidung, oder: Wird ein Kleidungsstück körperlich?

Um diesen komplexen Zusammenhang zu erläutern, bedarf es eines gedanklichen Dreischritts, der im Folgenden den Aufsatz strukturiert:

An erster Stelle steht die Vermessung des menschlichen Körpers, die den dreidimensionalen menschlichen Körper in metrische Maße übersetzt und aus diesen Maßen Kleidergrößen, bzw. Konfektionsgrößen schafft, mit welchen die Bekleidungsindustrie arbeitet. Im zweiten Schritt sind diese Konfektionsgrößen die Grundlage für eine Übersetzung in Schnitte, so dass die Schnitttechnik körperanähnliche Formen aus textilen Oberflächen produzieren kann. Im dritten und letzten Schritt werden im Verarbeitungsprozess durch Stoffe, Einlagen, Polster etc. und diversen Verarbeitungstechniken Kleidungsstücke produziert, in denen Körperkonzepte vollendet umgesetzt werden. In dieser Perspektive hat die Materialität von Mode ein Eigenleben, sie ist unabhängig von den Körpern, die letztendlich diese Mode tragen, denn sie selbst produziert bereits Körper: „[D]ie Materialität der Modekleidung und ihre Form kann sich selbstständigen zu Skulpturen, die den menschlichen Körper nur noch als Trägermaterial und raumgebendes Element benötigen.“ (Lehnert 2013: 52)

In einer solchen Zuspitzung *kann* Mode nicht nur, sondern *macht* Mode erst die Körper, welche als Modekörper (Lehnert) in Erscheinung treten. Den in diesem Zusammenhang produktiven Begriff des Modekörpers hat Gertrud Lehnert in ihrer umfassenden Betrachtung zur weiten Definition von Mode als kultureller Praxis erarbeitet. Lehnert verweist auf ein kom-

plexes Verhältnis von Körpern und Kleidung, welches zwischen der performativen Kraft von Kleidung und der kulturellen Praxis des Bekleidens von Körpern changiert:

„Körper und Kleid sind auf den verschiedenen Ebenen von Fühlen, Sehen, Wahrnehmen und Handeln miteinander verbunden. Zunächst einmal fallen die Formen ins Auge, die auf diese Weise entstehen: die Modekörper, die uns tagtäglich umgeben, sei es in der Alltagswelt, sei es als Bilder in den unterschiedlichen Medien. [...] Strukturell gilt dieses Verhältnis jedoch für Modekleidung generell; es ist eines der Merkmale von Modekleidung, dass sie den Körper verändert. Dabei macht sie ihn nicht nur zum ‚gut angezogenen, idealisierten Körper‘ (Vinken 2014: 222), sondern grundsätzlich zu einem Modekörper.“ (Lehnert 2013: 51f.)

Lehnert bindet in diese Betrachtung interessanterweise jedoch nicht den Entstehungsprozess dieser Modekörper mit ein, d.h. sie reflektiert nicht wie Körper in die Mode/Kleidung kommen. Lehnerts Betrachtung der Relation von Mode/Kleidung und Körpern ist der Tatsache geschuldet, dass Mode/Kleidung keine eindeutigen Sinnzusammenhänge produziert, sondern nur innerhalb eines modesystemischen Zusammenhanges Bedeutung erlangt, in welcher getragene Mode/Kleidung Bedeutungen performativ herstellt.

Die erste zentrale These meines Ansatzes besteht hingegen darin, dass die Materialität von Mode/Kleidung spezifische Körper produziert, die nicht erst in der Relation zum Mode-tragenden Körper in Erscheinung treten, sondern bereits im Kleidungsstück selbst angelegt sind: Diese Kleiderkörper lassen sich in Anlehnung an Lehnert als Modekörper oder auch als Idealkörper beschreiben, je nachdem ob es bei dabei um ein modisches Phänomen geht oder nicht.

In der Materialität von Mode/Kleidung sind Modekörper eingelassen: Modische Kleidung unterliegt komplexen kulturellen Formungsprozessen, die mit Konjunkturen spezifischer Körperkonzepte verbunden sind und die Mode/Kleidung-tragenden Körper formen. In diesem Zusammenhang soll auf die fluiden Grenzen zwischen Körper und Mode/Kleidung verwiesen werden, die durch die Schreibweise von Mode/Kleidung markiert werden, denn Mode kann schnell *nur* noch Kleidung sein, aber es kann auch Kleidung zur Mode werden.<sup>9</sup>

Dabei steht im Zentrum der Analyse die körpernormierende Materialität von Mode/Kleidung, d.h. die Verbindung von Mode/Kleidung und Körpern soll in ihren Verschränkungen näher betrachtet werden. Die zweite

<sup>9</sup> Mode als temporäres Phänomen zu betrachten, schließt an Georg Simmels Thesen an (1905), welcher der Mode jede darüber hinausgehende, weitere Relevanz oder Bedeutung absprach (Müller 2012). Diese Reduktion von Mode auf ihre Zeitlichkeit wird auch zeitgenössisch noch immer in der Modetheorie verhandelt und diskutiert.

These versteht daher weitergehend die Materialitäten von Mode/Kleidung als eigenständigen Akteur, welchem eine kulturhistorische Geschichte vorausgeht. Diese Materialitäten lassen sich nach Karen Barads agentiellem Realismus auch als materielle (Re-)Konfigurationen verstehen.

Die Materialität von Mode/Kleidung wurde historisch und wird auch zeitgenössisch in einem komplexen Prozess über die Vermessung von Körpern, deren Umsetzung in Konfektionsgrößen, durch Schnitttechnik, der Auswahl von Stoffen und Verarbeitungstechniken erzeugt. In diesem Prozess einer Materialisierung sind historisch und kulturell differente Körperkonzepte eingelagert, die sich als Modekörper (Lehnert) oder Idealkörper umreißen lassen. In der folgenden Auseinandersetzung soll das Konzept eines Modekörpers im Machtsystem Mode an der Materialität von Mode/Kleidung erläutert und anschließend aufgezeigt werden, wie dieses Phänomen von Modekörpern auf ‚andere‘ Körper trifft und sich so *Mode-Körper-Hybride* materialisieren, die jeden von uns tagtäglich betreffen.

Im Folgenden wird zunächst Mode/Kleidung im Kontext eines Material Turns betrachtet, um das bisherige Verhältnis von Materialität und Mode/Kleidung in der Forschung zu reflektieren. Daran anschließend wird die Materialität von Mode/Kleidung im Bezug zu Körpern in der Genealogie ihres Konstruktionsprozesses nachvollzogen: vom Verständnis und von der Vermessung menschlicher Körper, hin zu Konfektionsgrößen und deren Relevanz für die Schnitttechnik. Als anschauliches Beispiel soll die Materialität des Herrensakkos in seiner Verarbeitung die Produktion eines solchen Idealkörpers aufzeigen.

Im Ausblick wird die These aufgestellt, dass das Konzept von Mode-Hybrid-Körpern unseren Blick auf die Relevanz von Mode/Kleidung erweitert und sich dem Vorwurf der vermeintlichen Oberflächlichkeit des Themas entgegenstellt.

## **Mode/Kleidung im Spiegel des Material Turns**

Entgegen der empirischen Tatsache von einer Alltäglichkeit von Mode und Kleidung, spielt eine Mode- oder Bekleidungssoziologie in aktuellen deutschsprachigen soziologischen Fragestellungen bis auf wenige Arbeiten (Müller 2012; Siekermann 2014; Bachmann 2008; Gaugele/Reiss 2003, Haberler 2012) eine kaum beachtete Rolle, während Publikationen zur Modetheorie aus kulturwissenschaftlicher Perspektive in den letzten Jahren auffallend zunehmen (Lehnert 2013; Lehnert u.a. 2014; Gürt-

ler/Hausbacher 2015; Haehnel u.a. 2014, Bieger/Reich/Rohr 2014; Wenrich 2015; Vinken 2014; Venohr 2010; Schlittler/Tietze 2013; König/Mentges/Müller 2015. Vereinzelt lässt sich bei soziologischen Klassikern ein Statement zur Mode finden (Simmel 1905; Veblen 1971), und der Kulturosoziologe René König verwies auf die Macht der modischen Innovationen, die er nicht nur für Bekleidung, als „verkannte[r] Weltmacht“ (König 1998: 255) beschrieb.

Während die deutschsprachige Modetheorie zu großen Teilen in der Literatur- und Kulturwissenschaft verortet ist (Gürtler/Hausbacher 2015; Lehnert 2014; Vinken 2014), wird im internationalen Kontext Bekleidungskultur vor allem aus anthropologischer Perspektive oder im interdisziplinären Kontext beforscht. Im internationalen Kontext spielt auch Modesoziologie eine größere Rolle als im deutschsprachigen Kontext, und besonders auch im letzten Jahrzehnt sind zentrale interdisziplinäre Publikationen erschienen (Arnold 2009; Barnard 2014; Entwistle 2000; Warner 2006; Wilson 2003, 2013; Woodward 2007), die sich mit der sozialen Relevanz von Mode auseinandersetzen.

Es ist überraschend, dass sich in den letzten Jahren in den sich häufenden und vielfältigen Publikationen zum New Materialism, Mode und Kleidung als soziale Artefakte bisher nur in einem überschaubaren Maß finden lassen (Beward 1995; Miller/Küchler 2005; Schneider 2006; Woodward/Fischer 2014). Vor allem wenn man bedenkt, dass Mode und Kleidung dominante Artefakte sind, welche für jeden von uns alltägliche Interaktionspartner darstellen. Es wäre aber falsch davon auszugehen, dass deshalb Mode und Kleidung bisher kaum erforscht wurden. Bekleidung als ‚Objekt‘ wurde im deutschsprachigen Raum im Rahmen der Europäischen Ethnologie bzw. der Volkskunde schon länger in der sogenannten Sachkulturforschung (Mentges 2010: 16) untersucht.

Die wenigen Betrachtungen, die es aktuell aus einer Material-Culture-Perspektive gibt, definieren die Bedeutung von Kleidung über einen interaktiven Modus von Kleidung, die erst in diesen Interaktionen – oder Aneignungen, wie es die kulturanthropologische Forschung nennt – zur Geltung kommt:

„Die Bedeutung eines Objektes ergibt sich nicht aus seiner materiellen Beschaffenheit oder seinen Eigenschaften, sondern erst diese jeweiligen, besonderen Nutzungs- und Aneignungsformen, also die konkreten Praktiken, gestalten Kommunikationsprozesse, Ästhetik und Bedeutungsgebung.“ (Mentges 2010: 17)

Die Untersuchung von Kleidung spielt vor allem in der Kulturanthropologie (Schneider 2006) und besonders auch in den letzten drei Jahrzehnten (Tranberg Hansen 2014: 369f.; Miller/Küchler 2005) als Mate-

rial Cultural Studies wieder vermehrt eine Rolle. Diesen vornehmlich internationalen Forschungen steht außerdem eine Vielzahl an Publikationen zur Frage des Konsums von Bekleidung „from a variety of fields“ (Dielter 2010: 223) zur Seite (vgl. Appadurai 1986).

Eine der Errungenschaften der Anthropologie ist der differenzierte Umgang mit den Dimensionen unterschiedlicher Begriffe von Kleidung/Bekleidung (clothing/apparel), Kostüm, Kleid (dress), Gewand/Kleidungsstück (garment) und Mode (fashion) (vgl. Tranberg Hansen 2004). Diese begriffliche Differenz, wann und wie etwas als Kleidung, Kleid oder Mode definiert wird, steht in der deutschsprachigen Modetheorie noch aus.

Wie Woodward und Fisher in der Einleitung<sup>10</sup> zur aktuellsten Auseinandersetzung um Materialität von Mode und Kleidung hervorheben, beziehen sich die anthropologischen Untersuchungen jedoch primär auf Kleidung und nicht auf „fashionable Clothing as material culture“ (Woodward/Fischer 2014: 4). All diese Forschungen, welche Kleidung als Materie untersuchen, stellen diese als vestimentäre oder symbolische Kommunikation in den Mittelpunkt ihrer Untersuchungen und verstehen Kleidung als Zeichen oder Symbole. Diese Untersuchungen verstehen Materialität als eine soziokulturelle Bedeutungs- und Sinngenerierung, die Mode und Kleidung wesentlich als Repräsentation ansieht (Tranberg Hansen 2014: 369 ff.; Woodward/Fischer 2014: 5).

Kleidung/Mode als Repräsentation oder als Präsentation zu verstehen, geht davon aus, dass dessen Bedeutung im Außerhalb der Kleidung in einem soziokulturellen Gefüge liegt und nicht in der Kleidung selbst. Im Zuge dieser Forschungen ist zum Verständnis von Mode und Kleidung ein Übersetzungsprozess notwendig, welcher eine repräsentative Dimension von Kleidung in ihren Kontexten deutet. Dieser Deutungsprozess geschieht jenseits einer Materialität von Kleidung/Mode, d.h. die Materialität wird in ihrem Entstehungsprozess nicht näher beleuchtet, sie ist in diesem Sinne sogar beliebig: „[T]hen the materiality within these modes of thinking is not relevant but merely an arbitrary means of representation“ (Woodward/Fischer 2014: 5).

Daniel Miller hat diese Problematik bereits 1987 auf den Punkt gebracht: „[S]ubordinating the object qualities of things to their world-like qualities [...] ignoring the ways that textiles create meaning through their embodiment of financial, aesthetic and haptic values.“ (Miller 1987: 95) In seinen späteren Auseinandersetzungen kritisiert Miller die Vorstellung

10 Die Zeitschrift „Critical Studies in Fashion & Beauty“ erschien 10/2014, herausgegeben von Sophie Woodward und Tom Fisher unter dem Titel „Fashioning through Materials: Material culture, materiality and processes of materialization“.

eines kausalen Zusammenhanges zwischen Materialität und Immaterialität und betont vielmehr das dynamische Verhältnis zwischen beiden. Was zu welchem Zeitpunkt immateriell oder materiell ist, ist demnach abhängig von wechselnden soziokulturellen Kontexten (Miller 2005). Damit hat der Material Turn in den letzten Jahrzehnten maßgeblich das hierarchische Verhältnis vom Immateriellen zum Materiellen verschoben, welches bis dato die Geisteswissenschaften dominierte: „Materielle Dinge sind stets aus dem Kontext des Handelns zu verstehen. [...] Die Verbindung von Materiellem und Immateriellem ist dabei als etwas Gleichzeitiges aufzufassen.“ (Hahn 2014: 9) ‚Dinge‘ bekommen im New Materialism einen Akteursstatus, und wer eine Handlungsmacht besitzt, ist längst nicht mehr eindeutig. Inwieweit jedoch Kleidung, ob modisch oder bereits nicht mehr, in ihrer Materialität eine eigene Bedeutung herstellt oder in der Materialität sogar Agens sein kann, ist bisher kaum untersucht worden (Woodward/Fisher 2014).

Ein Verhältnis von einer kulturell codierten Immaterialität zur Materialität von Artefakten ist keine Einbahnstraße, in dem Sinn, dass in der Analyse von Materialität die ihr vorausgehenden symbolischen, sozial kodierten Bedeutungen offen gelegt werden und Materialität in Immaterialität gänzlich aufgeht. „Things and culture are inseparable“ (Woodward/Fisher 2014: 12), in der Materialität von Artefakten sind immaterielle Konzepte implementiert<sup>11</sup>. Doch gleichzeitig sind sie diese Materialität, bzw. gestalten sie über diese Materialität erst ihre ästhetische Form. Artefakte sind auf diese Weise gleichzeitig materiell und immateriell (Hahn 2014: 9). In Mode/Kleidung sind durch Konfektion, Schnitt und Verarbeitung ‚immaterielle‘ Körperkonzepte angelegt und bilden gleichzeitig deren materielle Form. Doch bei Kleidung endet diese Materialität nicht in einer ‚eigenen‘ Form, sondern diese Form ist wiederum abhängig von den Körpern, welche die Kleidung tragen und die Form neu materialisieren und so auch eine neue Immaterialität herstellen.

Im Anschluss wird daher zunächst danach gefragt, wie sich Kleidung materialisiert, bzw. durch welche Prozesse Kleidung materiell wird: durch Maße, Konfektionsgrößen, Schnitte und Verarbeitungstechniken. Zu analysieren ist, wie auf diese Weise Körperkonzepte in der Materialität von Kleidung implementiert sind, denn wie die Modesoziologin Yuniya Kawamura betont: „[T]here must be the integration and reintegration of materiality with sociality because there is no simple boundary or distinction between persons and their social environment.“ (Kawamura 2011: 96)

11 ‚Implementieren‘ kommt aus dem Spätlatein *implementum*: das Angefülltsein, etwas anfüllen; es soll hier auch metaphorisch als ‚etwas in Form gießen‘ zu verstehen sein.

Die Materialität von Mode/Kleidung wird in den Herstellungsprozessen der Textilindustrie durch Schnitte, Stoffe und Verarbeitungen so bestimmt, dass in ihr Körperkonzepte scheinbar automatisiert (im komplexen Herstellungsprozess) implementiert sind. Diese Implementierung beruht auf einem komplexen Prozess von textilen Herstellungsketten, die auf verschiedenen Ebenen, Orten und aufgrund unterschiedlicher produzierter Wissensordnungen stattfinden und eine komplexe Genese haben.

Der Begriff des Modekörpers verweist auf diese Materialität, da die implementierten Körperkonzepte den Moden und damit einer kulturellen Historizität von Körperidealen unterworfen sind. Diese in der Mode produzierten idealtypischen Körperkonzepte, prallen in der Empirie auf eine Vielfalt von Körpern, die diesen Idealen nicht entsprechen, aber mit dessen Definitionsmacht konfrontiert sind. Mode ist dabei immer Kleidung, aber Kleidung nicht immer Mode, da sie der Zeitlichkeit unterworfen die Aktualität und Innovation des Modischen verliert.<sup>12</sup>

Über Schnitttechniken, Stoffwahl und Verarbeitungstechniken werden in der Modeindustrie spezifische Silhouetten und Idealkörper produziert. Die Idealkörper beruhen auf Maßtabellen, welche durch Reihenmessungen in Konfektionsgrößen übersetzt werden. Diese basieren, genauso wie die Gradierung von Schnitten, auf scheinbar objektiven Daten und stellen sich aber letztendlich als künstliche Konstruktionen von Körpern heraus.

Es soll im Folgenden um modekulturelle und soziale Konstruktionsprozesse und Praktiken gehen, die Körper maßgeblich als Modekörper bilden und formen und auf diese Weise Körperkonzepte implizit normieren und vor allem materialisieren.

## **Die Materialität von Mode/Kleidung**

Jede Materialität von Mode/Kleidung wird erst in einem differenzierten, komplexen Prozess der Produktion geschaffen, an welcher verschiedene Praktiken, Apparaturen und Wissensformen beteiligt sind. Diese lassen sich im Sinne des Material Turn als Ensemble von Artefakten beschreiben, da alle diese Praktiken nicht jenseits von ‚Dingen‘ vollzogen werden, sondern ausschließlich unter Zuhilfenahme von verschiedenen Artefakten. Maßbänder oder Body Scanner vermessen Körper; Reihenmessungen und Tabellen normieren Körper in Konfektionsgrößen; Lineale, Schneiderwinkel oder CAD-Programme produzieren Schnitte; mit Stoff-

12 Zur Unterscheidung zwischen Mode und Kleidung siehe auch die von Kawamura herausgearbeitete grundlegende Differenz zwischen dem „system of fashion“ und dem „system of clothes“ (Kawamura 2005).

fen, Einlagen, Polstern werden Körper proportioniert, in dem mit Zuschneidemaschinen, diversen Nähmaschinen, wie Coverlock und Overlock fertige Kleidungsstücke produziert werden.

Die Entwicklung und Geschichte dieser Artefakte ist eng mit der Materialität von Mode/Kleidung verwoben.<sup>13</sup> Diese Materialität hängt außerdem mit der Geschichte und Entwicklung von Konfektionsgrößen, Schnitttechniken und einer modernen Bekleidungsindustrie zusammen. Vereinfachend formuliert geht diesen materiellen Prozessen der Entstehung eines Kleidungsstücks ein ästhetischer und imaginärer Entwurf voraus, der sich allerdings selbst erst in der Materialisierung als Skizze oder Entwurf materialisiert. Erst von diesem Entwurf ausgehend, wird in der Schnitttechnik ein Entwurf in Einzelteile zerlegt, die als Schnitte eines Kleidungsstücks aufgrund von Maßen oder Konfektionsgrößen zur weiteren Produktion der Verarbeitung durch formgebende Techniken, wie bügeln, dressieren (sic), verstärken, wattieren in ein Kleidungsstück umgesetzt werden. Im Folgenden wird dieser Prozess in seiner Genese skizziert und aufgezeigt, auf welche Weise die Materialität von Mode einem komplexen formgebenden Prozess unterworfen ist, welcher Modekörper produziert.

Historisch ist dieser Prozess einer körpernormierenden Mode/Kleidung an den Beginn der bürgerlichen Moderne, Ende des 18. Jahrhunderts zu stellen. Die Modetheorie hat hinlänglich darauf verwiesen, dass die Entstehung des sich distinktiv absetzenden Bürgertums als Anfang der Mode zu definieren ist (Esposito 2004, Lehnert/Kühl/Weise 2014: 12). Diese Entstehung einer modebildenden Klasse ist jedoch nicht ohne Körperkonzepte zu denken, wie Kerstin Kraft in ihrer historischen Aufarbeitung über Schnittmuster ausführt: „Das Großbürgertum löste den Adel als modebildende Klasse ab und schuf ein neues, eigenes Zeichensystem: die Paßform [...] in relativer Unabhängigkeit vom Körper des Trägers [als] eine definierte Silhouette.“ (Kraft 2001: 50)

Wie ein solches Konzept von Paßform zu verstehen ist, soll im Folgenden näher ausgearbeitet werden, um die vestimentäre und körpergebende Materialität von Mode/Kleidung zu konkretisieren über das Vermessen und Normieren, Produzieren und Proportionieren von Körpern.

13 Auf die Geschichte dieser Artefakte kann hier leider nicht weiter eingegangen werden, aber allein die historische Bedeutung der Nähmaschine für die Industrie und vor allem für den privaten Haushalt birgt noch viele erhellende Aspekte in sich (Ramming 2011). So hängt etwa die Verbreitung der für den Haushalt konzipierten Nähmaschine mit der Herausbildung der Heimarbeit von Frauen zusammen.

## Konfektionsgrößen: Körper vermessen und normieren

Um Mode/Kleidung produzieren zu können, bedarf es eines Wissens darüber, für wen diese produziert wird, bzw. wer diese Mode/Kleidung konsumiert. Hier erscheint es zunächst naheliegend, dass dies in einem engen Zusammenhang zu Körpern steht. Historisch lässt sich an der Entstehung der Schnitttechnik nachweisen, dass das Verhältnis von Körper und Mode/Kleidung jedoch erst mit der Massenproduktion, d.h. der Konfektionsware (Kraft 2001: 51) vereinheitlicht wurde. Im Zuge dessen hat sich im Modesystem historisch ein Konzept von Konfektionsgrößen herausgebildet, um sicher zu gehen, dass eine möglichst große Masse an Menschen die produzierte Mode/Kleidung konsumiert. Dies war jedoch nicht immer so, denn erst im Laufe der Geschichte haben wandelnde Konzepte von Proportionen zu verschiedenen Größensysteme geführt, und erst im Zuge der bürgerlichen Moderne wurden diese vereinheitlicht. Jedoch lässt sich global gesehen auch bis heute nicht von einem einheitlichen Größensystem sprechen, sondern allenfalls von nationalen Konfektionsgrößen, wobei diese zusätzlich auch noch von Hersteller zu Hersteller variieren.

Diesen Konfektionsgrößen geht das Vermessen des menschlichen Körpers voraus, sowie es historisch vorher bereits die Praxis im Schneiderhandwerk war. Allerdings auch mit sehr unterschiedlichen Techniken und Gerätschaften, bzw. Artefakten, die jedoch immer die Dreidimensionalität des Körpers in Streckenmaße übersetzten: „Ende des 19. Jahrhunderts entsteht zunächst eine unüberschaubare Vielzahl von Maß- und Zugschnittsystemen. Mit diesen will sich das Schneiderhandwerk professionalisieren, treibt dabei aber paradoxerweise gerade die Weiterentwicklung der Konfektion voran.“ (Döring/Draude 2012: 64)

Während im Handwerk die Körper noch immer manuell vermessen werden, haben sich in der Bekleidungsindustrie inzwischen digitale Technologien durchgesetzt. Im internationalen Kontext vermessen inzwischen 3-D-Bodyscanner („Body Surface Scanner“) menschliche Körper sehr viel detaillierter, als es ein Maßband je könnte (Gaugele 2014: 124). Jedoch machte überhaupt erst 1815 die Erfindung des Maßbandes<sup>14</sup> es möglich, den Mensch exakt zu vermessen und vor allem aufgrund der metrischen Maße vereinheitlichend zu vergleichen (Döring/Draude 2012: 64; Sprenger 2009: 108; Gaugele 2014).

Im Schneiderhandwerk wurden zunächst die Körper noch auf der Kleidung vermessen<sup>15</sup>, um die Intimität des Kunden zu wahren. Die dadurch

14 Das Maßband wurde 1815 von dem Schneider F.A. Barde in Frankreich erfunden (vgl. Kraft 1998: 49).

15 „Dieses Vorgehen findet sich in allen Schnittbüchern des 19. Jahrhunderts“ (Kraft 2001: 80).

entstehende Messungenauigkeit wurde im Zuge der Praxis von vielen Anproben wieder ausgeglichen. Beim manuellen Maßnehmen wurden individuelle, besonders anatomische Eigenheiten, wie z.B. Körperhaltungen, berücksichtigt (Sprenger 2009: 55). Die „natürliche, d.h. gewohnte Körperhaltung“ (Sprenger 2009: 108) wurde dann wiederum in ein Schnittsystem übertragen und ermöglichte so individuell und ausgefeilt gut sitzende Garderobe: „Der Bau [sic] eines Sakkos muß auf den individuellen Körperbau einer einmaligen Person abgestimmt werden. Die Körperhaltung des Kunden muß bereits beim Maßnehmen beobachtet werden und findet in den genommenen Längen- und Breitenmaßen ihren Niederschlag.“ (Sprenger 2009: 108)

Dieser komplexe und auf das Individuum eingestellte Prozess im Maßschneiderhandwerk wurde jedoch im Zuge der Industrialisierung vereinheitlicht und „geometrische Prinzipien“ als Grundlage des Verständnisses des Körpers als „postulierten Idealkörper“ (Kraft 2001: 51) in Konfektionsgrößen umgesetzt. An der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert entstanden erste Konfektionsgrößen, die jedoch weder national noch international einheitlich waren. Es wurden „zahlreiche, sehr unterschiedliche Systeme entwickelt, um den Körper zu vermessen und dabei für die Kleiderproduktion möglichst genaue, normierte Maße zu erzeugen“ (Döring/Draude 2012: 61). Die Übersetzung von Maßen in Konfektionsgrößen verbindet „dabei Ideal und Norm“ (Döring/Draude 2012: 62) von Körpern. Diese nur scheinbare Vereinheitlichung von vermessenen Körpern in Konfektionsgrößen hat bisher keine historische Kontinuität, und es gibt große Differenzen bei internationalen Reihenmessungen (Gaugele 2014: 124), die sich auch in international differenten Konfektionsgrößen widerspiegeln. Gleichzeitig muss beachtet werden, dass die Reihenmessungen allein von den großen Textilunternehmen finanziert werden, und die Daten daher auch nur diesen zur Verfügung stehen.

Reihenmessungen wurden international über die Jahrzehnte hinweg nur sehr unregelmäßig durchgeführt und konnten auf diese Weise keine Kontinuität in der Konfektion erzielen. So wurde in den Jahren 2001/2002 etwa in England Size UK durchgeführt: Es war die erste Reihenmessung für Herrenbekleidung überhaupt, für die Damenbekleidung hatte es in den 1950er Jahren (UAL 2015) bereits eine gegeben.

Betrachten wir die Reihenmessungen in Deutschland, die seit 1957 vom Hohenstein Institut durchgeführt werden und als Ziel eine gute Passform für *alle* anstreben (Hohenstein 2014): Im Jahr 2009 wurde erstmalig mit 3D-Scannern eine groß angelegte Reihenmessung unter dem Namen Size Germany von 13.362 Personen durchgeführt (Hohenstein 2014; Gaugele 2014). Die letzte Reihenmessung für Damenbekleidung fand davor im Jahr 1994 statt, für Herren im Jahr 1980, welche allerdings nie in der

Industrie umgesetzt wurden, da es keine Einigung in der Anpassung zum Größensystem gab (Hohenstein 2014). Insofern basierten die Konfektionsgrößen der Herren bis 2009 auf Messdaten aus den 1960er Jahren (Hohenstein 2014). An diesem Beispiel wird allein deutlich, für welche Zielgruppe maßgeblich neue Modekörper produziert werden, da Reihenmessungen für Damenbekleidung in regelmäßigen Abständen von ca. 10 Jahren (1972, 1983, 1994, 2009) durchgeführt wurden.

Diese produzierte Geschlechterdifferenz „geht einher mit der Klassifizierung neuer nationaler Durchschnittskörper. So fällt auf, dass die Ergebnisse der Studien in den unterschiedlichen Ländern sehr stark mit der Repräsentation heteronormativer Geschlechterbilder zusammenfallen, wie etwa des deutschen Durchschnittsmanns und der deutschen Durchschnittsfrau.“ (Gaugele 2014: 125) Besonders im internationalen Kontext von Reihenmessungen, in welchen auch die Bestrebungen der EU eines „einheitlichen Bekleidungs- und Größensystems“ (Gaugele 2014: 124) einzuordnen sind, zeigt sich die angeblich angestrebte Erfassung einer Vielfalt von Körpern vielmehr als Produktion eines „Nationenkörper[s]“ (ebd.) So führten z.B. in England die Reihenmessungen im Zuge der internationalen Bestrebungen in der nationalen Presse zu einem Entsetzen über den „Verlust der Grenzen des nationalen Idealkörper[s]“ (Gaugele 2014: 125), während in Frankreich entgegen der gemessenen Werte darauf beharrt wurde, dass die Figur von französischen Frauen „eben ganz à la Brigitte Bardot“ (Heller 2005) sei.

Nur diese kurze Skizze der Vermessung von Körpern macht deutlich, dass die den Konfektionsgrößen zugrundeliegenden Daten keineswegs nur auf objektiv, faktischen Daten beruhen, sondern weit mehr an derzeit herrschenden Idealmaßen, Proportionen und Körperkonzepten ausgerichtet sind und somit „nach und nach die Datenmassen zu bestimmten Konfektionsgrößen verdichten und dabei Ideal und Norm miteinander verweben“ (Döring/Draude 2012: 62).

Die Entstehung von idealisierten und normierenden Konfektionsgrößen zeichnet eine ähnlich historische Vielfalt wie die Vermessung von Körpern, so dass „nahezu jedes Geschäft ein eigenes Größensystem entwickelte.“ (Döring/Draude 2012: 69) Die Konfektionsgrößen haben ihren Ursprung in der Produktion von Uniformen, für welche erstmalig einheitliche Größen entworfen wurden, um die Heere einzukleiden (Kraft 2001: 52; Döring/Draude 2012: 61). Insofern ist es nicht überraschend, dass der männliche Körper das „wissenstheoretische Fundament der Konfektionsgröße“ (ebd.: 73) war und die ersten Schnittbücher bis Mitte des 19. Jahrhunderts auch für die Damenkleidung galten.<sup>16</sup> Ein weiteres Beispiel

16 „Diese generelle Trennung von Herren- und Damenmode ist eine Erscheinung des 19. Jahrhunderts.“ (Kraft 2001: 85)

für die Vielfalt von Konfektionsgrößen in der Damenkonfektion stellt die Differenzierung zwischen Altersklassen zu Beginn des 20. Jahrhunderts dar, welche noch metaphorisch zwischen „Putte, Backfisch, Maid und Dame“ (Mentges 1993: 89) unterschieden.

Trotz der großen Differenzen zu Beginn der Entwicklung von Konfektionsgrößen führten diese jedoch langfristig zu einer Systematisierung und Standardisierung von Maßen und Körperkonzepten:

„Anhand der Entstehung der Konfektionsgrößen lässt sich zuvor eine weitere, dem vorausgehende Zäsur beschreiben: dem Wandel der Wissensordnungen von der Vermessung zur Berechnung. So vollzieht sich im 19. Jahrhundert ein komplexer Übergang von proportionalen, relativen Bestimmungsversuchen hin zur statistisch-arithmetischen Erfassung des Körpers.“ (Döring/Draude 2012: 62)

Diese statistisch-arithmetische Erfassung von Körpern fand in den letzten international durchgeführten digitalen Reihenmessungen ausgehend von Size UK auch in den USA, Mexico, Thailand, Südafrika und auch Size Germany, ihren Kulminationspunkt. Ihr Ziel ist die Erfassung von Körpern und deren Standardisierung in Konfektionsgrößen für den textilen Konsum, die letztendlich vor allem als „genuin normalistisches Dispositiv“ (Link 2005: 51) die Produktion von Mode-Körper-Hybriden unterstützt und vorantreibt.

## **Körper produzieren: Schnitttechnik**

Die Normierung von Körpern durch Vereinheitlichungspraktiken in Konfektionsgrößen setzt sich fort in der Umsetzung von Modekörpern durch Schnitttechniken, die historisch auch als modernes Phänomen zu begreifen sind. Bis ins 17. Jahrhundert gab es nur eine begrenzte Auswahl an Schnittformen, die noch ausgehend von Kreis und Halbkreis konstruiert wurden. Erst im 18. und folgenden 19. Jahrhundert lässt sich davon sprechen, dass die Schnitttechniken sich verfeinerten, hin zu einer Paßform (Mentges 1993: 83). Diese Entwicklungen wurden von der Geometrie, Anatomie, Physiognomie, Mathematik bis hin zur Kunst beeinflusst, welche „das zweidimensionale Abbilden des dreidimensionalen Körpers in Einzelteilen“ (Kraft 1998: 49) vorsah.

Das verbindende Ziel der unterschiedlichen Systeme in der Schnitttechnik war, dabei den Körper in idealisierte Proportionen zu übersetzen. Die Kulturwissenschaftlerin Kerstin Kraft hat die historische Entwicklung der Schnitttechnik in Deutschland detailliert aufgearbeitet (Kraft 1998; 2001; 2004). Kraft kann nachweisen, dass sich historisch drei Formen von Schnitttechniken durchgesetzt haben, die den unterschiedliche

Schnittsysteme zu Grunde lagen: die Proportionalmethode (Normalsystem), die Carporismetrie und vor allem langfristig eine Kombination aus beiden (Kraft 2001: 76f.).<sup>17</sup> Dabei changieren diese Schnittsysteme von der komplexen „Ermittlung umfangreicher Körpermaße“ (Döring/Draude 2012: 68) in der Carporismetrie<sup>18</sup> hin zur Proportionalmethode, die nur noch von der gemessenen Oberleibweite ausgeht und alle anderen Maßen anhand festgelegter Proportionen berechnet: „Die Proportional-Berechnung tritt an die Stelle des fehlenden Maßes und sucht allgemeine Gesetzmäßigkeiten des menschlichen Körpers aufzustellen.“ (Döring/Draude 2012: 66) In der Proportionalmethode gingen alle Konstruktionspunkte im Schnitt von einem gemessenen Maß aus, was zwangsläufig hieß, dass es sich um einen ‚normal-proportionierten‘ Körper handeln musste, der in die Annahmen dieses Proportionschemas *hineinpasste*.

Die verschiedenen Autoren und Schneidermeister diskutierten ihre Schnitttechnik im Verhältnis zu anderen Systemen in Auseinandersetzung um Proportionen, Symmetrie und Ebenmaß. In diesen Diskussionen werden die verschiedenen Einflüsse von Wissensbeständen aus Anatomie, Physiologie, Geometrie und Mathematik bis hin zur Kunst deutlich. Eines der zentralen Vorbilder war im 19. Jahrhundert der Rückbezug auf ein antikes Körperideal und dessen Proportionen, Symmetrien und Silhouetten. Was also historisch unter einem Konzept von Passform zu verstehen war, ist keineswegs einheitlich: „Die Paßform erscheint also als eine variable Größe. Ihre Definition und ihre Wertschätzung ändern sich mit der Mode, bzw. mit den Produktionsverfahren.“ (Kraft 2001: 73) Durch die digitale Technologieentwicklung haben sich diese Produktionsverfahren in der Bekleidungsindustrie weiterentwickelt, und seit den 1970er Jahren findet die Schnittentwicklung vorwiegend mit CAD-Programmen am PC statt.

Schnitttechniken oder auch Schnittsysteme sind aber nicht allein auf die Passform begrenzt, denn diese wird zunächst in der Schnittkonstruktion an Grundschnitten erstellt, welche dann noch durch das Design variiert und abgewandelt werden – d.h. die sogenannte Passform wird nicht mehr geändert, wohl aber der Aufbau des Schnittes und dessen spätere Zusammensetzung beim Nähen. Hinzu kommt, dass die Umsetzung des Entwurfs an einer Größe entwickelt wird und später dieser Schnitt in die

17 „Die Ungenauigkeit der Proportionalmethode und die Umständlichkeit der carporismetrischen Methode führten dazu, daß die einzelnen Vertreter der jeweiligen Methoden Elemente aus der anderen Methode übernahmen und schließlich neue Systeme entwickelten.“ (Kraft 2001: 83)

18 „[N]ur die Kenntnis möglichst vieler Maße [kann] zu einem guten Schnitt führen“ (Kraft 2001: 78)

anderen Größen gradiert wird. Im Zuge dieser Gradierung wird nicht darauf geachtet, ob das im Entwurf angelegte proportionale Verhältnis auch in anderen Größen einen ähnlichen, gewünschten Effekt wie im Entwurf hat. Ein anschauliches Beispiel ist etwa die Konstruktion von tief sitzenden Hüftjeans, die in der Gradierung bei großen Größen zu einem sogenannten Muffin Top<sup>19</sup> führt, da bei diesen die Differenz zwischen Hüfte zu Taille in einem anderen proportionalen Verhältnis steht.

In der Schnitttechnik werden Schnitte in unterschiedliche Kleinteile zerlegt und variiert, die große Differenzen in den Formen der Mode/Kleidung produzieren: „Der idealisierte – geometrische – Körper ist berechenbar, zerlegbar und wieder zusammensetzbar.“ (Kraft 2001: 108) Schnitttechniken modellieren in diesem Sinne die menschlichen Körper in die angestrebte Form (Sprenger 2009: 121).

Verschiedene Schnitttechniken produzieren unterschiedliche Modekörper, deren Verhältnis zum realen, modetragenden Körper in einem idealistischen Verhältnis stehen: Jede Zeit hat ihre Körperkonzepte, welche mit unterschiedlichen Silhouetten, Formen und Vorstellungen von Körpern verbunden sind. Diese materiellen Formungsprozesse bilden sich in der Modegeschichte ab:

„In der spanischen Mode hatte die Kleidung die Funktion, den Körper zu negieren, die Natur zu unterwerfen, den Kopf optisch vom Körper zu trennen [...] Im Rokoko war der Körper nicht viel mehr als ein Kleiderständer, Träger von schönen Stoffen, zarten Farben, Rüschen, Schleifen und erotischen Botschaften [...] Das bürgerliche 19. Jahrhundert definierte für sich selbst und für seine Kleidung eine „Paßform“, diese diente in erster Linie der Beherrschung, der Unterdrückung des Körpers.“ (Kraft 2001: 73)

Die komplexen Verhältnisse, wie Körper in Mode/Kleidung durch Maße, Konfektion und Schnitte kommen, macht deutlich, dass eine scheinbar zunächst klare Grenze zwischen Körpern und Mode/Kleidung kaum gezogen werden kann. In die Konstruktion und Materialität von Mode/Kleidung sind auf verschiedenen Ebenen Körperkonzepte implementiert, die den Körper normieren und so neue Modekörper produzieren. In einem durch Produktionsprozesse entstandenen visuellen Diskurs, durch eine spezifisch definierte Materialität in Maßen, Schnitten und Stofflichkeit werden ästhetische Setzungen vollzogen, die eine fluide

19 Der Begriff des Muffin-Top stellt einen metaphorischen Vergleich her mit einem über die Papierform gequollenen Muffin und dem Phänomen, dass Hüftspeck oberhalb des Bundes von eng und tief geschnittenen Hosen eine ähnliche Form annimmt. In dieser Begrifflichkeit zeigt sich die körpERNormierende Setzung von Modebegriffen im Modejournalismus, in welchem der Begriff geprägt wurde.

Grenze zwischen Mode/Kleidung und Körper deutlich machen. Das Beispiel der Materialisierung in der Verarbeitung des Herrensakkos wird dies im Anschluss anschaulich verdeutlichen.

### **Körper proportionieren: Silhouette durch Verarbeitung**

Der Herrensakko ist eines der prägnanten Beispiele in der Geschichte der Bekleidung, um die Dimensionen der Materialität von Mode als Modekörper und Körperidealproduzent zu veranschaulichen. Historisch zeigt sich das bereits anhand der Tatsache, dass der Herrenschnneider aus dem Rüstmacher entstanden ist – also aus dem Handwerk, welches Rüstungen für den Kampf herstellte: „Die hohe Kunst der Herrenkleidmacher entwickelte sich aus der Kunst, Rüstungen zu schmieden. Jahrhundertlang war es eine von Männern für Männer ausgeübte Kunst. Bis zur Renaissance waren ausschließlich Männer für die Herstellung von Herren- und Damenbekleidung zuständig gewesen, und noch heute ist die Herrenschniderei ein Reich männlich dominierter Professionalität.“ (Sprenger 2009: 11) Dies muss ergänzt werden um den bereits oben erwähnten Fakt, dass historisch die ersten Konfektionsgrößen für die Bekleidung der Heere entwickelt wurden. Die buchstäbliche *Vielschichtigkeit* des Herrensakkos liegt im Zusammenspiel von Maß, Schnitt und Verarbeitung, das das Sakko zu einem Modekörper werden lässt.

Zentral an der materiellen Konstruktion des Herrenanzugs ist, ob nun handwerklich als Maßanzug oder industriell hergestellt, dass er nicht aus einer Stoffschicht besteht, sondern vielmehr aus Schichten unterschiedlichster Materialien, „die an bestimmten Stellen stützen, polstern, verstärken oder zusammenhalten“ (Sprenger 2009: 121). Diese Schichten erzeugen erst die Form, die als Körperideal gewünscht ist. Das Erscheinungsbild des Sakkos, welches sich auch in seiner ästhetischen Nähe zur Uniform verdeutlicht, wird vor allem durch eine Versteifung des Vorderteils und die Wattierung der Schulterpartie erzeugt: „Die Front erhält meist ein Gerüst, das aus einer Ganzeinlage (aus Leinen, gezwirnter Roßhaar- oder Kamelhaareinlage) und einem die Brust- und Schulterpartie verstärkenden Plack (Roßhaareinlage, Roßhaarsieb) besteht.“ (Sprenger 2009: 121) (Siehe Abbildung 1)



Abbildung 1: „Gestaltungsbeispiel einer Ganzeinlage mit Plack und Schulterstützen“ (Sprenger 2009: 121)

Die komplexen und mehrschichtigen Verarbeitungstechniken des Maßsakkos wurden in der industriellen Produktion von Herrensakkos stark vereinfacht über eine sogenannte Frontfixierung. Die „serienmäßige industrielle Herstellung von Bekleidung nach Größensätzen begann in Deutschland in den 1850“ (Sprenger 2009: 159), doch bereits in den 1820er Jahren wurde in den USA erste Konfektionsanzüge produziert. In der Bekleidungsindustrie besteht die Frontfixierung aus einem Material, einer verstärkenden Einlage, welche heute auf die Stoffe untergeklebt wird und so die Produktion zeitsparend vereinfacht. Der Effekt einer Festigkeit verschiedener Stoffe wird durch die Frontfixierung garantiert und modelliert weiterhin einen festen, faltenfreien Brustkorb, welcher je nach historischen Moden durch zusätzliche massige oder weniger auffallende Schulterwattierungen unterstützt wird (Sprenger 2009: 160f.). In der Herrenmaßschneiderei wird in diesem Zusammenhang nicht umsonst davon gesprochen, dass „das ‚perfekte‘ Sakko [...] vom Schneider gebaut“ (Sprenger 2009: 183) wird. Die Metapher des Bauens, steht für die mehrlagige Formung verschiedener Materialien zu einer festen Einheit, welche den Körper erst in die Form und Silhouette bringt, die als hegemoniale Konstruktion von athletischer Männlichkeit in der Moderne Bestand hat. Sie zeigt sich am bis heute unveränderten Konstrukt der Silhouette des Sakkos: „Die Kunst des Schneiders setzt hier ein und verleiht auch jenem Mann ein athletisch wirkendes Erscheinungsbild, der diese Anlage von Natur aus nicht besitzt.“ (Sprenger 2009: 96)

## Die Materialisierung von Mode-Körper-Hybriden

Die Definition dessen, was ein ‚natürlicher‘ Körper ist, wird spätestens seit den Arbeiten der Körpersoziologie Anfang der 1980er Jahre grundlegend in Frage gestellt (Gugutzer 2006, 2004; Hahn/Meuser: 2002;

Schroer 2005). In aktuellen deutschsprachigen Debatten der Körpersoziologie steht der Körper als Akteur und verkörperter Wissensträger im Mittelpunkt, auch die Erforschung der Bewegungen des Körpers fällt darunter. Hier verbindet sich die Körpersoziologie mit der Praxistheorie: Körper agieren über Praktiken, und Praktiken konstituieren Körper, Körperbewegungen, Körperbilder, Körperwahrnehmungen etc. Die prozessuale Konstitution von Körpern wird in Relation zu, mit und über Praktiken und in Bewegungen vollzogen. In dieser Ausrichtung der Körpersoziologie steht zentral die Überwindung eines Dualismus von Körper und Geist, die den Körper gleichzeitig als Medium und Akteur positioniert.

In den Diskussionen der Material Studies haben diese Thesen eine erneute Zuspitzung erfahren. Sowohl den Körpern als auch den Artefakten wird darin ein Akteursstatus zugewiesen, der an deren Materialität, bzw. Materialisierung gebunden ist: „Dem agentuell-realistischen Ansatz zufolge ist die Materialität ein aktiver Faktor in den Prozessen der Materialisierung. Die Natur ist weder eine passive Oberfläche, die auf Prägung durch die Kultur wartet, noch das Endprodukt kultureller Leistungen.“ (Barad 2012: 97)

Karen Barad hat anhand von Apparaten in der Physik aufgezeigt, wie diese durch ihre materielle Beschaffenheit die Materialität von Dingen bestimmen. Diese Thesen lassen sich auf die vestimentäre Konstruktion von Mode/Kleidung übertragen, denn in diesem Sinne ist die Vermessung menschlicher Körper, deren Übersetzung in Konfektionsgrößen und Schnitte bis hin zur Verarbeitung durch Stoffe, Wattierungen und Erweiterungen „die Bedingung der Möglichkeit für bestimmte Grenzen und Eigenschaften“ (Barad 2012: 26) von Körpern.

Überträgt man diese theoretischen Prämissen auf die Materialität von Mode/Kleidung, wird deutlich, dass die in Mode/Kleidung implementierten Körperkonzepte eine In- und Exklusion von Körpern (und damit auch Subjekten) als soziale Tatsache produzieren – sie ist ein subtil ästhetisches ‚Körperwissen‘ sozialer Differenz. Diese soziale Differenz ist aber nicht mehr so offen- und ersichtlich wie bei Georg Simmel (1905) oder Thorsten Veblen (1971) angelegt und von Klassen oder Milieus bestimmt wie bei Richard Sennett (1983). Soziale Differenz artikuliert sich vielmehr über differente Körperkonzepte, welche in der Materialität von Mode/Kleidung verkörpert und produziert werden: „Und die Materie ist kein ein für allemal bestimmtes Wesen; vielmehr ist sie Substanz in ihrem intraaktiven Werden – kein Ding, sondern eine Tätigkeit, geronnenes Tätigsein.“ (Barad 2012: 98)

An Barad anschließend lässt sich sagen: Es gibt keine Mode ohne Körper(konzepte), welche sich von, in und mit der Materialität von Mode performativ produzieren und reproduzieren. Diese spezifische Materialität von Kleidung schwimmt allerdings anhand der Tatsache, dass Kleidung mit den Körpern der Tragenden (und somit ihren Identitäten und Subjektivierungen) eine unauflösliche Verbindung eingeht: „Du bist, was du trägst“.

Diese performative Kraft im Tätigsein der Materialität von Mode/Kleidung zeigt sich im Zusammentreffen von ‚anderen‘ Körpern mit den in der Kleidung angelegten Modekörpern. So entsteht, was soziologisch gesprochen eine soziale Tatsache (Durkheim) werden kann, indem sie aus performativitätstheoretischer Perspektive gelingt oder scheitert. Die idealtypische Konstruktion von Modekörpern in der Materialität von Mode/Kleidung, ermöglicht erst das Erkennen und Normieren von ‚falschen‘ und ‚richtigen‘ Körpern. Diese Modekörper sind durch Maße, Konfektion, Schnitttechnik und Verarbeitungstechniken komplexen historischen Prozessen unterworfen und zeigen auf wie „Praktiken, Wissensformen und Artefaktkomplexe [...] an den Entwurfs- und Produktionsprozess“ (Moebius/Prinz 2012: 18) von Modedesign und Bekleidungsproduktion gebunden sind.

Eine solche soziale und kulturelle Genese von *Mode-Mensch-Hybriden*<sup>20</sup> wird bislang in der Modetheorie nicht reflektiert, im Gegenteil ist das Versprechen von Mode gar, immer wieder aufs Neue definieren zu können, was der Mensch sei. Ausgeblendet wird dabei aber, dass sich Mode und ihre Idealkonzeptionen von Körpern verändern, dies aber nicht in einem kausalen Verhältnis zu Veränderungsprozessen von Körpern steht, sondern sich vielmehr maßgeblich relational beeinflusst. In Mode/Kleidung eingelassene Modekörper treffen auf ‚andere‘ Körper, als die im Formungsprozess eingelassenen Körperkonzepte und werden so zu *Mode-Körper-Hybriden*. Ein in diesem Zusammenhang anschauliches Beispiel, ist die Gleichzeitigkeit von ‚Schönheitsidealen‘ wie der ‚Tigh Gap‘ und der Materialität von Slimmy Jeans, die aus hochelastischen Materialien die „neuen Beine der Frauen“ (Vinken 2014: 14) bis in den Schritt hinein formen und betonen. *Mode-Körper und Mode tragende Körper beeinflussen sich gegenseitig, sie werden zu einem Mode-Körper-Hybriden.*

20 Im Anschluss wird es hier um Mode-Körper-Hybride gehen, da eine umfassende Ausarbeitung und Auswirkung der hier vorgestellten Thesen auf Subjektivierungsprozesse einer tiefergehenden Betrachtung bedarf, als es dieser Beitrag zu leisten vermag. Es soll mit dem Begriff des Mode-Mensch-Hybriden allerdings darauf verwiesen werden, dass die hier vorgestellten Thesen weitgehende Auswirkungen auf Subjektivierungsprozesse haben.

Die in Bekleidung implementierten Körperkonzepte produzieren zeit-historische Silhouetten und Körperideale, die in der Bekleidungspraxis wiederum zu Praktiken von Formung, Haltung und Stilisierung von Körpern führen. Diese Praktiken einer Bekleidungspraxis sind im Anschluss und Erweiterung von Bourdieus Konzept des Habitus mit einem Bewegungswissen eng verwoben, die diese Formungen, Haltungen und Stilisierung erst möglich machen. Mode und Kleidung bilden erst im Kontext von Bewegungen, Gesten, Posen, Körperhaltungen einen Habitus und damit eine Stilisierung (Butler 1991: 206) in Form eines sogenannten Style. Dieser Style ist wiederum eng verwoben mit einem spezifischen Körperwissen, welches sich nur dann entfalten kann, wenn Kleidung diese Bewegungen ermöglicht, schafft, bzw. wenn die Bewegungen sich der Kleidung anpassen.

Die durch Mode geformten Kleidungsstücke schaffen jedoch soziale Tatsachen insofern, als dass sie für tragende Körper zu klein/zu groß, zu eng/zu weit, zu lang/zu kurz, nicht passend oder eben doch passend sind. Maße, Konfektionsgrößen, Schnitte, Stoffe, Verarbeitungen sind im Prozess der Entstehung von Kleidung/Mode, „materielle (Re-)Konfiguration oder [und] Diskurpraktiken, die materielle Phänomene in ihrem Werden hervorbringen (und deren Teil sind).“ (Barad 2012: 98) Die materialisierten Phänomene, welche sie hervorbringen, sind einerseits im Kleidungsstück angelegte Modekörper und andererseits werden die sie tragenden Körper so zu *Mode-Körper-Hybriden*.

Eine Materialität von Mode/Kleidung entsteht als Resultat von Intraaktionen (Barad) zwischen Menschen und Artefakten, im Gestaltungs- und Herstellungsprozess eines Kleidungsstückes, welches so und nicht anders ist. Eine spezifisch gestaltete Materialität, die als verkörperte Materialität erst in ihrer Kombination in Erscheinung tritt und dabei zwangsläufig performativ ist, kann also gelingen oder scheitern, im Sinne des von der Modeindustrie gesetzten Modekörpers, anhand von Konfektionsgrößen und Maßtabellen. Aber genau hierin liegt auch das subversive und agentielle Potential von Mode/Kleidung verborgen, wenn Körper, die nicht in dieses Ensemble von Praktiken ‚passen‘ – als passende Körper in Modekörpern –, diese Prinzipien unterlaufen: Frauen in Männerkleidung, Beth Dito in Schwangerschaftskleidung aus Stretch, Drag Kings und Drag Queens, die alle diese Mode/Kleidung ‚trotzdem‘ tragen.

## Literatur

- Appadurai, Arjun (1986): *The social life of things*, Cambridge.
- Arnold, Rebecca (2009): *The american look. Fashion, sportswear and the image of women in 1930s and 1940s* New York, London.
- Bachmann, Cordula (2008): *Kleidung und Geschlecht. Ethnographische Erkundungen einer Alltagspraxis*, Bielefeld.
- Barad, Karen (2012): *Agentieller Realismus*, Berlin.
- Barnard, Malcolm (2014): *Fashion Theory: an introduction*.
- Bieger, Laura/Reich, Annika/Rohr, Susanne (2014) (Hg.): *Mode, ein kulturwissenschaftlicher Grundriss*, München.
- Beward, Christopher (1995): *The culture of fashion*, Manchester.
- Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt a.M.
- Dielter, Michael (2010): Consumption, in: Hicks, Dan/Beaudry, Mary Carolyn (ed.): *The Oxford handbook of material culture studies*. Oxford, New York, S. 209-228.
- Döring, Daniela/Draude, Claude (2012): Körper nach Zahlen. Vom Maßnehmen und der Simulation von Menschlichkeit, in: *Bulletin Texte* Nr. 38, S. 61-87, Berlin.
- Döring, Daniela (2011): *Zeugende Zahlen. Mittelmaß und Durchschnittstypen in Proportion, Statistik und Konfektion*, Berlin.
- Entwistle, Joanne (2000): *The Fashioned Body. Fashion, Dress and Modern Social Theory*, Cambridge.
- Esposito, Elena (2004): *Die Verbindlichkeit des Vorübergehenden. Paradoxien der Mode*, Frankfurt.
- Gaugele, Elke (2014): Grenzkontrollen. Fashion and Surveillance, in: Haehnel, Birgit/Karentzos, Alexandra/Trauth, Nina (Hg.): *Anziehen. Transkulturelle Moden. Querformat. Zeitschrift für Zeitgenössisches, Kunst, Populärkultur*, Heft 6.
- Gaugele, Elke/Reiss, Kristina (2003) (Hg.): *Jugend. Mode. Geschlecht. Die Inszenierung des Körpers in der Konsumkultur*, Frankfurt a.M.
- Gugutzer, Robert (2006): *body turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports*, Bielefeld.
- Gürtler, Christa/Hausbacher, Eva (2015) (Hg.): *Kleiderfragen. Mode und Kulturwissenschaft*, Bielefeld.
- Haberler, Veronika (2012): *Mode(n) als Zeitindikator*, Wiesbaden.
- Haehnel, Birgit/Karentzos, Alexandra/Petri, Jörg/Trauth, Nina (Hg.): *Anziehen. Transkulturelle Moden*, in: *Querformat. Zeitschrift für Zeitgenössisches, Kunst, Populärkultur*, Heft 6, Bielefeld.
- Hahn, Hans Peter (2014<sup>2</sup>): *Materielle Kultur: eine Einführung*, Berlin.
- Hahn, Kornelia/Meuser, Michael (2002) (Hg.): *Körperrepräsentationen: die Ordnung des Sozialen und der Körper*, Konstanz.
- Heller, Andreas (2005): Größenwahn, in: *Normen, NZZ Folio*, 2 (2005), <http://folio.nzz.ch/2005/februar/grossenwahn> (13.07.2015)
- Hohenstein Institute (2014): *Presseinformation. Passend für jede Zielgruppe. Fakten und Hintergründe zu den Konfektionsgrößen in Deutschland*, [http://www.hohenstein.de/de/inline/pressrelease\\_54785.xhtml](http://www.hohenstein.de/de/inline/pressrelease_54785.xhtml) (13.07.2015)
- Kawamura, Yuniya (2011): *Doing Research in Fashion and Dress: an introduction in qualitative methods*, New York.
- Kawamura, Yuniya (2005): *Fashion-ology. An Introduction to Fashion Studies*, Oxford.
- König, Gudrun M./Mentges, Gabriele/Müller, Michael R. (2015) (Hg.): *Die Wissenschaften der Mode*, Bielefeld.
- König, René (1998): *Soziologie und Humanist. Texte aus vier Jahrzehnten*, herausgegeben von Michael Klein und Oliver König, Opladen.

- Kraft, Kerstin (2004): Textile Patterns and Their Epistemological Functions, in: *Textile. The Journal of Cloth & Culture*, Vol. 2, Issue 3, 2004, S. 308–327.
- Kraft, Kerstin (2001): Kleider.schnitte, in: Heike Jenß/Kerstin Kraft/Heike Willingmann (Hg.): *Zeit.schnitte: kulturelle Konstruktionen von Kleidung und Mode*, Berlin, S. 16–138.
- Kraft, Kerstin (1998): Schnittmuster, in: *form + zweck* 15, 30. Jg., Berlin, S. 44–53.
- Kühl, Alicia (2015): *Modenschauen. Die Behauptung des Neuen in der Mode*, Bielefeld.
- Lehnert, Gertrud/Kühl, Alicia/Weise, Katja (2014) (Hg.): *Modetheorie. Klassische Texte aus vier Jahrhunderten*, Bielefeld.
- Lehnert, Gertrud (2013): *Mode. Theorie, Geschichte und Ästhetik einer kulturellen Praxis*, Bielefeld.
- Leutner, Petra (2011): Anerkennungspraktiken von Mode und Kunst, in: *kunst.texte.de*, E-Journal für Kunst- und Bildgeschichte, [http://www.kunsttexte.de/index.php?id=711&idartikel=38660&ausgabe\(13.07.2015\)](http://www.kunsttexte.de/index.php?id=711&idartikel=38660&ausgabe(13.07.2015))
- Link, Jürgen (2005): Textil genormte oder textil differentielle gestylte Körper? Uniformität zwischen Normativität und Normalität, in: Mentges/Richard: *Schönheit der Uniformität*, Frankfurt a. M.
- McRobbie, Angela (2013): *In the Culture Society: Art, Fashion and Popular Music*, Hoboken.
- Mentges, Gabriele (2010): Kleidung als Technik und Strategie am Körper. Eine Kulturanthropologie von Körper, Geschlecht und Kleidung, in: Holenstein, André/Meyer Schweizer, Ruth/ Weddigen Tristan/Zwahlen, Sara (Hg.): *Zweite Haut: zur Kulturgeschichte der Kleidung. Referate einer Vorlesungsreihe des Collegium Generale der Universität Bern im Herbstsemester 2007*, Bern.
- Mentges, Gabriele/Richard, Birgit (2005) (Hg.): *Schönheit der Uniformität. Körper, Kleidung, Medien*. Frankfurt a. M.
- Mentges, Gabriele (1993): Der vermessene Körper, in: Mentges, Gabriele/Köhle-Hezinger, Christel (Hg.): *Der neuen Welt ein neuer Rock : Studien zu Kleidung, Körper und Mode an Beispiele aus Württemberg*, Stuttgart.
- Miller, Daniel/Küchler, Susanne (2005) (Hg.): *Clothing as material culture*, New York.
- Miller, Daniel (2005) (Hg.): *Materiality*, Durham, NC.
- Miller, Daniel (1987): *Material culture and mass consumption*, New York.
- Moebius, Stephan/Prinz, Sophia (2012) (Hg.): *Das Design der Gesellschaft. Zur Kultursoziologie des Designs*, Bielefeld.
- Müller, Michael R. (2012): Apartheid der Mode – Eine symboltheoretische Revision der formalen Modesoziologie, in: *Sozialer Sinn. Zeitschrift für hermeneutische Sozialforschung*, Heft 2/2012, 13. Jg., S. 257–280.
- Ramming, Jochen (2011): Nähtechnologie für den Alltagsgebrauch – Popularisierungsstrategien und Konsumtionsverlauf bei der Verbreitung der Nähmaschine in Privathaushalten, in: *Netzwerk Mode Textil e. V. (Hg.): Wechselwirkungen zwischen Technik, Textildesign und Mode*, Berlin (Online Publikation).
- Ruhne, Renate (2011): *Raum Macht Geschlecht. Zur Soziologie eines Wirkungsgefüges am Beispiel von (Un)Sicherheiten im öffentlichen Raum*. 2. Auflage; Wiesbaden.
- Schlittler, Anna-Brigitte/Tietze, Katharina (2013): *Mode und Bewegung: Beiträge zur Theorie und Geschichte der Kleidung*, Emsdetten.
- Schneider, Jane (2006): *Cloth and Clothing*, in: Tilley et al. (Hg.): *Handbook of material culture*, London.
- Schroer, Markus (2005) (Hg.): *Soziologie des Körpers*, Frankfurt a.M.
- Sennett, Richard (1983): *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität*, Frankfurt a.M..

- Siekermann, Kristina (2014): Kleider machen Städte: Zur Eigenlogik von München und Frankfurt, Frankfurt a. M.
- Simmel, Georg (1905): Philosophie der Mode, in: Landsberg, Hans (Hg.): Moderne Zeitfragen, Nr. 11, Berlin, S. 5-41)
- Sprenger, Ruth (2009): Die hohe Kunst der Herrenkleidmacher, Tradition und Selbstverständnis eines Meisterhandwerks, Wien.
- Tilley, Christopher/Keane, Webb/Küchler, Susanne/Rowlands, Mike/Spyer, Patricia (2006) (Hg.): Handbook of material culture, London [u.a.].
- Tranberg Hansen; Karen (2004): The World in Dress: Anthropological Perspectives on Clothing, Fashion, and Culture, in: Annual Review of Anthropology, Vol. 33: 369-392.
- UAL (2015) (University of the Arts London): <http://www.arts.ac.uk/research/research-projects/completed-projects/sizeuk-results-from-the-uk-national-sizing-survey/> (13.07.2015)
- Veblen, Thorstein (1971): Theorie der feinen Leute: eine ökonomische Untersuchung der Institutionen, München.
- Venohr, Dagmar (2010): Medium macht Mode. Zur Ikonotextualität der Modezeitschrift, Bielefeld.
- Vinken, Barbara (2014): Angezogen: das Geheimnis der Mode, Stuttgart.
- Warner, Patricia Campbell (2006): When the girls came out to play: the birth of american sportswear, Amherst.
- Wenrich, Rainer (2015) (Hg.): Die Medialität der Mode. Kleidung als kulturelle Praxis. Perspektiven für eine Modewissenschaft, Bielefeld.
- Wilson, Elisabeth (2013): Cultural Passions: Fans, Aesthetes and Tarot Readers, London.
- Wilson, Elisabeth (2003): Fashion and Modernity, New York.
- Woodward, Sophie/Fisher, Tom (2014) (Hg.): Introduction: Fashioning through materials: Material culture, materiality and processes of materialization, in: Critical Studies in Fashion & Beauty, Volume 5, Number 1.
- Woodward, Sophie (2007): Why women wear, what they wear, Oxford.

## Abbildungen

Abbildung 1: „Gestaltungsbeispiel einer Ganzeinlage Plack und Schulterstützen“ (Sprenger 2009: 121)

*Melanie Haller, Dr., Kontakt: haller.melanie@gmail.com, promovierte 2012 in der Körper- und Bewegungssoziologie, am Institut für Bewegungswissenschaft der Universität Hamburg, mit einer körpersoziologischen Arbeit zu Intersubjektivität im Tango Argentino. Vor ihrem Studium der Soziologie, Literaturwissenschaft und Philosophie absolvierte sie eine Ausbildung zur Damenschneiderin und arbeitete mehrere Jahre im Kostümbereich am Theater und im Film. Zurzeit bringt sie in ihren Forschungen diese beiden Welten zusammen, indem sie zur Materialität von Mode forscht. Sie unterrichtet im Bereich der Modetheorie an der HAW Hamburg und der Akademie Mode und Design. Ihre Forschungsschwerpunkte sind: Körper- und Bewegungssoziologie, Gender Studies, Modetheorie, Subjekttheorie, populäre Tanzkulturen (Tango Argentino, Salsa, Swing) und qualitative Methoden.*



# „Becoming with things“ in Interviews: Materialisierungsprozesse von Wiener Rentner\_innen am Beispiel von Bergerzählungen

Grit Höppner

*English abstract: In this article, I investigate from an agential realist perspective the way remembered things materialize through human bodies in interviews. Using the case of Viennese elderly people, I show how their non-verbal reference to a mountain caused a temporal materialization of its attributed features through their bodies and, as a result, transformed the way in which they embody age, illness, gender and health. Mountains had an active function during these processes because they initiated interviewees' non-verbal reference. In analyzing processes of materialization, the article shows the kind of contribution that an agential realist account can make to sociological interview research. It particularly highlights the need to rethink both the constitution of human bodies and the popular procedure of assuming a pre-existing distinction and an asymmetry between humans and non-humans in empirical analyses of qualitative social research.*

## 1. Einleitung

Erst seit kurzer Zeit berücksichtigen Untersuchungen der qualitativen Sozialforschung das Potential von Ansätzen des Material Feminism (u.a. Irni 2010; Schadler 2013). Diese Ansätze vereinigen Konzepte, die die Opposition von biologisch determinierten Körpern und sozial konstruierten Bedeutungen in Frage stellen, ohne Körper zu essentialisieren oder ihre Materialität diskursiv aufzulösen (Alaimo/Hekman 2008; Barad 1996, 2003; Dolphijn/van der Tuin 2012). Sie hinterfragen daher Theorien, die Körper als passive, statische Einheiten konzeptualisieren (Schmitz/Degele 2010). Da die Ansätze des Material Feminism die Funktion von Körpern in Abhängigkeit von ihren Umwelten untersuchen, verstehen sie diese nicht als einen Gegensatz zu kulturellen Konstruktionen und Dingen, sondern sie fokussieren deren gemeinsames Werden in Praktiken.

Insbesondere die Analyse des „becoming with things“ (Villa/Schadler 2014) setzt neue Impulse für die Diskussion der Frage, auf welche Weise sich menschliche Körper in Erhebungen der qualitativen Sozialforschung, etwa in Interviews, durch den Bezug auf Dinge materialisieren. Denn während Arbeiten zur Untersuchung von Forschungsprozessen das Verhältnis von Forschenden und Beforschten neu

konzeptualisieren, indem sie die traditionelle Trennung in Forschungs-subjekt und Forschungsobjekt in Frage stellen (Gugutzer 2006; Villa 2009), ist das Potential der empirischen Analyse der Beziehung zwischen Menschen und Dingen noch nicht ausgeschöpft. Diese Beziehung weiter zu untersuchen ist aber notwendig, denn sie hilft, das Verhältnis des traditionell als Gegensatz konzipierten Paares human und nicht-human zu hinterfragen, das mit Zuschreibungen und Hierarchisierungen behaftet ist (Haraway 1988). Die Kritik der Feminist Science Studies und daran anschließend Ansätze des Material Feminism fokussieren Konsequenzen dieses Dualismus, etwa hinsichtlich Technologien zur Gehirnoptimierung (Schmitz 2011) und des Verhältnisses von Menschen und Prothesen (Shildrick 2013). Diese Studien zeigen, dass auf die Kompensation von körperlichen Beeinträchtigungen zielende Artefakte oft herangezogen werden, um soziale Exklusionen zu legitimieren. Sie analysieren die sozial differenzierenden Bedeutungen, die solchen Artefakten in Bezug auf deren Funktion für den menschlichen Körper zugeschrieben werden. Auch betonen sie die Notwendigkeit, menschliche Körper und Artefakte als in ihrer wechselseitigen Bezugnahme konstituierend zu verstehen, während der sich ihre Grenzen verschieben.

Um menschliche Körper im Verhältnis zu Dingen aus der Perspektive der Material Feminisms empirisch zu untersuchen, analysiere ich in diesem Artikel Erzählungen von Rentner\_innen, in denen sie Erlebnisse in den Bergen zum Ausdruck bringen.<sup>1</sup> Diese Erzählungen sind Artikulationen von diskursiver und zugleich materieller „Wirkmächtigkeit“ (Mangelsdorf et al. 2013), die sich in den Wechselwirkungen von Materialitäten und Bedeutungen mit anderen Materialitäten und Bedeutungen gebildet haben (siehe Kapitel 2). In meiner Studie „Praktiken der Verkörperung von Alter(n)“ artikuliert sich diese agency in verbalen Praktiken (d.h. Äußerungen) und zugleich in nonverbalen Praktiken (d.h. Sprechweise, Bewegungen, Körperhaltung). Ich verwende den Begriff „non-verbal“, um auszudrücken, dass verbale Praktiken immer nonverbale Praktiken und nonverbale Praktiken immer verbale Praktiken sind. Durch die Rekonstruktion dieser non-verbalen Artikulationen kann ich Materialisierungsprozesse empirisch untersuchen. Auch wenn Berge nicht als reale Dinge in den Interviews gegenwärtig waren, so materialisierten die Interviewten durch ihren non-verbalen Bezug auf Berge jene Merkmale, die sie diesen erinnerten Dingen zuschreiben. Aufgrund ihrer aktiven Wirkmächtigkeit regten die

1 Ich habe von August 2011 bis März 2012 zwanzig in Wien lebende Rentner\_innen (60-92 Jahre alt) in problemzentrierten Interviews (Witzel 2000) zu ihren Erfahrungen und Meinungen zum Alter(n) befragt.

Berge diese Zuschreibungen aber erst an. In diesem wechselseitigen Bezug habe ich zwischenzeitliche Grenzverschiebungen zwischen Menschen und Nicht-Menschen analysiert, die Anregungen geben, um deren Verhältnis neu auszuloten und den Dualismus human/nicht-human zu hinterfragen.

Den epistemologischen Rahmen meiner Analyse bildet Karen Barads Agential Realism (1996, 2003) und insbesondere ihr Konzept der agential cuts, mit dem ich mich in non-verbalen Praktiken konstituierende neue Einheiten von Materialität und Bedeutung als „Assemblagen“ bezeichne. Die sich daran anschließenden methodischen Hinweise sind Bestandteil eines Ansatzes zur Analyse von non-verbaler Körpersprache in Interviews aus der Perspektive des Agential Realism (Höppner 2015, i.E.; siehe Kapitel 2). Da der Bezug auf Berge in meiner Studie der Materialisierung von Körpervorstellungen diene, rekonstruiere ich im 3. Kapitel zwei Formen von Grenzverschiebungen, mittels derer die interviewten Rentner\_innen ihre Vorstellungen von Alter(n), Geschlecht, Krankheit und Gesundheit zum Ausdruck brachten: Durch ihren Bezug auf die Tätigkeiten „Berg besteigen oder befahren“ und „auf einem Berg stehen“ veränderten sie ihre bis zu diesen Interviewsituationen hervorgebrachten Materialisierungen. Der Artikel endet mit dem Aufruf, die Materialisierung dieser Körpervorstellungen in Interviews nicht als einen statischen Zustand zu verstehen, wie dies etwa Theorien im Bereich der Soziologie des Alter(n)s voraussetzen (u.a. Baltes 1996; Pichler 2010), sondern die non-verbalen Praktiken zu rekonstruieren, mittels derer diese Interviewten ihre Vorstellungen von Alter(n), Geschlecht, Krankheit und Gesundheit performativ hervorgebracht haben. Denn diese Theorien berücksichtigen zu wenig, dass das Hervorbringen von Körpervorstellungen durch den non-verbalen Bezug auf (erinnerte) Dinge und den Bedeutungen beeinflusst ist, die diese Dinge in Menschen auslösen. Die Analyse von solchen sich dynamisch konstituierenden Materialisierungen gibt schließlich Impulse für die Neuverhandlung des Verhältnisses von human und nicht-human in Interviews (siehe Kapitel 4).

## **2. Menschliche Körper und Dinge enden nicht an ihrer Oberfläche: theoretisch-methodologische Überlegungen**

Theorien der Soziologie des Alter(n)s konstatieren, dass der menschliche Körper als eine Einheit mit feststehenden Begrenzungen definiert ist, der klar von anderen Körpern zu trennen ist. Im Anschluss an Donna J. Haraway (1988), Judith Butler (1993) und Karen Barad

(2003) vertrete ich hingegen die Ansicht, dass menschliche Körper nicht an ihrer sichtbaren Begrenzung – der Haut – enden und daher nicht unabhängig von ihrer Umwelt analysiert werden können. Denn menschliche Körper sind nicht von kulturellen und sozialen Prozessen getrennt, sondern sie sind immer schon materiell mit solchen bedeutungskonstituierenden Vorgängen verbunden, die in spezifischen Kontexten ablaufen.

Menschliche Körper bilden sich in Rekurs auf ihre materielle (human, d.h. andere menschliche Körper und nicht-human, d.h. Dinge) und diskursive Umwelt (etwa Zuschreibungen). Um solche Verschränkungen von Materialität und Bedeutung zu definieren, verwendet Barad (2003: 822) den Begriff „intra-action“. Demnach entsteht zwischen Materialität und Bedeutung erst dann eine Beziehung, wenn sie sich in materiell-diskursiven Praktiken – in meiner Studie sind dies non-verbale Praktiken – aufeinander beziehen. Dieser veränderte Blick auf menschliche Körper wird auch im Rahmen des practice turn (Hirschauer 2004; Schatzki et al. 2001) herausgestellt: Körper sind nicht als ein Ergebnis von Praktiken zu verstehen, sondern sie sind in die Praktiken eingelassen, die sie konstituieren.

Ich nehme diese veränderte Perspektive auf menschliche Körper zum Ausgangspunkt, um die non-verbale Praktiken zu rekonstruieren, die in meinem Projekt Grenzverschiebungen zwischen Menschen und Dingen anzeigen. Non-verbale Praktiken habe ich mittels einer speziellen Transkriptionsweise aufbereitet. Zusätzlich zu den meist im Wiener Dialekt artikulierten Aussagen habe ich in Anlehnung an das Gesprächsanalytische Transkriptionssystem nach Margret Selting et al. (1998) die folgenden non-verbale Praktiken in den Transkriptionen vermerkt: Pausen ((.) (3 sec)), Geräusche (<lacht>), Veränderungen der Stimme und Sprechgeschwindigkeit (<lauter> <leiser> <schneller> <langsamer>), Dehnungen von Wörtern (: :: :::), Akzentuierung von Wörtern (AKZENT) und Tonhöhen am Einheitsende (- ? .). Ich habe die Interviewten während unserer Treffen zusätzlich beobachtet; diese Beobachtungen vervollständigen die Transkriptionen: [Geste].

Praktiken haben eine wichtige Funktion bei Grenzziehungsprozessen, denn sie formen Körper, Dinge und Umwelten (Haraway 1988). Allerdings sind diese Begrenzungen nicht endgültig (Barad 2003). Zur Analyse von Grenzen schlägt Barad (2003: 815) den Begriff „components“ vor. Komponenten sind die kleinste analytische Einheit von Materialität und Bedeutung. Sie konstituieren sich in Intra-Aktionen. Ein Körper, dem menschliche Eigenschaften zugeschrieben werden, ist etwa als die Komponente Mensch definiert. Komponenten formen Netzwerke, die in ihrer Summe ein Phänomen bilden (Barad

2003: 815). Ein Phänomen, seine Netzwerke und Komponenten sind temporäre Begrenzungen, die durch eine Analyse der sie konstituierenden Praktiken bestimmt werden können. In der Analyse mache ich Netzwerke durch eine Aneinanderreihung der Komponenten analytisch sichtbar, die sie konstituieren; Komponenten sind mit einem Pluszeichen verbunden, um auf deren Verknüpfung hinzuweisen (z.B. Mensch+Berg+Körpervorstellung)<sup>2</sup>.

Grenzen verschieben sich zwar in und durch Intra-Aktionen; sie können sich jedoch nicht auflösen, denn sie sind „instances of power, specific constructions, with real material consequences” (Barad 1996: 182). Dieses Argument wird hinsichtlich wissenschaftlicher Wissensproduktion deutlich. Barad (2003: 815) verwendet den Begriff „agential cut”, um grenzziehende Praktiken zu bezeichnen, die Netzwerke von Komponenten konstituieren. Während Cartesian cuts ontologische Einheiten wie Interviewer\_in, Interviewte und Dinge anzeigen, die die Existenz und Trennung zwischen Subjekt und Objekt als gegeben voraussetzen, ermöglichen agential cuts die Analyse von neuen Einheiten von Materialität und Bedeutung. Ich verwende das Konzept der agential cuts im Folgenden, um solche Einheiten als Assemblagen zu bezeichnen. Assemblagen konstituieren sich in diskursiven und – da Materialität kein Ding ist, sondern ein Tun (Barad 2003) – zugleich in materiellen Praktiken. Sie sind durch Netzwerke charakterisiert, die Materialisierungsprozesse und damit im Zusammenhang stehende Grenzverschiebungen zwischen Menschen und Dingen anzeigen. Grenzverschiebungen weisen in der Analyse auf Veränderungen der bis zu einer Interviewsituation hervorgebrachten Körpervorstellung hin. Folgende Fragen unterstützten die Rekonstruktion von Assemblagen: In welchen non-verbalen Praktiken bildeten sich welche (Ausprägungen von) Assemblagen? Wie artikuliert sich in diesen Assemblagen das Verhältnis von Menschen und Dingen: Wie materialisieren sich die erinnerten Dinge in den menschlichen Körpern, d.h. welche Körpervorstellungen lösen sie in den Interviewten aus bzw. welche Körpervorstellungen bringen die Interviewten mit erinnerten Dingen in Zusammenhang? Welche soziokulturellen Ordnungen aktualisieren sich durch die Artikulation des Verhältnisses von Menschen und Dingen?

Diese agentuell-realistischen Überlegungen basieren auf dem Anspruch, Menschen und Dinge in wissenschaftlichen Untersuchungen

2 Ich verwende die Begriffe menschliche und nicht-menschliche Körper oder Mensch/en und Ding/e, um die Komponenten zu benennen, die sich durch agential cuts bildeten. Diese Verwendung ermöglicht es, Materialitäten analytisch voneinander zu unterscheiden.

nicht hierarchisch zu konzeptualisieren (Barad 2003). Denn erstens ist während einer Erhebung von empirischen Daten weder der menschliche Körper eine privilegierte Komponente noch haben Dinge dabei eine passive Funktion. Vielmehr ist immer die Materialität als über aktive Wirkmächtigkeit verfügend konzipiert, die während dieses Prozesses Zuschreibungen auslöst bzw. der Bedeutung eingeschrieben wird. Zweitens sind je nach Analysefokus bestimmte Materialitäten konstitutiv für die Bildung eines Phänomens, während andere aus einer Analyse ausgeschlossen sind; ihre Bedeutung ist jeweils abhängig vom Erkenntnisinteresse (siehe Kapitel 4).

### **3. „becoming with“ mountains: empirische Auswertung**

Mein Erkenntnisinteresse fokussierte in dieser Studie zunächst nicht auf Berge und somit auch keine Frage des verwendeten Interviewleitfadens. Bei der Untersuchung der transkribierten Daten mittels der Qualitativen Inhaltsanalyse (Mayring 2009) und der sozialwissenschaftlich-hermeneutischen Sequenzanalyse (Soeffner 2004) fiel mir allerdings auf, dass neun von zwanzig Interviewte Berge als einen Teil des untersuchten Phänomens bestimmten. Konkret erinnerten sich acht Männer und eine Frau während der Interviews an Berge, indem sie von Erlebnissen oder entsprechenden Reiseplänen berichteten. Auch wenn sie sich in unterschiedlichen Gesprächszusammenhängen auf Berge bezogen, so fokussierten sie alle entweder auf die Tätigkeiten „Berg besteigen oder befahren“ oder „auf einem Berg stehen“. In der folgenden Analyse zeige ich, dass sich während dieses Bezugs durch die Körper dieser Personen unterschiedliche Ausprägungen der Assemblage interviewanwesende-Person+erinnerter-Berg+materialisierte-Körpervorstellung bildeten. Diese Ausprägungen verweisen auf die Intra-Aktionen zwischen den Interviewten und den erinnerten Bergen, durch die sich deren Grenzen zwischenzeitlich verschoben, mit der Konsequenz, dass die Interviewten kurzzeitig neue Materialisierungen hervorbrachten: Die Materialisierung von geschlechts- und gesundheitspezifischen Körpervorstellungen löste ihre bis zu den Bergerzählungen materialisierten Vorstellungen von Alter(n) und Krankheit ab. Obwohl die untersuchten Bergerzählungen individuelle Materialisierungsprozesse nachzeichnen, verdeutlichen sie das Potential, den Dualismus human/nicht-human in Interviews in Frage zu stellen.

## *Der Weg hinauf*

Sieben Männer fokussieren in ihren Bergerzählungen auf den Weg auf einen Berg. Der 82-jährige promovierte Theologe Herr Kessler<sup>3</sup> richtet sein Augenmerk dabei als einziger auf Merkmale seines Körperbaus, die er sein Leben lang nicht schön fand. Er hadert mit seinem „schwächlich[en]“ Körper (I 13: 231) und leidet unter einer Trichterbrust, die das Atmen erschwert (I 13: 375-379). Auf die Frage, wann er sich schön fühlt, antwortet er:

Oder äh, wie ich zum ersten Mal aufm am Dachstein - Es war, wir hätten nie raufgehen sollen - weil's so versch so verschneit war - Aber da äh wie wir dann oben gewesen sind und VOR allem <lauter>, wie wir dann wieder GUT herunter waren, zwei meiner Schüler und ich, net, als Lehrer, das da hab ich AUCH ein, ein solches Gefühl, des <atmet tief ein und wieder aus, richtet sich dabei auf> unheimlich WOHL gefühlt. (...) Es war SEHR anstrengend ne? Aber dann hab ich so ein U:NVORSTELLBARES HAU::TWOHLGEFÜHL <lauter> gehabt wie ich's NIE mehr hatte und nie vorher gehabt hab. Das ist AUCH ganz interessant - (...) Aber des war so IRGEND etwas, denk i mir, dieses HAU::TGEFÜHL <atmet ein> - DES war, besonders wie's da zu Ende gegangen ist, des des war EI::NMALIG. (I 13: 235-243)

Erstens analysiere ich, in welchen non-verbalen Praktiken sich in dieser Interviewsituation Ausprägungen der Assemblage interviewanwesende-Person+erinnerter-Berg+materialisierte-Körpervorstellung konstituieren. Aufgrund ihrer Intra-Aktionen entwickeln die Komponenten Mensch und Nicht-Mensch die zwei Netzwerke Herr-Kessler+erinnerter-Berg+Vorstellung-von-Männlichkeit und Herr-Kessler+erinnerter-Berg+Vorstellung-von-Gesundheit. Das heißt, in den Intra-Aktionen mit den erinnerten Bergen reaktiviert sich das von Herrn Kessler während des Wanderns empfundene Gefühl von Wohlbefinden, das mit seinen Vorstellungen von Männlichkeit und Gesundheit korrespondiert.

Herrn Kesslers Vorstellung von Männlichkeit materialisiert sich in den non-verbalen Praktiken „tief einatmen“ und „aufrichten“, denn durch das Befüllen seiner Brust mit Luft erscheint sein Oberkörper kräftiger und breiter als vor und nach dieser Interviewsituation. Herr Kessler bringt hier die Körpermerkmale Athletik, Stärke und räumliche Ausdehnung hervor, die er immer schon bei Männern und Burschen bewundert habe (I 13: 383); er habe „nur die anderen als FESCH und SCHÖN gesehen“ (I 13: 175). Er selbst „war immer a bissel SCHWÄCHLICH“ und habe „die KRÄFTE nie so gehabt“ (I 13: 231). Weil er seiner Ansicht nach nicht über diese Körpermerkmale verfügt, habe

3 Alle Namen wurden anonymisiert.

er nicht geheiratet, sondern wurde Pfarrer (I 13: 175): „Hob i mir denkt, ob eine Frau an mir a Freud hätte, das WEISS ich nicht <leiser>.“ In westlichen Gesellschaften sind diese Körpermerkmale männlich konnotiert. So zeigt etwa Michael Meuser (2010: 132), dass die Praxis der Geschlechterdifferenzierung bis heute einem binärem Schema folgt: Während weibliche Körper als „ästhetischer, empfindsamer und sich zurücknehmender“ konstruiert werden, gelten männliche Körper als „leistungsfähiger, physisch effektiver und räumlich expansiver“. Die Verknüpfung von Aktivität und öffentlicher Präsenz mit Männlichkeit gilt bis ins (hohe) Alter. So kritisiert etwa Gertrud M. Backes (2008) das Konzept des „erfolgreichen Alterns“ (Rowe/Kahn 1997) für seine inhärenten Annahmen zu Männlichkeit. Zwei andere Männer bringen die Merkmale unabhängig und aktiv (I 1: 135) sowie mutig sein (I 5: 43) zum Ausdruck, wenn sie frühere Aufenthalte in den Bergen mit Gefühlen von Selbständigkeit und Aktivität in Zusammenhang bringen (siehe Beispiel Herr Weber unten) bzw. von einer geplanten Reise in eine Bergregion in Kanada berichten, in der sie „Heli-Ski“ machen werden (I 5: 43). Andere Untersuchungen bestätigen, dass Berge eher mit männlich konnotierten Eigenschaften in Verbindung gebracht und daher geschlechtsspezifisch markiert werden (Gow/Rak 2008).

Herrn Kesslers Vorstellung von Gesundheit materialisiert sich ebenfalls durch die non-verbale Praktiken „tief einatmen“ und „aufrichten“, die eine temporäre Erweiterung seines Brustbereichs zur Folge haben und den erhöhten Luftverbrauch anzeigen, der während einer Bergbesteigung notwendig ist. Die non-verbale Praktiken „Wörter dehnen“ und „lauter sprechen“ bestätigen, dass das Erlebnis in den Bergen aufgrund der von Herrn Kessler während des Wanderns wahrgenommenen und während dieser Interviewsituation reaktivierten körperlichen Funktionalität ein einmaliges Gefühl von Wohlbefinden ausgelöst hat (I 13: 231).

Im Vergleich zu anderen Interviewpassagen ändert Herr Kessler hier seine Sprechweise. Während er häufig Pausen macht und Wörter akzentuiert, artikuliert er fast nur hier die genannten non-verbale Praktiken. Seine Erzählung erscheint durch die Verwendung von Schachtel- und nicht vollendeten Sätzen weniger strukturiert als während des restlichen Interviews; es scheint, als hätte er Probleme, seine Erinnerung zu diesem einmaligen Lebensereignis zu ordnen.

Zweitens analysiere ich die Verschiebung der Grenzen zwischen Mensch und Nicht-Mensch. Herr Kesslers Intra-Aktionen mit den erinnerten Bergen verursachen Spuren in seinem Körper, die einerseits männlich konnotierte Körpermerkmale – Athletik, Stärke, räumliche Ausdehnung – zum Ausdruck bringen. Dadurch, dass er diese Merkmale

in non-verbalen Praktiken reproduziert, die der Berg in ihm auslöst bzw. die er dem Berg zuschreibt, verschieben sich die Grenzen zwischen dem erinnerten Berg und seinem Körper. Diese Verschiebung kann durch das Netzwerk interviewanwesender-aufgerichteter-Oberkörper+erinnerter-hoher-Berg+materialisierte-Vorstellung-von-Männlichkeit-kräftiger-und-breiter-Oberkörper analytisch sichtbar gemacht werden, das sich mit seinen Eigenschaften von anderen non-verbal artikulierten Netzwerken dieses Interviews unterscheidet.

Die Intra-Aktionen zwischen Herrn Kessler und den erinnerten Bergen verursachen andererseits Spuren in seinem Körper, die seine Vorstellung von Gesundheit zum Ausdruck bringen. Indem er während seiner Bergerzählung tief einatmet und sich sein Oberkörper mit Luft füllt, richtet er sich auf. Dadurch, dass er in diesem Moment sowohl die Höhe des Berges zu reproduzieren scheint als auch die körperliche Funktionsfähigkeit, die Voraussetzung für das Bergsteigen ist, verschieben sich die Grenzen zwischen dem erinnerten Berg und Herrn Kessler. Das sich hier konstituierende Netzwerk interviewanwesender-aufgerichteter-Oberkörper+erinnerter-hoher-Berg+materialisierte-Vorstellung-von-Gesundheit-durchatmen-können unterscheidet sich mit seinen Eigenschaften von anderen Netzwerken dieses Interviews. Denn während der Bergerzählung ist seine Körperhaltung aufrechter als während des restlichen Interviews. Dieser Aspekt ist wichtig, weil Herr Kessler in einer anderen Situation erzählt, dass es ihn sehr betrübt mache und sein Mitleid auslöse, wenn ein Mensch „krumm“ (I 13: 311) sei und nicht mehr aufrecht gehen könne, denn „bei den Alten ist das nicht üblich oder net so leicht möglich -“ (I 13: 307). Während Herr Kessler zwar „So LA:NG ich KANN <lauter>“ versuche, „dass i AUFRECHT gehe“ (I 13: 307), materialisiert er durch den Bezug auf den Berg dieses Merkmal seiner Vorstellung von Gesundheit besonders offensichtlich; dieser Bezug ermöglicht es ihm, dieses Körpermerkmal während des Interviews besonders offensichtlich zu materialisieren.

Während Herr Kessler sein Leben lang mit den analysierten Körpermerkmalen gehadert hat und in seiner Bergerzählung eher auf kulturell verbreitete Vorstellungen von Männlichkeit und Gesundheit denn auf individuelle Erfahrungen rekurriert, ist der 71-jährige pensionierte Postmann Herr Weber erst seit einem Schlaganfall unzufrieden mit seinem Körper, wegen dem er in einem Pflegeheim lebt. Fast während des gesamten Interviews bringt er seine Vorstellung von Krankheit hervor, indem er über seinen Schlaganfall berichtet und zugleich tief einatmet, monoton spricht, Augenkontakt vermeidet und seinen Kopf senkt. Das sich dadurch konstituierte Netzwerk Herr-Weber+materialisierte-Vorstellung-vom-Kranksein+Pflegeheim

verändert sich erst, als ich ihn frage, ob ihm ein Bild einfällt, wenn er an einen schönen Mann in seinem Alter denkt. Er antwortet: „Mhm. (3 sec) JA, wo ich NOCH auf die PRÄRIE gegangen bin SCHON JA - <lacht> Äh, so SEH ich mich OFT noch. Also, heute würde ich mir WÜNSCHEN so zu SEIN aber (.) <atmet tief ein> sind alles nur WUNSCHTRÄUME, das ist VORBEI. Ja, ja <leiser>.“ (I 1: 135). Hier intra-agieren die beiden Komponenten Mensch und Nicht-Mensch und bilden die Assemblage Herr-Weber+erinnerter-Berg+Vorstellung-von-Gesundheit. Während er seine Vorstellung von Gesundheit mit der Natürlichkeit der Berge verbindet, in denen er sich früher sportlich betätigt und wohl gefühlt hat, ist seine Vorstellung von Krankheit durch körperliche Einschränkungen in seiner aktuellen Lebenssituation gekennzeichnet (er bezeichnet sich selbst als „behindert“ [I 1: 179]), die in seinem künstlich geschaffenen neuen Zuhause mit einem geringen Maß an Selbständigkeit einhergeht (I 1: 167). Mit seiner Vorstellung von Gesundheit verweist er indirekt auf seine Vorstellung von Männlichkeit, die er aufgrund seines aktuellen Körperzustands nur begrenzt realisieren kann.

Die Intra-Aktionen mit den erinnerten Bergen und den Bedeutungen, die Berge in Herrn Weber auslösen bzw. die Herr Weber Bergen zuschreibt, beeinflussen seinen Körper. Obwohl sich sein Körper nach dem Schlaganfall unwiederbringlich verändert hat, ist er hier in der Lage, seine Erinnerung an Bergwanderungen nach einer kurzen Pause zu reaktivieren, indem er eine Erinnerung artikuliert, während der er gesund durch die Berge wanderte. Dieses Wissen bringt er zugleich durch ein Lachen zum Ausdruck. Diese Erinnerung ist nicht nur verbal konstruiert, sondern sie materialisiert sich in non-verbale Praktiken durch seinen Körper. Der Augenblick des Lachens ist während des Interviews einmalig, denn das Lachen verändert Herrn Webers in gewisser Gleichförmigkeit materialisierte Vorstellung von Krankheit. Durch das Lachen bringt er jenes Gefühl von Wohlbefinden zum Ausdruck, das er früher in den Bergen empfunden hat und das für ihn mit Aktivität und Selbstbestimmung korrespondiert. Das sich konstituierende Netzwerk Herr-Weber+reaktivierte-Bergerinnerung+materialisierte-Vorstellung-von-Gesundheit-sich-wohl-fühlen unterscheidet sich mit seinen Eigenschaften von anderen Netzwerken dieses Interviews.

Die Verschiebung zwischen Mensch und Nicht-Mensch zeigt sich in dem Moment, in dem die reaktivierte Bergerinnerung in Form des Lachens mit Herrn Webers Körper verschmilzt. Durch die non-verbale Praktik „Wörter akzentuieren“ konstituiert sich das oben genannte Netzwerk. Es bringt zum Ausdruck, dass die körperliche Fähigkeit, in

den Bergen zu wandern, ein großer Wunsch von Herrn Weber ist, denn sie bedeutet für ihn Aktivität und Selbstbestimmung.

Der 72-jährige Herr Rühling, promovierter Jurist und Politologe, fokussiert in seiner Bergerzählung auf einen anderen Aspekt von Gesundheit. Denn er stellt sein früheres Bestreben, körperliche Leistungsfähigkeit zu erbringen (siehe auch Beispiel Herr Huber unten), seiner jetzigen Einstellung entgegen, Aktivitäten mehr zu genießen (siehe auch Beispiel Herr Opitz unten). Auf die Frage, ob ihm ein Bild oder Spruch einfällt, wenn er an seinen Körper denkt, erzählt er: „Oder meine Gedanken während des Bergsteigens worn, WANN i net nur schon OBEN wäre <schneller>. Und dann sogen ma noch <langsamer>, a:ch <atmet aus>. Es wor jo so a schene Gegend, die hätt i jo GENIESSEN können. Also, i müsste des alles aufnehmen. Hamma NICHT <langsamer>. Und auch die Schönheit NICHT.“ (I 19: 165). Hier konstituieren sich zwei Ausprägungen der Assemblage Herr-Rühling+erinnerter-Berg+materialisierte-Vorstellung-von-Gesundheit. Denn durch seine non-verbal artikulierten Bezüge auf die Vergangenheit und Gegenwart kontrastiert Herr Rühling zwei unterschiedliche Vorstellungen von Gesundheit, die jeweils auf eine Verschiebung der Grenzen zwischen Mensch und Nicht-Mensch hinweisen.

Wenn er früher Berge bestiegen hat, hatte er ausschließlich das Erreichen der Gipfel im Blick. Seine Aussage intra-agiert mit den non-verbalen Praktiken „Wörter akzentuieren“ und „schneller sprechen“. Dadurch, dass Herr Rühling hier seine Fokussierung auf das Ziel und die Schnelligkeit zum Ausdruck bringt, mit der er früher Berggipfel erreichte, verschieben sich die Grenzen zwischen ihm und den erinnerten Bergen: Das Netzwerk Herr-Rühling-in-der-Vergangenheit+erinnerter-Berg+materialisierte-Vorstellung-von-Gesundheit-Leistungsfähigkeit-erbringen konstituiert sich. Es scheint, als materialisiert Herr Rühling dadurch die Rastlosigkeit, die seine Zeit des Studiums und der Erwerbsarbeit gekennzeichnet hat: „(...) immer nur durchgerast, um den Doktor zu machen“, „die Natur NICHT bewusst erlebt“ und nicht bemerkt, dass Wien „schön“ ist (I 19: 169). Der Bezug auf Berge dient der Symbolisierung des Bestrebens, Leistung zu erbringen. Die Voraussetzung dafür ist ein funktionstüchtiger Körper, der schnell und effizient arbeitet.

Im Unterschied zu Herrn Rühling, der seine frühere Lebenseinstellung heute kritisiert, fokussiert der 60-jährige ehemalige selbständige Ingenieur Herr Huber auch heute noch auf diese erfolgsorientierte Semantik. Denn in seiner Bergerzählung konstituiert sich die Assemblage Herr-Huber+erinnerter-Berg+materialisierte-Vorstellung-von-Gesundheit-Leistungsfähigkeit-erbringen. Um weiterhin „aktiv“ und

„fit zu bleiben“ (I 7: 67), geht er regelmäßig laufen, segeln, Ski- und Radfahren: „A:: net grad langsam <atmet ein>. VERSUCHE beim Rad fahren (.) also (.) immer wieder ALPENPÄSSE einzusammeln.“ (I 7: 71) Er materialisiert die Schnelligkeit des Radfahrens durch seine Aussage „net grad langsam“, während der er einatmet. Dadurch weist er auf den erhöhten Luftverbrauch hin, der beim Radfahren in den Bergen notwendig ist. Mit der Beschreibung des Radfahrens als ein Einsammeln von Alpenpässen fokussiert er auf den Anspruch, viele Berge zu befahren und daher auf einen quantitativen Aspekt dieser Tätigkeit. Es mache ihm Spaß, „da halt irgendwo hinaufzufahren“ (I 7: 83). Nicht der Weg und damit das Radfahren sind für ihn von vorrangiger Bedeutung, sondern das Ergebnis dieser Tätigkeit, das heißt der Erfolg, eine bestimmte Anzahl von Bergen befahren zu haben. Hier deutet sich an, dass Herr Huber Normen des aktuellen Fitnessdiskurses reproduziert. Demnach gilt die „Arbeit am sozialen Selbst“ (Villa 2008: 8) dann als gelungen, wenn Menschen analog der ökonomischen Prinzipien Ausdauer, Eigenverantwortung und Disziplin ihre Körper formen und so ausdauernder und schneller machen, mit dem Ziel, sich sozial zu positionieren (Degele 2004). Als einziger der Interviewten, die auf Tätigkeiten fokussieren, die das Erreichen eines Berggipfels zum Ziel haben, konstruiert Herr Huber das regelmäßige Radfahren als notwendige Aktivität, um seine körperliche Leistungsfähigkeit im Alter zu erhalten: „(...) wann i NET regelmäßig TRAINIER, DANN dann MERK i SOFORT, dass der Körper VIEL schneller ABBAUT als in der Jugend (.) und man BRAUCHT viel länger, um da wieder auf den (.) STAND hin zu KOMMEN, wo ma VORHER war - (2 sec) Und DESWEGEN is ma DES auch immer WICHTIGER GEWORDEN und schau i, dass i möglichst regelmäßig DABEI bleib, damit i eben (.) <räuspert sich> körperlich fit bleib -“ (I 7: 449). Das Radfahren auf Berge ermöglicht Herrn Huber nicht nur Fun und Fitness; es ist vor allem effektiv, um altersbedingte Veränderungen seines Körpers aufzuhalten und in eine spätere Lebensphase zu verschieben.

Das Netzwerk ältere-Person+erinnerter-Berg+materialisierte-Vorstellung-von-Gesundheit-genießen-können konstituiert sich in der oben genannten Interviewpassage, weil Herr Rühling erzählt, was er durch die Fokussierung auf Berggipfel früher außer Acht gelassen hat: die Schönheit der Umgebung. Während dieser Aussage spricht er langsamer und atmet aus. Dadurch symbolisiert und produziert er eben jene Ruhe und Entspannung, die er während seiner Erwerbsarbeit vermieden hat. Erst jetzt im Alter fange er an, seine Umgebung bewusst wahrzunehmen und zu genießen (I 19: 169). Die Ursache für seine neue Einstellung sieht er auch in der veränderten Funktionsfähigkeit seines Körpers, die

sich nun beim Treppensteigen zeigt: „Und (.) mit achtundsechzig dann, HERST, denk i <schnauft> sch schnaufst mehr! Führst dich schon an? Man hört di schon SCHNAUFEN im Stiegenhaus? Also (.) ä:h ist EINFACH - Ja. Plötzlich, aha?“ (I 19: 27). Das Hochsteigen einer Treppe ähnelt dem Prinzip des Bergsteigens. Zur Ausführung beider Tätigkeiten ist eine ausreichende Luftzufuhr notwendig, die bei Herrn Rühling im Alter abnimmt. Durch die non-verbale Artikulation des Schnaufens bringt er hier seine veränderte körperliche Funktionsfähigkeit zum Ausdruck. Das Beispiel verdeutlicht, dass körperliche Veränderungen mit Veränderungen in der Wahrnehmung und Bewertung der Umgebung einhergehen. Durch seine neue Sichtweise deutet Herr Rühling die Körpermerkmale Ruhe und Entspannung als einen Ausdruck von Wohlbefinden: Der erfolgreich alternde Körper (Rowe/Kahn 1997) muss für Herrn Rühling nicht mehr funktionstüchtig, schnell und effizient sein; er muss stattdessen bewusst wahrnehmen und rasten können. Durch die oben analysierte Verkörperung legitimiert er Körpermerkmale für Menschen im Ruhestand, die unter Berücksichtigung von erinnerten Menschen und deren Inaktivität von anderen Interviewten abgelehnt werden (z.B. I 8: 238; I 14: 398). In diesem Beispiel äußert sich in den Intra-Aktionen zwischen Mensch und Nicht-Mensch Agency, die eine Modifizierung des gegenwärtigen Fitnessdiskurses und des daran orientierten Konzeptes des erfolgreichen Alterns bewirkt.

Auch in der Bergerzählung des 66-jährigen Herrn Opitz, ehemals Abteilungsleiter bei einer Versicherung, konstituiert sich die Assemblage ältere-Person+erinnerter-Berg+materialisierte-Vorstellung-von-Gesundheit-genießen-können. Erst im Ruhestand und nach dem Verkauf seines Hauses hat er mehr Zeit zum Wandern (I 12: 230) und Genießen der Natur (I 12: 206). Wie bei Herrn Rühling ist dieser Umstand durch körperliche Beeinträchtigungen beeinflusst, d.h. durch seine Knie, die operiert wurden (I12: 127-139, 393): „Aber es sind die Wanderungen AUCH (.) <atmet ein> ANSTRENGEND GENUG -“ (I 12: 202) aber „TROTZ meiner (.) Knieschmerzen hab i’s mit Bergstecken geschafft -“ (I 12: 115). Herr Opitz materialisiert die körperliche Anstrengung des Wanderns, indem er während seiner Aussage einatmet und Wörter akzentuiert.

Vier der sieben Männer beziehen sich in ihren Bergerzählungen auf andere Menschen. Herr Rühling differenziert in der o.g. Interviewpassage nicht, wer ihn beim Bergsteigen begleitet hat. Indem Herr Opitz darauf hinweist, dass er sich vor allem dann wohl fühlt, wenn ihn seine Lebensgefährtin beim Wandern begleitet (I 12: 115) und der 85-jährige Herr Schröder, ehemals Filialleiter bei einer Bank, anmerkt,

dass die gesundheitliche Verfassung darüber entscheidet, ob jemand noch mit anderen Menschen gemeinsame Aktivitäten wie das Wandern zu Heurigen ausüben kann oder aus diesem Kollektiv heraus fällt (I 20: 230), bildet sich in diesen zwei Erzählungen das Netzwerk ältere-Person+erinnerter-Berg+materialisierte-Vorstellung-von-Gesundheit-genießen-können+andere-Menschen. Beide Männer heben den Aspekt der Geselligkeit hervor, den sie mit Bergen in Verbindung bringen. Dieser Aspekt könnte auf den Diskurs des Bergsports hinweisen, bei dem Treue und Kameradschaft zentrale Werte sind (Ott 2006). Da für beide Interviewte aber nicht das regelmäßige Bergsteigen und die damit verbundene Materialisierung der Bergsteigerkultur als Lebensform (die von einer entsprechenden Bekleidung über die Verwendung einer bestimmten Sprache bis hin zum Führen eines speziellen Lebensstils reicht, vgl. Ott [2006]) vorrangig ist, sondern die Motivation im Vordergrund steht, mit anderen Menschen gemeinsame Aktivitäten zu unternehmen, fungieren eher die erwähnten Menschen denn die erinnerten Berge als eine aktive Komponente während ihrer Materialisierungsprozesse.

Auch wenn Herr Kessler in der o.g. Erzählung berichtet, dass er beim Wandern von zwei Schülern begleitet wurde, und er durch diesen Hinweis auf seine berufliche Verantwortung aufmerksam macht, die er als Lehrer hatte, fungiert der Berg als eine aktive Komponente bezüglich der analysierten Grenzverschiebung. Indem er Merkmale zum Ausdruck bringt, die der Dachstein ihm auslösten bzw. die er diesem Berg zuschreibt, verschieben sich seine Grenzen und die des Berges: Dieser Bezug ermöglicht ihm eine kurzzeitige Materialisierung als männlicherer und gesünderer Mensch. Seine non-verbale Praktiken bestätigten und intensivierten seine Erfahrungen mit diesem Berg. Dieses Prinzip findet sich auch in den Erzählungen von Herrn Weber, Herrn Rühling und Herrn Huber, die durch den Bezug auf Berge kurzzeitig mehr Wohlbefinden, Ruhe oder Leistungsfähigkeit als Merkmale ihrer Vorstellungen von Gesundheit artikulieren. In Abhängigkeit von ihrem Gesundheitszustand deutet sich bei diesen vier Männern allerdings eine Differenz zwischen den Merkmalen an, die Berge in ihnen auslösen bzw. die sie mit Bergen verbinden und die sie materialisieren: Deutliche Grenzverschiebungen hinsichtlich der Materialisierung von geschlechts- und/oder gesundheitsspezifischen Vorstellungen zeigen sich vor allem bei Herrn Kessler und Herrn Weber, also bei den beiden Männern, die zum Zeitpunkt der Interviews hauptsächlich Merkmale des Alter(n)s und des Krankseins artikulieren.

*Sehen und gesehen werden*

Zwei Männer und eine Frau fokussieren auf das Stehen auf einem Berg. Herr Kessler erzählt auf die Frage, wann er sich schön fühlt, von einem weiteren Bergerlebnis: „Es war WU::NDERSCHÖN <lauter> net - ein WU::NDERSCHÖNER Tag - alles GLI::TZERTE und der war schön <schneller>. Also an DAS erinnere ich mich (.) OFT <lauter>. Oder, wenn ich äh äh von anem Berg, ja, äh da so so runterschauen äh konntest, das sind sind so Dinge, wo ich äh, das -“ (I 13: 231). Aufgrund ihrer Intra-Aktionen entwickeln die Komponenten Mensch und Nicht-Mensch das Netzwerk älterer-Mensch+erinnerter-Berg-und-dessen-Umgebung-sehen+Körpervorstellung-sich-schön-fühlen. Die von Herrn Kessler artikulierte Tätigkeit „Umgebung des Berges genießen“ ist es, die andere Männer aufgrund ihrer erfolgsorientierten Einstellung früher nicht ausübten bzw. auch heute noch nicht verfolgen (siehe oben). Die plötzliche Fülle an non-verbale Praktiken (Akzentuieren und Dehnen von Wörtern, lauter und schneller Sprechen) und die vermehrte Verwendung des Füllwortes „äh“ sind Hinweise, dass sein Erlebnis in den Bergen etwas Besonderes in seinem Leben ist.

Die Verschiebung der Grenzen zwischen Mensch und Nicht-Mensch zeigt sich in der Beschreibung dieses unvergesslichen Lebensereignisses und der non-verbale Bekräftigung dieser Bewertung in Form der o.g. Assemblage. Herr Kessler scheint das Glitzern des Berges zum Ausdruck zu bringen, wenn er abrupt zwischen verschiedenen non-verbale Praktiken wechselt und damit immer wieder neue Akzente setzt. Er könnte hierdurch auf die Nähe zum Himmel fokussieren und auf seine Vorstellung von Gott. Denn das Glitzern „dort oben“ und das Hinuntersehen auf die Welt „da unten“ könnten Tätigkeiten sein, die er als Pfarrer mit dem Göttlichen in Verbindung bringt; die Erschließung des Göttlichen „aus der Natur, aus der Schöpfung“ sei sein „Weg zu GOTT“ (I 13: 135). Möglicherweise artikuliert er hier die Freude, Teil der Natur bzw. der Schöpfung zu sein, mit ihr eine Einheit zu bilden und so seinen Weg zu Gott gefunden zu haben. Diese Erkenntnis geht mit einem einmaligen Gefühl von Schönsein einher, das er hier materialisiert.

Dieser Materialisierungsform sind durch die Tätigkeiten „auf die Umgebung des Berges hinuntersehen“ bzw. „sich an der Spitze befinden und den Überblick haben“ und die hierdurch etablierte Hierarchie oben/unten Eigenschaften inne, die etwa im aktuellen Diskurs zur Körperoptimierung männlich konnotiert sind. So zeige ich zusammen mit Sigrid Schmitz, dass in der deutschen Medienberichterstattung zum Neuro-Enhancement vor allem Männer als mittels des Konsums von

leistungssteigernden Mitteln zur Spitze der Gesellschaft aufsteigend konstruiert werden; diese Gruppe der Elite blickt folglich auf die Gruppe der ihnen in der Hierarchie untergeordneten Menschen (d.h. Frauen) hinunter (Höppner/Schmitz 2013). Übertragen auf den katholischen Pfarrer Herr Kessler könnte diese Argumentationslogik bedeuten, dass Frauen aufgrund ihres Geschlechts nicht jene Einheit mit der Natur bzw. der Schöpfung bilden können, wie er sie hier artikuliert.

Auch Herr Plaschke thematisiert das Stehen auf einem Berg als Ausdruck des Schönseins. Auf die Frage, wann er sich schön fühlt, berichtet der 78-jährige ehemalige Abteilungsleiter einer Buchdruckerei: „Oder wann sie auf einem BERG oben stehen oder a: UNTEN stehen und sie sie sehen, dass eine Zeit, merkt man sich, da da is man so: so: so: gleich wu:zig und so weiter und des ist (.) schön <tiefer> ne.“ (I 6: 39). Auch hier bildet sich die Assemblage ältere-Person+erinnerter-Berg-und-dessen-Umgebung-sehen+Körpervorstellung-sich-schön-fühlen. Aber anders als bei Herrn Kessler bezieht sich dieser auch auf das Stehen vor einem Berg.

In dieser Situation verschiebt sich durch die non-verbale Praktik „Wörter dehnen“ die Grenze zwischen dem erinnerten Berg und Herrn Plaschke. In dieser Intra-Aktion artikuliert er jenes Innehalten, das ihn ergreift, wenn er auf oder vor einem Berg steht. Er fokussiert auf ein weiteres Körpermerkmal, wenn er in einer anderen Situation erzählt, dass das Sehen von Bergen bei ihm ein Gefühl von Aktivität auslöst; dann möchte er „siebzehn Sachen auf einmal machen“ (I 6: 27). Die Grenzverschiebung bewirkt eine kurzzeitige Veränderung seiner Materialisierung von einem kranken zu einem weniger kranken Mann. Denn Herr Plaschke materialisiert hier das Wechselspiel von Ruhe und Aktivität, das Berge in ihm auslösen bzw. das er mit Bergen verbindet, das er wegen seines Herzschrittmachers heute jedoch nur noch begrenzt realisieren kann.

Einen anderen Aspekt fokussiert als einzige Frau die 66-jährige pensionierte Juristin Frau Bäumer, wenn sie das Stehen auf einem Berg mit Gesundheit und dem Aussehen verbindet. Auf die Frage, ob ihr abschließend noch etwas zum Thema einfällt, erzählt sie, dass sie und ihr Ehemann oft in den Bergen Urlaub machen. Statt wie andere Menschen „EIN Bier oder oder eine einen weiß i net äh Jagatee oder wie des Zeug olles heißt nach dem anderen [zu] kippen <atmet ein>“, bevorzugen sie es, den Tag dort zu nutzen: „I: geh nach'm Skifahren immer, wir gehen dann noch Langlaufen oder wir gehen spazieren <atmet ein, schneller> oder wir legen uns dann auch nach'm Essen eher früher nieder und sind am nächsten Tag fit und pumperlgesund und genie:ßen den Ta:g <langsamer>. Weil des hat ja nix - wenn i dann mit solchen Ringen dann am

nächsten Tag am HANG steh <schneller> - und net nüchtern bin und net fit bin, ne <langsamer>?“ (I 3: 229-237). Hier bildet sich die Assemblage Frau-Bäumer+erinnerter-Berg+Körpervorstellung-sich-gesund-fühlen-und-aussehen+Ehemann. Frau Bäumers Vorstellung von Gesundheit materialisiert sich durch das Befürworten von bergspezifischen Tätigkeiten, die ihre Gesundheit fördern (Skifahren, Langlaufen, Spazierengehen, früh und ausreichend schlafen) bzw. durch das Ablehnen von Tätigkeiten, die ihrer Gesundheit schaden (die häufig von Bergtourist\_innen ausgeübte Tätigkeit Alkohol trinken und die daraus resultierende Unbeweglichkeit am nächsten Tag). In dieser Gegenüberstellung deutet sich an, dass Frau Bäumer während ihrer Bergurlaube Körpernormen des aktuellen Fitnessdiskurses – Ausdauer, Selbstdisziplin, Eigenverantwortung – reproduziert (siehe auch Beispiel Herr Huber oben)

Durch das Nennen der Augenringe weist sie auf die Notwendigkeit hin, in den Bergen klar sehen zu können, um sich aufmerksam zu bewegen, denn Müdigkeit und daraus resultierende Unachtsamkeit kann Unfälle verursachen. Ihr Anspruch, von anderen Menschen als ausgeschlafene, nüchterne, fitte Frau gesehen zu werden, markiert Frau Bäumers Vorstellung von Gesundheit geschlechtsspezifisch. Im Anschluss an die o.g. Interviewpassage berichtet Frau Bäumer ausführlich von einem Erlebnis mit einem Skilehrer, der sie vor einiger Zeit während der Anprobe von Skiern auf 49 Jahre und damit um 15 Jahre jünger geschätzt hat als sie es zu diesem Zeitpunkt war (I 3: 245-265). Weil sie von diesem jüngeren Mann mit seinem „male gaze“ (Mulvey 1975) erblickt worden ist, hat Frau Bäumer soziale Anerkennung erfahren. Sie misst diesem Blick und der damit verbundenen Bewertung große Bedeutung bei, denn sie erzählt sehr gerne von diesem Erlebnis (I 3: 245, 261).

Dass es für Frau Bäumer wichtig ist, mit einem frischen Äußeren gesehen zu werden, verdeutlicht sie auch, wenn sie an einer anderen Stelle im Interview erzählt, dass sich die Haut von Freundinnen im Gegensatz zu ihrer eigenen verändert hat. Ihre Freundinnen sähen heute älter als sie aus, denn sie hätten „HUNDERTTAUSEND Knitterfalten“ (I 3: 313). Ein faltenarmes Gesicht ohne Augenringe setzt Frau Bäumer also eher mit Jugendlichkeit denn mit dem Alter(n) gleich; diese Körpermerkmale fungieren für sie als Voraussetzung für Gesundheit, die für sie mit Weiblichkeit korrespondiert.

Durch non-verbale Artikulationen verschieben sich die Grenzen zwischen Frau Bäumer und den erinnerten Bergen. Durch den indirekten Verweis auf die von ihr ausgeübte Selbstdisziplin bringt sie ihre Vorstellung von Gesundheit zum Ausdruck; die damit im Zusammenhang stehende Ausdauer artikuliert sie durch eine monotone Sprechweise und

durch langsames Sprechen. Die Geschwindigkeit, die die erwähnten sportlichen Tätigkeiten verursachen, artikuliert sie hingegen durch schnelles Sprechen und Einatmen.

In den drei Erzählungen fungieren Berge als eine aktive Komponente bezüglich Grenzverschiebungen: Indem sie durch ihre Körper Merkmale zum Ausdruck bringen, die Berge in ihnen auslösen bzw. die sie Bergen zuschreiben, verschieben sich die Grenzen zwischen Herrn Kessler, Herrn Plaschke und Frau Bäumer und den erinnerten Bergen. Non-verbal artikuliert Praktiken bestätigen und intensivieren ihre Äußerungen. Der Bezug auf Berge ermöglicht ihnen eine kurzzeitige Materialisierung als gesündere Menschen. Allerdings deutet sich eine geschlechtsspezifische Differenz zwischen den artikulierten Körpervorstellungen an. Während die Männer Vorstellungen zum Ausdruck bringen, die in der aktiven Tätigkeit „etwas sehen“ zusammengefasst werden können, äußert Frau Bäumer Vorstellungen, die sowohl ein aktives „Sehen“ als auch ein passives „gesehen werden“ vereinigen. Die artikulierten Vorstellungen von Gesundheit variieren in meiner Studie nicht nur qua Geschlecht (Höppner 2015, i.E.), sondern sind in diesem Beispiel auch vom Gesundheitszustand der Frau und der Männer abhängig. Denn deutliche Grenzverschiebungen hinsichtlich der Materialisierung von Gesundheit zeigen sich vor allem bei Herrn Kessler und Herrn Plaschke, also bei den zwei Personen, die während der Interviews hauptsächlich Merkmale des Alter(n)s und des Krankseins zum Ausdruck bringen.

#### **4. „Becoming with things“ in Interviews: zur Neukonzeption des Verhältnisses von human und nicht-human**

Die vorgestellte agentuell-realistische Analyse zeigte, dass Materialisierungsprozesse während Interviews nicht nur von der individuellen Geschichte von Menschen abhängen, die sie aufgrund ihrer Erfahrungen und der Gesellschaft artikulieren, in der sie sozialisiert sind. Die exakte Materialisierung ihrer Geschichte in Interviews ist insbesondere durch den non-verbalen Bezug auf für sie relevante (erinnerte) Dinge und den Bedeutungen beeinflusst, die diese Dinge in ihnen auslösen bzw. die sie diesen Dingen für die Konstitution ihrer eigenen Erfahrungen zuerkennen. Dieses Ergebnis zum „becoming with things“ erfordert eine Neukonzeption des Verhältnisses von Menschen und Nicht-Menschen. Aus diesem Ergebnis resultieren zugleich Konsequenzen für die Methode des (problemzentrierten) Interviews.

Das Berücksichtigen des wechselseitigen Prozesses der Bedeutungs-generierung aufgrund der aktiven Wirkmächtigkeit von Dingen und dem der Bedeutungszuschreibung aufgrund der aktiven Wirkmächtigkeit von Interviewten und Interviewer\_in ist wichtig für die Fragen, wie sich empirische Daten in Interviewsituationen bilden und welche Schlüsse aus ihnen gezogen werden können. Es ist nach Barad (2003: 816) der Forschungsapparat einer Studie, der Forschungsergebnisse hervorbringt. Er umfasst all jene materiell-diskursiven Praktiken, in denen Materialitäten Bedeutungen bzw. Bedeutungen Materialitäten hervorbringen. Um Barads (2003: 829) Ausführungen zur ethischen Dimension in Forschungsprojekten ernst zu nehmen, ist es für Forscher\_innen deshalb notwendig zu reflektieren, welche materiell-diskursiven Praktiken die Sammlung und auch die Transkription und Auswertung von empirischen Daten beeinflusst haben und wie die generierten Ergebnisse zu kontextualisieren sind (vgl. ausführlicher Höppner 2015). So sind etwa die hier präsentierten Forschungsergebnisse zu Mensch-Ding-Verhältnissen in Abhängigkeit von dem soziokulturellen Kontext zu verstehen, in dem sie sich konstituierten, d.h. sie sind vor allem dadurch beeinflusst, dass die Interviewten in Österreich leben: Der Bezug der Interviewten auf Berge ist ein kontextuelles Phänomen, das insbesondere mit dem Ort der Datengenerierung verbunden ist. Das Hervorbringen der Assemblage Mensch-Berg im spezifischen Forschungsapparat dieser Analyse scheint zudem typisch für die Generation von in Wien lebenden Männern zu sein, die sich heute im Ruhestand befindet (siehe auch übernächster Abschnitt).

Weitere methodologische Konsequenzen resultieren aus den analysierten Mensch-Ding-Verhältnissen in Interviewsituationen. So konnte ich zeigen, dass und wie sich auf Berge bezogene Merkmale nicht nur durch Aussagen, sondern zugleich auch durch spezielle Sprechweisen, Gesten, Körperhaltungen, Formen des Atmens etc. in den Körpern der Interviewten materialisierten. Die Rekonstruktion und Analyse dieser non-verbalen Praktiken ermöglichte umfangreiche Einblicke in den Prozess der Materialisierung von Körpervorstellungen in Interviews.

Da die Interviewten ihre Körpervorstellungen in der non-verbal vermittelten Beziehung zu den erinnerten Dingen artikulierten, konnte ich nachweisen, dass Berge für die Produktion und Veränderung der Körper der Interviewten eine wichtige Funktion hatten: Sie regten die Artikulation von non-verbalen Praktiken an, die den Interviewten neue Materialisierungen ermöglichten. Eine Frau und acht Männer veränderten aufgrund des Bezugs auf Berge ihre bis zu den Bergerzählungen materialisierten Vorstellungen von Alter(n) und Kranksein, indem sie Vorstellungen von Geschlecht und Gesundheit zum Ausdruck brachten. Während

Alter(n) und Kranksein nicht mit den beiden reaktivierten Tätigkeiten „Berg besteigen oder befahren“ und „auf einem Berg stehen“ in Zusammenhang gebracht wurden, artikulierte die Frau und die Männer durch den Bezug auf Berge gesundheitliche Vorstellungen in Abhängigkeit von ihrem Gesundheitszustand und ihrem Geschlecht. Denn sie fokussierten auf unterschiedliche Merkmale und Funktionen, die sie mit Bergen verbinden.

Der Analysefokus auf Mensch-Ding-Verhältnisse ermöglichte es mir herauszuarbeiten, dass die Materialisierung von Alter(n), Kranksein, Geschlecht und Gesundheit in Interviews keineswegs statisch, sondern situationsabhängig verläuft und dass die artikulierte Körpervorstellungen unbeständig sind. Ich konnte zeigen, dass der menschliche Körper nicht nur der Ort ist, an dem sich kulturell geprägte Körpervorstellungen äußern und verfestigen. Er ist auch der Ort, an dem diese Vorstellungen in Frage gestellt und neu verhandelt werden. Allerdings begrenzte der Körper als Medium der Materialisierung in Abhängigkeit vom Maß seiner non-verbalen Handlungsmöglichkeit die Produktion dieser Körpervorstellungen. Denn der Bezug auf Berge ermöglichte den Interviewten nur eine temporäre Materialisierung ihrer Vorstellungen zu Geschlecht und Gesundheit.

Auch habe ich herausgearbeitet, dass in den analysierten Intra-Aktionen die Grenzen zwischen den Interviewten und den Bergen brüchig wurden, weil die menschlichen Körper spezifische Dingeigenschaften hervorbrachten. Die Analyse half, den Dualismus human/nicht-human non-verbal zu hinterfragen. Zwar benötigten die erinnerten Berge die Interviewten, damit ihre Artikulationen in analysierbare Daten übersetzt werden konnten; diese Artikulationen waren abhängig von den Bedeutungen, die ihnen die Interviewten aufgrund ihrer Erfahrungen zuerkannten. Zugleich regten die erinnerten Berge die Artikulation dieser Bedeutungen erst an: Sie ermöglichten das Hervorbringen von non-verbalen Praktiken, die diese Bedeutungen und mit ihnen im Zusammenhang stehende Fähigkeiten hervorbrachten. In meiner Studie zeigte sich zudem, dass viele Interviewte (erinnerte) Dinge benötigten, um ihre Vorstellungen zum Alter(n), zum Kranksein, zu Geschlecht und/oder zu Gesundheit während der Interviews überhaupt materialisieren zu können. Denn ohne diesen Bezug mündeten die Sprechweisen ihrer Körper schnell in Sprachlosigkeit (Höppner i.E.).

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die Analyse trotz des kleinen Samples verdeutlichte, dass das Verhältnis von human und nicht-human keinesfalls als ein einseitiges zu verstehen ist, bei dem Menschen eine Vorrangstellung im Vergleich zu (erinnerten) Dingen einzuräumen ist. Denn sowohl die interviewten Personen als auch die

erinnerten Dinge hatten aktive Funktionen während der Konstitution von Materialisierungsprozessen. Die empirische Untersuchung solcher Prozesse und der mit ihnen verbundenen Grenzverschiebungen bereichert soziologische Studien, die die materiell-diskursive Vielfältigkeit in den Blick nehmen, die das Verhältnis von human und nicht-human charakterisiert.

## Literaturverzeichnis

- Alaimo, S./Hekman, S. (Hg.) (2008): *Material Feminisms*. Bloomington.
- Backes, G. M. (2008): Potentiale des Alter(n)s – Perspektiven des homo vitae longae? In: Amann, A./Kolland, F. (Hg.): *Das erzwungene Paradies des Alters? Fragen an eine Kritische Gerontologie*. Wiesbaden: 63-100.
- Baltes, M. M. (1996): *The Many Faces of Dependency in Old Age*. Cambridge.
- Barad, K. (1996): Meeting the Universe Halfway: Realism and Social Constructivism without Contradiction. In: Nelson, L. H./Nelson J. (Hg.): *Feminism, Science, and the Philosophy of Science*. London: 161-194.
- Barad, K. (2003): Posthuman Performativity: Toward an Understanding of How Matter Comes to Matter. *Signs: Journal of Women in Culture and Society* 28(3): 801-831.
- Butler, J. (1993): *Bodies that Matter: On the Discursive Limits of Sex*. New York.
- Degele, N. (2004): *Sich schön machen: Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln*. Wiesbaden.
- Dolphijn, R./van der Tuin, I. (2012): *New Materialism: Interviews & Cartographies*. Ann Arbor.
- Gow, A./Rak, J. (2008): *Mountain Masculinity: The Life and Writing of Nello ‘Tex’ Vernon-Wood in the Canadian Rockies, 1906–1938*. Edmonton.
- Gugutzer, R. (2006): Der body turn in der Soziologie. Eine programmatische Einführung. In: Gugutzer, R. (Hg.): *body turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports*. Bielefeld: 9-53.
- Haraway, D. J. (1988): Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective. *Feminist Studies* 14(3): 575-599.
- Hirschauer, S. (2004): Praktiken und ihre Körper. Über materielle Partizipanden des Tuns. In: Hörning, K./Reuter, J. (Hg.): *Doing Culture. Zum Begriff der Praxis in der gegenwärtigen soziologischen Theorie*. Bielefeld: 73-91.
- Höppner, G. (i.E.): Alter(n) non-verbal verkörpern: Eine posthumanistisch-performative Analyse des Körperwissens von Renter\_innen in Interviews. In: Keller, R./Meuser, M. (Hg.): *Körperwissen II: Alter(n) und vergängliche Körper*.
- Höppner, G. (2015): Embodying of the self during interviews: An agential realist account of the non-verbal embodying processes of elderly people. *Current Sociology*, doi:10.1177/0011392115618515 (online first).
- Höppner, G./Schmitz, S. (2013): Erfolgreich optimiert? Das neuropharmakologische Optimierungsparadigma und dessen geschlechtliche Implikationen. *Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*: 39-55.
- Irni, S. (2010): Ageing apparatuses at work: transdisciplinary negotiations of sex, age and materiality. *Turku*.
- Mangelsdorf, M. et al. (2013): Körper(-sprache) – Macht – Geschlecht. *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien* 19(2): 5-18.

- Mayring, P. (2009): Qualitative Inhaltsanalyse. In: Flick, U. (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek: 468-474.
- Meuser, M. (2010): Körperdiskurse und Körperpraxen der Geschlechterdifferenz. In: Aulenbacher, A. et al. (Hg.): Soziologische Geschlechterforschung. Eine Einführung. Wiesbaden: 125-140.
- Mulvey, L. (1975): Visual pleasure and narrative cinema. *Screen* 16(3): 6-18.
- Ott, M. (2006): Schwere Felsfahrt. Leo Maduschka und der alpinistische Diskurs um 1930. In: Gugutzer, R. (Hg.): *body turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports*. Bielefeld: 249-262
- Pichler, B. (2010): Aktuelle Altersbilder: „junge Alte“ und „alte Alte“. In: Aner, K./Karl, U. (Hg.): *Handbuch Soziale Arbeit und Alter*. Wiesbaden: 415-425.
- Rowe, J. W./Kahn, R. L. (1997): Successful Aging. *The Gerontologist* 37(4): 433-440.
- Schadler, C. (2013): Vater, Mutter, Kind werden: Eine posthumanistische Ethnographie der Schwangerschaft. Bielefeld.
- Schatzki, T. et al. (2001): *The Practice Turn in Contemporary Theory*. New York.
- Schmitz, S. (2011): The Neuro-technological Cerebral Subject: Persistence of Implicit and Explicit Gender Norms in a Network of Change. *Neuroethics* 5(3): 261-274.
- Schmitz, S./Degele, N. (2010): Embodying – ein dynamischer Ansatz für Körper und Geschlecht in Bewegung. In: Degele, N. et al. (Hg.): *Gendered Bodies in Motion*. Opladen: 13-36.
- Selting, M. et al. (1998): Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem (GAT). [www.unipotsdam.de/u/slavistik/vc/rlmprcht/textling/comment/gat.pdf](http://www.unipotsdam.de/u/slavistik/vc/rlmprcht/textling/comment/gat.pdf) (1.12.2012).
- Shildrick, M. (2013): Re-imagining Embodiment: Prostheses, supplements and boundaries. *Somatechnics* 3(2): 270-286.
- Soeffner, H.-G. (2004): Social scientific hermeneutics. In: Flick U. et al. (Hg.): *A Companion to Qualitative Research*. London: 95-100.
- Villa, P.-I. (2009): „Das fühlt sich so anders an...“. Zum produktiven ‚Scheitern‘ des Transfers zwischen ästhetischen Diskursen und tänzerischen Praxen im Tango. In: Klein, G. (Hg.): *Tango in Translation. Tanz zwischen Medien, Kulturen, Kunst und Politik*. Bielefeld: 105-122.
- Villa, P.-I. (2008): Einleitung – Wider die Rede vom Äußerlichen. In: Villa, P.-I. (Hg.): *schön normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst*. Bielefeld: S. 7-19.
- Villa, P.-I./Schadler, C. (2014): *Becoming with Things – Bodies, Objects, Practices*. Call for papers.
- Witzel, A. (2000): The problem-centered interview. *Forum: Qualitative Social Research* 1. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0001228> (9.1.2011).

*Grit Höppner, Kontakt: [grit.hoepfner@univie.ac.at](mailto:grit.hoepfner@univie.ac.at). Doktorandin an der Fakultät für Sozialwissenschaften, Universität Wien zum Thema: Praktiken der Verkörperung von Alter(n): Wie sich das Alter(n) in Interviews durch non-verbale Körpersprache und den Bezug auf Menschen und Dinge materialisiert. Forschungsschwerpunkte: Körperdiskurse, Material Feminismus, Soziologie des Alter(n)s, Methoden der qualitativen Sozialforschung.*

# Schöner gehen? Zur technischen Optimierung des kriegsinvaliden Körpers im frühen 20. Jahrhundert

Sabine Kienitz

*English abstract: Reconfiguring and enhancing the human body with a prosthesis was one of the earliest cyborg-technologies, which then was improved and standardized after experiencing the impacts of World War I: In Germany officially about 70.000 servicemen suffered from physical destructions of their bodies and had to undergo surgery and especially amputation of the upper and lower limbs. Analyzing the relationship and dependencies between human bodies and these technical artefacts, most of the historical or STS-research projects point out the material part of this configuration. On the contrary the following text argues from the perspective of actor-network-theory to open again this blackbox prosthesis. Thus it will ask for networks and processes of translation, by which the prosthesis as a reconstructing and new technical part of the body and also the stump attains to achieve the status of an actor itself.*

„Zu den vornehmsten Aufgaben der Gegenwart gehört es, die schweren Wunden, die der Krieg geschlagen hat, wieder zu heilen und vor allem den Kriegsbeschädigten bei der Besserung ihrer Lage behilflich zu sein.“<sup>1</sup> Für den Psychologen Narziß Ach (1871-1946), der als bayerischer Stabsarzt mit Beginn des Kriegsjahres 1917 an die „Prüfstelle für Ersatzglieder“<sup>2</sup> in Nürnberg abkommandiert worden war, bedeutete das vor allem, den „Arbeitswillen“ der Kriegsinvaliden nach dem Verlust von Händen, Armen oder Beinen zu fördern und den Amputierten „wieder zu nutzbringender Arbeit“ heranzuziehen. Vor allem die Ausstattung mit einer Prothese, also die Ergänzung des versehrten Körpers durch ein technisches Artefakt, sollte den Kriegsbeschädigten wieder „zu einem vollwertigen Menschen [...] machen, der Freude am Leben, an Beruf und Familie hat, in dem der Sinn der Arbeit wirksam ist.“<sup>3</sup>

Als Psychologe war Narziß Ach Teil eben jenes Netzwerks von Spezialisten, die aus unterschiedlichen fachlichen Perspektiven und an verschiedenen Orten – in Operationssälen, Lazarettwerkstätten, Industriebetrieben und Laboren – seit Beginn des Ersten Weltkrieges 1914 mit der Rekonstruktion und Optimierung des Körpers sowie mit der gesellschaftlichen Reintegration von Kriegsinvaliden befasst waren. Während Chirurgen, Orthopäden und Ingenieure mit dem Ziel

kooperierten, „leistungsstarke Prothesen“, d. h. vor allem technische Ersatzarme für Industriearbeiter zu entwickeln, beurteilte Ach als Psychologe die Aufgabenstellung etwas anders. Zwar bewertete er es als positiv, dass gerade die „metallinen Armgeräte“ inzwischen eine „erhebliche konstruktive Durchbildung“ erfahren hätten.<sup>4</sup> Als problematisch beurteilte er allerdings die Tatsache, dass viele Industriearbeiter die dauerhafte Nutzung dieser hochartifizierten Armprothesen mit der Begründung verweigerten, dass sie ihre Bewegungsmöglichkeiten einschränkten und dabei auch jedes Gefühl für Körper und Umwelt still stellten. Laut Umfragen zogen diese Männer es vor, sich sowohl am Arbeitsplatz als auch zu Hause mit dem nackten Stumpf zu behelfen.<sup>5</sup> Ähnliche Beobachtungen wurden auch bei Beinamputierten gemacht, die aufgrund des Gewichts der modernen Beinprothesen auf den „alten Stelzfuß“ zurückgriffen, „weil dieser infolge seiner einfachen und leichten Konstruktion am wenigsten Beschwerden verursacht.“<sup>6</sup>

Für den Psychologen war diese offene Ablehnung der Technik ein deutlicher Hinweis darauf, dass die Konstruktionen zwar „den technischen und medizinisch-orthopädischen Ansprüchen“ genügten, dass sie aber nicht auf die realen Lebensbedingungen, die Alltagsbedürfnisse und das Körpergefühl der Prothesenträger abgestimmt waren. Verantwortlich dafür seien die Ingenieure, die in ihrem „Erfinderrausch“ einer „rein technisch-mechanischen Verbindung“ zwischen Stumpf und Prothese den Vorzug gegeben hatten, mit dem Ergebnis „einer möglichst ohne toten Gang arbeitenden Kupplung zwischen Amputationsstumpf und Armgerät“. Aus psychologischer Sicht, so Achs Kritik, müsste dagegen sehr viel stärker an einer gezielten sensitiven Durchdringung des Invalidenkörpers gearbeitet werden, um diese Verbindung zwischen einem lebendigen menschlichen Körper und einer unbelebten technischen Maschine überhaupt produktiv zu machen.<sup>7</sup>

Narziß Ach, der in Deutschland schon vor dem Krieg mit seinen experimentellen Arbeiten zur Willensforschung<sup>8</sup> bekannt geworden war, nutzte während seiner Arbeit in der „Prüfstelle für Ersatzglieder“ den Zugriff auf die unter militärischem Kommando stehenden kriegsinvaliden Probanden, um seine theoretischen Überlegungen zu intentionalen Formen der Kraftübertragung des Menschen am Beispiel der Prothetik praxisnah zu überprüfen. Dabei beschäftigte ihn vordringlich die Frage, wie der Invalide nur durch den Einsatz seiner Vorstellungskraft und damit durch eine eigenständige „äußere Willenshandlung“ den eigenen Körper und vor allem die Muskulatur der amputierten Gliedmaßen beherrschen und damit letztlich auch die

Bewegungen der Prothese steuern könne. Notwendig sei es, taktile Empfindungen und „möglichst ausgedehnte intentionale Spannungsempfindungen“ im verbliebenen Teil des Körpergliedes zu erhalten und weiter zu entwickeln. Zu diesem Zweck müsse der menschliche Körper, vor allem aber der Einsatz und die Wirkmacht des Willens *auf* den Körper trainiert werden. Nur auf diese Weise sei der Invalide dazu in der Lage, sich regelrecht in die Prothese „hineinzuleben“,<sup>9</sup> und nur so könne der Körper letztlich mit dem technischen Ersatzstück verwachsen. Seiner Argumentation zufolge sollte die Prothese also gerade nicht „wie irgendein Handwerkszeug“ bedient werden, das man jederzeit wieder ablegen kann, denn das technische Gerät werde erst dann seinen eigentlichen Zweck erfüllen, wenn es „mit dem gesamten Organismus eine harmonische Einheit bildet.“<sup>10</sup>

## **Prothesen: Das Loblied auf die Innovationskraft der Technik**

Das Phänomen der massenhaften Prothetisierung nach dem Ersten Weltkrieg, also die Tatsache, dass quer durch alle Bevölkerungsschichten die Ausstattung des (männlichen) Körpers mit Technik flächendeckend umgesetzt und damit auch im Alltag sichtbar wurde, hat in den vergangenen Jahren im Zuge der historischen Forschungen zu Krieg, Disability und Enhancement sehr viel Aufmerksamkeit erfahren. Neben historisch-anthropologischen Arbeiten zu einer Erfahrungsgeschichte des Krieges, die die gesellschaftliche Verständigung über den Umgang mit den Kriegsbeschädigten, ihren Körpern und Prothesen mit einschließt<sup>11</sup>, beschäftigen sich vor allem technikgeschichtliche und medienwissenschaftliche Forschungen mit der Prothetik und den kriegsinvaliden, technisch aufgerüsteten Körpern des frühen 20. Jahrhunderts.<sup>12</sup> Auffällig ist hier allerdings, dass und wie sehr in dieser Perspektive einer technischen Medialisierung des Körpers das Artefakt „Prothese“ zum Gegenstand einer technikdeterministischen Argumentation wird. Als frühes Beispiel einer kybernetischen Mensch-Maschine-Kopplung gerät die Prothese dabei monokausal zu einem uneingeschränkten Symbol für die gelingende Anpassung des menschlichen Körpers an den technisch-zivilisatorischen Fortschritt. Grund hierfür ist die Tatsache, dass der Schwerpunkt der Analyse mehr auf der Rekonstruktion der technischen Gestaltung der Prothese selbst und ihren potentiell als modernisierend begriffenen Auswirkungen auf das Mensch-Maschine-Verhältnis liegt als auf der Frage nach den möglichen Irritationen und Ambivalenzen der

Betroffenen im Umgang mit ihrem kriegszerstörten Körper und seiner medizinisch-technischen Überformung. Der Körper wird hier zu einem Effekt des technisch Machbaren.<sup>13</sup> Ausgeblendet wird dabei u. a. die Komplexität der diskursiven Praktiken, Wahrnehmungen, Deutungen und Zuschreibungen, innerhalb derer eine solche technische Rahmung des menschlichen Körpers historisch verortet werden muss. Im Gegenteil: Die Prothese wird in der Perspektive dieser technikgeschichtlichen Forschungen zu einem übermächtigen, den Menschen kolonisierenden Akteur, der die Mensch-Ding-Beziehung und die Grenze zwischen Mensch und Technik einseitig zugunsten einer Technisierung, eben in Richtung des Transhumanen verschiebt.

Mit Madeleine Akrich kann man hier davon sprechen, dass in diesem Optimierungsdiskurs v.a. die technische Seite des *Skripts* der Mensch-Ding-Verbindung und damit einseitig die Sicht der Technikdesigner Beachtung findet.<sup>14</sup> Aus der Perspektive der ANT plädiert Akrich deshalb für eine *Soziographie* von technischen Objekten und damit für eine detaillierte Beschreibung all' jener Verbindungen, die zwischen Designern, Objekten und Benutzern entstehen, da nur in der Interaktion dieser Akteure und mit Blick auf ihre sozialen Bindungen mit und durch die Objekte die Kontexte und Probleme einer Implementierung von Technik evident werden. Ziel müsse es daher sein, in einem weiteren Schritt der *De-Skription* den Aushandlungs- und Übersetzungsprozessen in diesen Netzwerken zu folgen, die die Beziehungen zwischen den heterogenen Elementen konfigurieren, und dabei „kontinuierlich zwischen dem Designer und Benutzer, zwischen dem vom Designer projizierten Benutzer und dem wirklichen Benutzer, zwischen der im Objekt inskribierten Welt und der durch deren Verbindung beschriebenen Welt hin- und zurückzugehen.“<sup>15</sup>

Für das Themenfeld der Prothetik und die Perspektive eines *becoming with things* bedeutet eine solche Herangehensweise, die *Blackbox* Prothese wieder zu öffnen und den Blick nicht nur auf die technischen, sondern gerade auch auf die sozialen Elemente der Implementierung und Materialisierung von Technik zu richten. Damit ist der prothetisierte menschliche Körper nicht nur das Ziel bzw. das Ergebnis, sondern im Zusammenspiel mit der Technik zugleich auch aktiver Bestandteil dieses historischen Optimierungsdispositivs, in dessen Mittelpunkt die „Wiederertüchtigung“<sup>16</sup> der Kriegsinvaliden nach ihrer Rückkehr in den zivilen Alltag stand. Der Blick richtet sich also sowohl auf die medizinisch-technischen als auch auf die sozialen Ordnungsvorstellungen und Disziplinierungsprozesse, in und mit denen der invalide Körper als notwendiges Gegenstück für die Verknüpfung

und Zusammenarbeit mit dem technischen Artefakt passförmig gemacht und zugerichtet wurde.

In der Konsequenz wird es daher weder allein um die technische Gestaltung der Prothesen noch allein um die subjektive Erfahrungsperspektive und das Leiden an der Übermächtigung durch die Prothetik gehen, sondern vielmehr um die Frage, welche weiteren Konstellationen, Verflechtungen und Akteurs-Netzwerke über das Objekt hinaus bei der Ausstattung der Kriegsinvaliden mit Prothesen involviert waren. Der Fokus des Textes liegt dabei gerade nicht auf dem technischen Akteur „Armprothese“ als jener spezifischen Mensch-Ding-Verknüpfung, die in der Mehrzahl der historischen Darstellungen als positives Beispiel für das aktive Be-Greifen der Welt und die Potentiale einer gelungenen Einpassung des Körpers in die fordistische Arbeitswelt herangezogen wurde.<sup>17</sup> Stattdessen werde ich die Frage der produktiven Verflechtung von Mensch und Ding am Beispiel der Beinprothesen durchdeklinieren, deren spezifisches Handlungsprogramm im Sinne einer „Entkrüppelung“<sup>18</sup> der Kriegsinvaliden auf die Rückgewinnung der Mobilität der Betroffenen abzielte. Neben dem Aspekt des aufrechten und als „natürlich“ beschriebenen Gangs als einer grundlegenden *menschlichen* Kompetenz wurden hier immer auch kulturelle Fragen des *männlich-festen* Auftretens thematisiert, z. B. in der Körperbewegung des gleichmäßigen Gehens und Marschierens.<sup>19</sup> Die Leistungsfähigkeit der Prothesen war aber auch die Basis für die performative Ein- und Anpassung des Invaliden an das zivile Berufsleben.<sup>20</sup> Einer der hier behandelten Schwerpunkte war die industrielle Arbeitswelt und die notwendige „Ausdauer im Gehen und Stehen“<sup>21</sup> an Drehbänken und Maschinen. Ein weiteres Einsatzgebiet war die Landwirtschaft, die als zukünftiges gesundheitsförderndes Betätigungsfeld der Kriegsinvaliden propagiert wurde.<sup>22</sup> Für die Feldarbeit und das sichere Führen von Pflug und Tieren wurden die Prothesen in erster Linie auf Standfestigkeit und Wendigkeit getestet.<sup>23</sup>

Dieser fokussierte Blick auf das Kunstbein und die damit verbundenen Aspekte der Leistungsfähigkeit, v.a. die Frage der Sicherheit und Gefährdung des Prothesenträgers beim Gehen, sowie der Gangqualität als solcher verweisen zugleich auf einen weiteren Punkt der Verknüpfung der Materialität des Körpers und der Materialität der Dinge. Er macht auch sichtbar, dass und wie die Dinge als Teil des Sozialen aufzutreten vermögen. Denn die Debatte über die symbolische Bedeutung der menschlichen Extremitäten und die Priorisierung einer technischen Versorgung nach deren Verlust hatte schon die Zeitgenossen Narziß Achs beschäftigt. Während viele Kriegsbeschädigte aus dem bürgerlichen Milieu nach Armamputationen ausschließlich den

ästhetischen Aspekt betonten und für den verlorenen Arm oft nur die Verdeckung des Schadens nach außen hin wünschten<sup>24</sup>, galt die Beinprothese für die Mobilität der Männer aller Schichten und Berufsgruppen als unabdingbare Voraussetzung für eine gelingende soziale Integration. „Die schmerzlose und mühelose Fortbewegung“, so argumentierte der Chirurg Karl Ludloff (1864-1945), „spielt im Leben im allgemeinen eine ganz andere Rolle als die stete Bereitschaft, mit beiden Händen zufassen zu können.“ Während Hände und Arme sich gegenseitig ersetzen könnten, sei das bei den unteren Extremitäten nicht der Fall: „Das andere Bein kann nicht die Funktion des verlorenen mit übernehmen. Eine Fortbewegung ohne Schreiten ist auf die Dauer nicht möglich, dazu gehören aber zwei Beine.“<sup>25</sup> Unterstützung erhielt Ludloff durch den Orthopäden Konrad Biesalski (1868-1930): „Wenn jemand ein Bein verliert, so muß er einen Ersatz dafür haben, denn er kann nicht auf einem Bein durchs Leben hüpfen.“<sup>26</sup>

### **Netzwerke: Die Prothese als Aktant/Akteur**

Im Folgenden geht es also darum, das Artefakt „Prothese“ nicht nur aus der Perspektive der *In-Skription* durch die zeitgenössischen Ingenieure und Technikspezialisten<sup>27</sup> zu betrachten, sondern als Aktant/Akteur im Rahmen eines sozio-kulturellen Settings von Handlungen zu begreifen, das sehr viel umfassender war. In der Fürsorge, Betreuung und Rekonstruktion der Kriegsinvaliden wirkte ein komplexes, teilweise auch miteinander konkurrierendes Netzwerk<sup>28</sup> aus Ärzten und Chirurgen, Psychologen<sup>29</sup> und Ingenieuren, Bandagisten, Orthopädiemechanikern, Lazarettinspektoren, medizinischem Hilfspersonal, den Amputierten selbst sowie Lehrern und Trainern zusammen.<sup>30</sup> „Netzwerk“ meint dabei zum einen jene historisch tradierten und professionalisierten Kooperationsformen bei der Entwicklung und Produktion von Ersatzgliedern, z. B. die Zusammenarbeit von Ärzten und Bandagisten. Zum anderen entstanden aber auch neue Arbeitszusammenhänge und Konkurrenzbeziehungen, in denen die jeweiligen Kompetenzen und Zuständigkeiten eifersüchtig bewacht und verteidigt wurden. Einzelne Akteure wie z. B. die Berufsgruppe der Bandagisten wurden im Zuge der Entwicklung neuer Prothesenkonzepte mit dem Vorwurf mangelnder Innovationsbereitschaft ausgegrenzt. Aber auch Chirurgen und Ärzte standen in einem scharfen, nicht nur prestigebedingten, sondern auch ökonomisch begründeten Wettbewerb, da sie – wie im Fall des Streits über den Preis und die Funktionalität von Carnes- und Sauerbrucharm –

unterschiedliche technische Prothesenvarianten befürworteten und mit ihrem eigenen Namen Werbung für diese Körperersatzteile betrieben.<sup>31</sup>

Auch die Artefakte selbst übernahmen im Rahmen dieses Netzwerkes von menschlichen und nicht-menschlichen Akteuren eine aktive Rolle. Die *agency* der Prothesen basierte v.a. auf ihrer Materialität. So hatten die Varianten der unterschiedlichen Konstruktionstypen<sup>32</sup> und die Vielzahl der dafür verwendeten Materialien<sup>33</sup> – u. a. Leder, Zelluloid, Wolle, Leinen und Moleskin, verschiedene Holzarten, Pappe, Aluguss und Aluminiumgarnewebe, Messing, Stahl, Blech, Kork, Linoleum, Gummi, Bambus, Filz und Vulkanfiber – nicht nur Auswirkungen auf das Gewicht und die Oberflächengestaltung, sondern auch auf den Preis, die Ästhetik, den Verschleiß und den Pflegeaufwand<sup>34</sup> für die Prothese. Alle diese Faktoren zusammen wirkten letztlich auf den Amputierten, seinen Körper und die Nutzungsbedingungen des jeweiligen Körperersatzstückes zurück, welche wiederum die (Selbst-)Wahrnehmung des Kriegsinvaliden im Alltag und die möglichen Deutungen des Prothesenträgers als Symbol für die Kriegserfahrung des Ersten Weltkriegs beeinflussten.<sup>35</sup> Wer nur mit einem Stelzfuß ausgestattet war, galt als bedauernswert, da der Gang seine Behinderung offenkundig werden ließ und er „den Augen der Mitmenschen schonungslos preisgegeben“<sup>36</sup> war. Doch auch eine technisch ausgefeilte Beinprothese mit beweglichem Kniegelenk konnte den Schaden nicht vollständig verdecken und lieferte nicht das „moralische Bewußtsein, ein möglichst naturgetreues Bein zu haben“<sup>37</sup>. So waren die Reaktionen der Öffentlichkeit auf diese Abweichungen von einem als „normal“ beschriebenen Gangbild häufig negativ. Viele störten sich an dem „eigentümlich hüpfenden, hinkenden“<sup>38</sup>, dem schlenkernden, wiegenden oder stoßenden und „stampfenden Gang“<sup>39</sup> der beinamputierten Kriegsbeschädigten. Während bei manchen Bein- oder Fußamputierten, wie Karl Ludloff berichtete, „schon einige Übung dazugehört, aus dem Gang auf den Prothesenträger zu schließen“, so gebe es doch auch viele andere, „die sich mühselig und steif fortbewegen, denen man schon von weitem den Kunstbeinträger ansieht.“<sup>40</sup> Der Diskurs über derartige Differenzerfahrungen schloss nicht nur den abweichenden Gangrhythmus, sondern auch die damit verbundene Geräuschkulisse ein: „Nichts ist dem Verletzten unangenehmer als die Geräusche, die ihn schon von weitem als Träger eines Kunstbeines kennzeichnen.“<sup>41</sup> So produzierten die Prothesen durch das Aufeinandertreffen von unterschiedlichen Materialien auffällige Töne: Spiraldrahtfedern im Zehen- und Fußgelenk sorgten für ein „unangenehmes Quietschen“, aber auch das Reiben von Leder auf Leder wurde als „unangenehmes Kreischen“ beschrieben. Das Knarren

der Bestandteile eines hölzernen Knies und das regelmäßige Klacken der Scharniergelenke „beim Übergang von der Beugstellung in die Streckstellung, das heißt unmittelbar vor dem Aufsetzen des Kunstbeines auf dem Erdboden“<sup>42</sup>, beeinflussten die (Selbst-)Wahrnehmung und die Zufriedenheit der Kriegsversehrten mit ihrem Kunstbein negativ. Wesentlich unangenehmer noch war den Trägern einer Beinprothese die Tatsache, dass die intensive Nutzung zu einer Geruchsbelästigung durch Schweiß und bakterielle Zersetzungsprozesse führte, die von ärztlicher Seite auf die verwendeten Materialien, aber auch auf mangelnde Hygiene zurückgeführt wurde.<sup>43</sup>

Als weitere Teile des Netzwerkes waren jene Disziplinierungsinstrumente wirksam, die die Prozedur der Vermessung des Körpers und den Ablauf der Prothesenanpassung bestimmten, sowie die Maschinen, an denen die Körper in die industriellen Arbeitsprozesse eingewöhnt und zum Umlernen gezwungen wurden. „Um die Einzuübenden nicht dauernd bei der Ausführung ihrer Übung beaufsichtigen zu müssen“, schilderte der Ingenieur Curt Barth in seinem „Bericht über die Tätigkeit der Übungswerkstätte der Prüfstelle für Ersatzglieder“, „wurden die Maschinen mit Vorrichtungen versehen, die einen Zwang auf den Arbeitenden ausüben.“<sup>44</sup> Griffe und Fußschalter wurden z. B. so angebracht, dass der Invalide mit der Prothesenhand zugreifen oder gezielt das Prothesenbein zum Bedienen der Maschine einsetzen musste. Zwang und eine Einübung in Produktivität übten aber nicht nur die Maschinen selbst, sondern auch die Kurvenblätter aus Millimeterpapier aus, in die die tägliche Arbeitsleistung eingetragen und kontrolliert wurde, und die damit die technischen Abläufe zwischen Körper und Maschine in soziale Bewertungen übersetzten.<sup>45</sup> Ebenfalls disziplinatorisch wirkmächtige Akteure in diesem Netzwerk waren die Übungsbahnen für das Gehtraining sowie die medikomechanischen Maschinen, die zum Zweck der Rehabilitation des Körpers bestimmte, technisch bedingte Handlungsabfolgen vorschrieben und auf diese Weise die aktive Bewegung von Gelenken und Muskulatur erzwangen.

Sieht man sich alle diese aufeinander aufbauenden Beziehungen, Verflechtungen, Übersetzungsprozesse und Abhängigkeiten genauer an, dann wird zugleich deutlich, dass hier ein Akteur bisher noch gar nicht berücksichtigt wurde, der aber in diesem Setting ganz maßgeblich war und in den medizinisch-technischen Darstellungen und Anweisungen fast schon ein Eigenleben führte: Gemeint ist der Amputationsstumpf, der zwar zum invaliden Körper gehörte, der aber zugleich als ein eigenständiger Akteur objektiviert und behandelt wurde.<sup>46</sup> Nach Ansicht

der Ärzte sollte der Stumpf im Kontext der Prothesenausstattung nicht mehr nur als ein „toter Hebelarm“ begriffen werden, sondern „als ein selbständiges Organ“, das dazu berufen war, „vermöge der in ihm schlummernden Kräfte eigene Arbeit zu leisten“<sup>47</sup>. Im Folgenden werde ich diese Netzwerke genauer betrachten und die Verästelungen und Bewegungen verfolgen, in denen die Akteure hier miteinander verbunden waren.

## **Der Amputationsstumpf – „prothesenreif“<sup>48</sup> und brauchbar**

Der Erste Weltkrieg mit seinen modernen Waffen hatte Verletzungen hervorgebracht, die bis dato unbekannt waren. Vor allem Artillerie- und Granatbeschuss erzeugte Wunden, deren konservative, auf die Erhaltung der Körperteile ausgerichtete Versorgung in den Feld- und selbst in den Etappenlazaretten kaum möglich war. In der Mehrzahl der Fälle und als lebensrettende Maßnahme entschieden sich die Kriegschirurgen daher oft schon in den Feldlazaretten für die Amputation des zerschmetterten Körperteils. Diese Eile sowie eine mangelnde technische Vorbildung für diese diffizilen Operationen<sup>49</sup>, die den Körper schon auf dem OP-Tisch für das Tragen einer Prothese zurichten sollten, führten häufig dazu, dass der Amputationsstumpf im Heimatlazarett noch einmal nach- und umgearbeitet oder auch „veredelt“ werden musste.<sup>50</sup> Denn die Voraussetzung für die Versorgung mit einer Beinprothese war ein tragfähiger Stumpf, der genau den Vorgaben der Amputationsstandards entsprechen musste, um dann „ein direktes Auftreten mit seinem Ende in der Prothese“<sup>51</sup> zu ermöglichen. Fuß- und Beinamputationen waren präzise klassifiziert und wurden nach den historischen Chirurgen-Persönlichkeiten benannt, die diese Techniken entwickelt hatten. Eine Operation nach (Jacques) Lisfranc, (François) Chopart, (Nicolai Iwanowitsch) Pirogoff und (Rocco) Gritti produzierte eine je spezifische Stumpfform, die dann schlüssig zu einem entsprechenden prothetischen Gegenstück passen musste – und umgekehrt.<sup>52</sup> Als „brauchbar“ galt ein Amputationsstumpf nur dann, „wenn er das Tragen einer Prothese wirklich gestattet“, d. h. wenn er dem Druck auf der Fläche der Narbe und den damit verbundenen „unvermeidlichen Insulten gewachsen“ war.<sup>53</sup> Gelangen diese Eingriffe nicht, dann war in den Berichten der Ärzte von der „Stumpfmisere“ und dem „Stumpfelend“ der Betroffenen die Rede: Wenn die Narben nicht gut verheilten, kam es zu Entzündungen und Infektionen; saß der Beinstumpf nicht passgenau in der Hülse oder war die Prothese zu schwer und kam der Patient infolgedessen beim Gehen zu stark ins

Schwitzen, konnte es an den Auflagestellen zum Wundscheuern kommen. Die Folgen waren häufig Schmerzen, die das Tragen der Prothese zur Qual machten, mit dem Ergebnis, dass das Kunstbein bald „nutzlos in der Ecke“ stand und „der unglückliche Amputierte [...] zur völligen Erwerbsunfähigkeit verdammt“<sup>54</sup> war. Das Nichtbenutzen der Prothese zog schnell weitere Folgen nach sich, wie z. B. eine fortschreitende Atrophie der Stumpfmuskulatur. Wenn die Betroffenen dann doch wieder zu Krücken greifen mussten, um im Alltag mobil zu bleiben, drohte das Phänomen der „Krückenlähmung“, also die Lähmung der Arme durch den Druck der Krücken in der Achselhöhle auf den Radialisnerv.

Diese Argumentation macht deutlich, dass die Chirurgen gegenüber den Technikern sowohl die Definitionsmacht als auch die Verantwortung für das Gelingen der Mensch-Ding-Konstellation für sich beanspruchten. Die Bedeutung und Qualität der Operation wurden dabei höher bewertet als die der Prothese, „sieht man doch täglich, dass z. B. bei den Beinprothesen der Gang der Amputierten ein viel freierer, viel ruhigerer und natürlicherer ist, wenn sie sich auf die Betätigung ihres Amputationsstumpfes beim Gehen verlassen können und nicht nur auf die künstliche Stützfläche der Prothese angewiesen sind.“<sup>55</sup>

Für die operierenden Ärzte erwies sich daher auch die Erkenntnis als wichtig, dass „der Stumpf zur Ertragung der Prothese erst ‚erzogen‘ werden“ müsse.<sup>56</sup> Dazu wurde frühzeitig eine systematische Abhärtung des frisch operierten Körperteils angeordnet, die aus täglich mehreren Stunden Massage, der „Klopfung“ der Narbe mit einem filzbezogenen Hammer, Box- und Tretübungen gegen Kissen, die im Verlauf des Trainings immer härter werden sollten, sowie medikomechanischen Übungen bestand, also manuell und maschinell induzierten Bewegungen und Widerstandsübungen an Geräten<sup>57</sup>; darüber hinaus wurden Bäder empfohlen, ebenso die Behandlung der Muskulatur durch das „Elektrisieren“ sowie weitere Formen der „Widerstandsgymnastik“<sup>58</sup>, die der Kräftigung dienen und ein Atrophieren verhindern sollten. Nicht nur die Muskulatur, sondern auch die Hautoberfläche des Stumpfes musste entsprechend für den Kontakt mit der Innenfläche der Prothesenhülse präpariert werden, z. B. durch Waschungen mit Formalinspiritibus und eine Behandlung mit Heißluft, um sie „widerstandsfähiger, um sie gebrauchsfähiger zu machen“.<sup>59</sup> Durch eine elastische, aus Garn oder einem starken Papierbindfaden von den Amputierten selbst gehäkelte Hülle sollte der Stumpf mit seiner Muskulatur zur Vorbereitung auf den Kontakt und die Einpassung in die Prothesenhülse „zur Arbeit gezwungen“ werden, d. h. zur Kontraktion auch jener Muskeln, die durch die Amputation quer gekappt worden

waren, und die dann dazu in der Lage sein sollten, gegen die innenliegenden Polsterfalten oder Federn der Hülse Widerstand zu leisten. Auf diese Weise könne die Kraftentwicklung der Muskulatur besser auf die Prothese übertragen werden, was wiederum als Vorteil eine „Steigerung der Sensibilität und größere Sicherheit beim Tragen der Stumpfhülle“ zur Folge hätte.<sup>60</sup>

Als eine weitere Maßnahme entwickelten Ärzte wie Siegfried Bettmann (1869-1939) das Konzept der Psychogenen Stumpfgymnastik<sup>61</sup>. Hier ging es darum, in der Arbeit am und mit dem Körper das „Vorstellungsbild des verlorenen Gliedes“ aus einer Innenperspektive des Körpers mit einzubeziehen. Die Muskelfasern wurden als „Arbeit leistende physiologische Einheiten“ gedacht, die erhalten bleiben und gestärkt werden sollten. An den Invaliden erging die Aufforderung, „sich das Vorstellungsbild des zu bewegendenden, aber verloren gegangenen Gliedes und die Bewegung des Gliedes selbst scharf in seine Vorstellung zurückzurufen und sich einzuprägen“. Die geschädigten Muskeln sollten auf psychogenem Weg durch reine Vorstellungskraft gekräftigt und entwickelt werden. Als Effekte versprach Bettmann ein „gutes Passen der Prothese durch Verhinderung des Muskelschwunds“, ein größeres Sicherheitsgefühl und Geschicklichkeit sowie auch eine Lockerung der Narben. Tatsächlich komme es „weniger auf einen an der Amputationsfläche tragfähigen Stumpf“ an, so Bettmann, als „vielmehr auf einen Stumpf, der imstande ist, vermöge der ihm innewohnenden und wiedererweckten allseitigen Kräfte die Prothese zu meistern.“<sup>62</sup> Auf diese Weise, so hoffte er, könne man dem „Ideal der durch lebendige Kräfte bewegten Prothese näher kommen“. Die konkrete Schnittstelle einer potentiellen Zusammenarbeit zwischen Stumpf und Prothese wurde auf diese Weise in den muskulären Bereich und damit weiter in den Körper hinein verlegt.

Für die Qualität der Vorbereitung des Amputationsstumpfs war eine ganze Reihe unterschiedlicher Akteure zuständig. Als zentrale Voraussetzung für den Erfolg galt vor allem die Kooperation zwischen dem Amputierten sowie allen anderen Beteiligten. Diese Beziehungen waren moralisch aufgeladen: Erforderlich seien „Lust und Liebe und Eifer und Ausdauer von Seiten der Patienten und mindestens ebenso viel, wenn nicht noch mehr Lust und Liebe und Eifer und Ausdauer von Seiten der Behandelnden.“<sup>63</sup> Ärztliches Hilfspersonal müsse unter dieser Perspektive sorgfältig ausgesucht werden, da dessen Engagement für die Motivation und vor allem die korrekte Anleitung und Körperarbeit der Amputierten entscheidend sei. Was hier als eine Form der emotionalen Zuwendung überhöht wird, war allerdings Teil jener

körpertechnischen Disziplinierungsstrategien, mit denen die Mobilisierung des Invalidenkörpers vorangetrieben werden sollte.

## **Das Martyrium der Patienten und die Anpassung der Prothese**

Während aus Kostengründen sehr schnell über eine Normalisierung und Standardisierung jener Prothesenbestandteile nachgedacht wurde, die in industriellem Maßstab, also massenhaft und auf Vorrat produziert werden konnten<sup>64</sup>, blieb doch die Problematik bestehen, dass der Prothesenschaft selbst, also die Hülse für den Amputationsstumpf, individuell an den Körper des Invaliden und damit an das Ergebnis, die konkrete Umsetzung und den Erfolg der jeweiligen Operationsmethoden angepasst werden musste. Dies war damit die eigentliche Schnittstelle zwischen dem Artefakt und dem menschlichen Körper, und von daher war die Passform, also das schlüssige Ineinandergreifen einer harten, unnachgiebigen Hülle mit dem weichen menschlichen Gewebe, ausschlaggebend für den weiteren Erfolg der technischen Ausstattung und letztlich auch für den Gang des Invaliden: Saß die Hülse zu locker und war die Prothese zu schwer, was vor allem bei hohen Oberschenkelamputationen der Fall war, entstand zu viel Spielraum zwischen Körper und Hülse. Dies brachte zum einen die Gefahr des Wundscheuerns und des Dekubitus mit sich, führte aber auch zu einem ungleichen Auftreten beider Beine, da der Prothesenträger nach dem Anheben von Rumpf, Hüfte, Beinstumpf und Kunstbein dann beim Auftreten quasi in die Prothese einsank.<sup>65</sup>

Sowohl Ärzte und Orthopäden als auch Techniker und Bandagisten waren sich daher einig, dass auf die Passförmigkeit von Amputationsstumpf und Hülse mehr Sorgfalt verwendet und die bisher gängige Prozedur der Anpassung überdacht werden musste. Da der Stumpf bis dato beim liegenden Patienten und mit Gipsbinden abgeformt worden war, hatten die auf diese Weise produzierten Schäfte meist nicht optimal gepasst, wenn sich der Stumpf später unter dem realen Druck des Körpergewichts verformte. Als Alternative schlug der Prager Arzt Julius Hanausek (1885-1951) ein neues Verfahren vor, das den Druck des Körpers an der Schnittstelle zwischen Beinstumpf und Prothese bereits bei der Abformung der Hülse simulierte. Für dieses Vorgehen wurde ein Beutel mit Gipsbrei vorbereitet, in den der Stumpf im Stehen und mit dem Gewicht des ganzen Körpers hineingedrückt werden sollte.<sup>66</sup> Dazu musste der Amputierte an Schlaufen aufgehängt oder in eine Apparatur aus Holz eingespannt werden, die die genaue

Kontrolle und Vermessung des Körpers erlaubte. Die dänische Journalistin Karin Michaëlis hatte diesen Vorgang in einem ungarischen Lazarett beobachtet und schilderte das „Martyrium“ des Invaliden, das nach der Verletzung und der Operation von neuem beginne, „wenn der ‚Bildhauer‘ kommt, um Maß zu nehmen. Oft muß der Kranke festgeschnallt werden, wie in einem Schraubstock, während der Abguß des kaum geheilten Arm- oder Beinstumpfes vorgenommen wird.“<sup>67</sup>

Das Leiden des Patienten spielte in der Darstellung der Ärzte allerdings keine Rolle. Hier stand der Vorteil im Vordergrund, dass Arzt, Orthopädiemechaniker und Amputierter nicht mehr mündlich und auf der Basis rein subjektiver Wahrnehmungen über die Passförmigkeit und die Details der Ausarbeitung der Prothesenhülse verhandeln mussten, da nunmehr eine objektivierte Passung des Körperteils in Gips vorlag.

## **Gehübungen – vom „schönen“ und „natürlichen“ Gang**

Bereits während des Krieges wurden große Freiflächen rund um die Lazarette geschaffen und für die körperliche Ertüchtigung der Kriegsversehrten genutzt, die weiterhin unter militärischem Kommando standen. Dabei galten die in Gruppen organisierten Leibesübungen im umfassenden Sinne als zentraler Bestandteil eines „turnerischen Heilverfahrens“, das auf die Disziplin und das Körpertraining als solches, aber auch auf die psychische Aufrichtung und Stabilisierung der Geschädigten abzielte.<sup>68</sup> Es sollte „ja gerade erreicht werden durch Turnen, Spiel und Sport, daß der Kriegsbeschädigte seine besonderen Leiden vergißt und sich gleich kräftig und gleich befähigt fühlt wie seine Spielgenossen.“<sup>69</sup>

Darüber hinaus wurde der Bedarf formuliert, dass für Beinamputierte regelrechte „Gehschulen“ eingerichtet werden müssten, da die meisten durch zu langen Gebrauch von Krücken und Stöcken das Vertrauen auf die „eigene Balancierfähigkeit beim Gehen“<sup>70</sup> eingebüßt hätten. Sie sollten sich also nicht einfach nur irgendwie vorwärts bewegen können, sondern das Ziel war, dass sie mit ihren Prothesen „möglichst normal gehen“ lernen und nicht schon wegen ihres Ganges „auf der Straße auffallen“. Auch sollten die Kriegsinvaliden „auf ebenem und unebenem Boden, auf der Straße wie auf dem Lande, in der Ebene und bei Steigungen gleich gut gehen und sich ferner drehen und bücken können, ohne das Gleichgewicht zu verlieren.“ Es gehe also nicht darum, dem Beinamputierten einfach nur das Gehen beizubringen, sondern „er muss geübt werden, sich mit seiner Prothese so zu bewegen, wie früher mit beiden Beinen, er muss mit seiner Prothese und in seiner Prothese

sozusagen turnen.“<sup>71</sup> Abgefordert wurden Gehübungen „mit Hilfsbein und Stöcken“ auf unterschiedlichen Bodenbelägen, über Rampen und kleine Hindernisse, auf Leitern und Treppen. Die Benutzung von Krücken war ausdrücklich verboten. Nicht nur mit, sondern auch ohne Prothese mussten einbeinige Invalide Körpergleichgewichts- und Balancierübungen praktizieren, meist schon morgens früh und möglichst nackt, um von Seiten der Schwestern und Ärzte „die Körperhaltung gut kontrollieren zu können“. Hinzu kamen Übungen wie das Keulenschwingen zur Schulung der Standfestigkeit<sup>72</sup> und der Hochsprung, aber auch einfache Ballspiele zur Übung der Körperbeherrschung.

Das Gelingen der Gehübungen<sup>73</sup> und die Routine der Körperbewegung mit den Prothesen waren zentrale Voraussetzungen, um dem Drill der Lazarette und der Arbeit unter militärischer Aufsicht in den Lazarettwerkstätten zu entkommen, die manchen Industriebetrieben direkt angegliedert waren.<sup>74</sup> So wurden die Amputierten erst dann entlassen, wenn sie mindestens acht Tage beschwerdefrei an den Freiübungen, d.h. an den „Marsch- und Bewegungsübungen“ auf Kommando teilgenommen hatten.<sup>75</sup> Wichtig war vor allem das Einüben der Schrittlänge, da der Amputierte nach Aussage der Ärzte dazu neige, mit dem eigenen Bein einen kleinen und mit dem Prothesenbein einen großen Schritt zu machen, um die Last möglichst rasch auf das gesunde Bein zu übertragen.<sup>76</sup> Die Gangqualität, also „ein möglichst korrektes Gehen und Laufen“<sup>77</sup>, wurde danach beurteilt, ob diese Bewegungen möglichst „natürlich“ waren und dabei auch „schön“ abliefen.

Im Berliner Reservelazarett „Landwehroffizierskasino“ in Charlottenburg wurde zu diesem Zweck eine Übungsbahn „massiv aus Presssteinen und Zement“<sup>78</sup> gebaut. Es handelte sich hier um zwei Strecken, jeweils 17 und 21 Meter lang, die im rechten Winkel zueinander standen, damit Ärzte, Schwestern und Sanitätssoldaten die Akteure auf beiden Bahnen gleichzeitig im Blick behalten und beaufsichtigen konnten. Auf beiden Bahnen waren verschiedene Geschicklichkeitsübungen aufgebaut, „Geländeschwierigkeiten, wie sie dem Alltagsmenschen auf dem Wege zu und von der Arbeitsstätte, in seiner Wohnung und auf ruhigen Erholungsspaziergängen begegnen“, und die der Verwundete „mühe los überwinden lernen“ müsse. Dazu gehörten verschiedene Varianten von Treppen, deren Stufenhöhe einmal 15 und einmal 20 Zentimeter betrug, und die jeweils nach dem Vorbild einer „Berliner Vorderhaustreppe“ sowie einer „Berliner Hinterhaustreppe“ gebaut waren. Dazu kamen schiefe Ebenen, wellenförmige Erhebungen, federnde Bohlen, Gräben und Steinmauern, die entweder erklommen oder überstiegen werden mussten, sowie ein Feld mit

lockerem Sandboden, der „den Uebenden zwingt, tief im Sande zu waten.“

Die Strecken mussten in genau vorgeschriebenen Abläufen – und immer mit dem verletzten prothetisierten Bein voran – systematisch erst vorwärts, dann rückwärts, mit und ohne sicheren Zugriff auf das Gelände durchlaufen werden. Dokumentiert wurden die Übungserfolge in den verschiedenen Schwierigkeitsgraden samt der benötigten Übungszeit auf einer Laufkarte, die die Grundlage für die Entscheidung über die Entlassung des Kriegsbeschädigten bildete. Die Ärzte schrieben der Nutzung dieser Übungsbahnen sowohl einen somatischen als auch einen hohen moralischen Wert zu. Zum einen ging man davon aus, dass qua Übung ganz konkret das Gefühl von Selbstvertrauen erneut in den versehrten Körper eingeschrieben werden konnte. Zum anderen sollte auch die seelische Verfassung der Probanden in der Auseinandersetzung mit den räumlichen Gegebenheiten positiv beeinflusst werden.

## **Die Prothese als Fetisch – Gegen eine Überhöhung der Technik**

Schon während des Krieges wurde ein schwunghafter Handel mit gebrauchten Prothesen betrieben. So empörte sich der Magdeburger Arzt und Orthopäde August Blencke (1868-1920) bereits 1917 über eine Zeitungsannonce, in der Interesse am privaten Erwerb einer gebrauchten Prothese formuliert wurde: „Künstliches Bein! Zu kaufen gesucht gut erhaltenes künstliches rechtes Bein für Herrn von 1,54 Meter Höhe und 73 Kilogramm Gewicht, evtl. Dörflinger Bein.“<sup>79</sup> Offerten auf diese Anzeige sollten an den Verlag Rudolf Mosse in Leipzig eingesandt werden. Blencke, der in seiner privaten Magdeburger Klinik Kriegsversehrte behandelte, sah sich häufig mit gebrauchten künstlichen Körperteilen konfrontiert, die der Klinik geschenkt wurden. Derartige Objekte würden allerdings nicht an andere Beinamputierte weitergegeben, sondern zerlegt und deren Einzelteile für den Bau von Behelfsprothesen und sogenannten Lazarettbeinen weiterverwendet. Nachdrücklich riet Blencke daher allen betroffenen Laien davon ab, sich ohne jegliche Fachkenntnis auf diese Art von gebrauchten Fertigprodukten einzulassen, die nicht mit ärztlicher Expertise an den eigenen Körper angepasst waren. Darüber hinaus warnte er aufgrund seiner Erfahrungen als ärztlicher Gutachter vor zu hohen Erwartungen an jene künstlichen Körperteile, die v.a. durch groß aufgemachte Reklamekampagnen in den Zeitungen, durch personalisierte Wurfsendungen, aber auch durch Mund-zu-Mund-Propaganda

beworben wurden. Diese Formen der Reklame für das jeweils „beste Bein der Welt“ – authentifiziert durch die Betonung der eigenen „Erfahrung“ des Trägers oder durch das Urteil eines Arztes – beunruhigten seiner Erfahrung nach viele der kriegsbedingten Prothesenträger. Dies verursachte Neid und Unzufriedenheit angesichts der Vermutung, dass ihnen von staatlicher Seite nicht das für ihre Bedürfnisse optimale Produkt zur Verfügung gestellt worden sei.<sup>80</sup>

Dabei, so versuchte Blencke zu beruhigen, seien es eben gerade nicht die Kompliziertheit und der Preis der Prothese, die ihre jeweilige Qualität ausmachten. Im Gegenteil: Seiner Erfahrung nach seien ausschließlich der Träger und seine individuelle Geschicklichkeit im Umgang mit seinem Körper *und* dem Artefakt maßgeblich für den Erfolg. „Das ‚beste künstliche Glied‘ ist für den Träger immer das, das er selbst durch seine Energie und Geschicklichkeit zum ‚besten für sich‘ macht.“<sup>81</sup> Die gute Gebrauchsfähigkeit einer Prothese beruhe von daher „keineswegs allein auf dem künstlichen Gliede selbst“. Hier sei es „vor allem die Beschaffenheit des Stumpfes und mehr noch als diese der eiserne Wille und die Energie des Amputierten, mit deren Hilfe Schwierigkeiten überwunden werden, die ein willenloser, energieloser Amputierter auch mit dem besten künstlichen Bein nie überwinden wird.“ Der einseitige Blick und die unkritischen Erwartungen an technische Höchstleistungen von Prothesen seien also nicht hilfreich, da nicht die Prothese von sich aus agiere, sondern immer durch den Menschen in Bewegung gesetzt werden müsse. Die „bessere Gehfähigkeit“ eines Amputierten im Vergleich zu einem anderen hänge „oft mehr von der besseren Beschaffenheit des Stumpfes als von der Machart des künstlichen Gliedes ab.“ Damit formulierte Blencke nicht nur eine moralisierende Perspektive, die die hohen Erwartungen der Invaliden an die Prothesentechnik dämpfen sollte, sondern er machte als medizinischer Akteur in diesem disziplinierenden Netzwerk die Betroffenen selbst für den Erfolg im Umgang mit ihrer Behinderung verantwortlich.

## Fazit

Die Zahl der kultur- und medienwissenschaftlich begründeten Fragen an eine moderne Prothetik im 21. Jahrhundert nimmt gerade auch vor dem Hintergrund neuro(bio)logischer Forschungen stetig zu: 2015 ist der erste beinamputierte Mensch mit einer fühlenden Beinprothese ausgestattet worden. Bionische oder auch durch Hirnströme in Bewegung zu setzende technische Erweiterungen des Körpers gehören

zwar sicher noch nicht zur Standardausrüstung nach Amputationen, demonstrieren aber eindrucklich und auch medientauglich den aktuellen Stand der Forschungen zur Kopplung von Mensch und Maschine. Die Debatten über Schnittstellen, Robotik und transhumane Körper entwickeln sich dabei weiterhin im Spannungsfeld zwischen einer eher kulturpessimistisch ausgerichteten Technikkritik einerseits und einer Technik-Apologik im Namen des *Cyborgs* andererseits: Hier handelt es sich allerdings um Phänomene, die nicht nur im Hinblick auf die *augmented realities* eines Menschen mit Google-Brille und einem freiwillig implementierten Datenchip<sup>82</sup>, sondern auch immer noch im Kontext einer Humanisierung der Arbeitswelt und der Integration von Menschen mit Behinderungen diskutiert werden müssen. Diese Auseinandersetzungen über die Optimierung eines letztlich als gefährdet oder auch defizitär definierten menschlichen Körpers ist damit zugleich Ausdruck einer „Enhancementgesellschaft“<sup>83</sup>, in der die Prothesen des frühen 20. Jahrhunderts gleichsam zu Vorreitern der Idee des technisch erweiterten und optimierten Körpers der Gegenwart mutieren, ohne dass dabei jedoch die konkreten historischen Handlungszusammenhänge einer Verknüpfung von Mensch und Technik in Betracht gezogen werden. Der Soziologe Dierk Spreen warnt in diesem Zusammenhang vor einer ahistorischen Rückprojektion der Cyborg-Figur. Er rät dazu, nicht nur auf die vor sich hin „schnurrenden“ Diskurse der Techno- und Cyberkraten zu hören, die das Loblied auf die gesellschaftlich organisierte Innovationskraft der Technik singen und zugleich einem „kybernetischen Herrschaftsdiskurs“ das Wort reden. Stattdessen solle man stärker die Erfahrungsperspektive der Prothesenträger einbeziehen und damit das „Leiblich-sinnliche, das Sperrige“ in den Leib-/Körpergeschichten jener technisch „erweiterten Menschen“ herausarbeiten.<sup>84</sup>

Der vorliegende Text geht nun einen anderen Weg, der weder einseitig die symbolischen Zuschreibungen und zeitgenössischen Diskurse über die Fortschrittlichkeit und Funktionalität von Technik noch die Erfahrungs- und Leidensperspektive der Betroffenen und ihre Deutungen in den Vordergrund stellt, sondern sehr viel grundsätzlicher die Verflechtungen rekonstruiert, in denen in historischer Perspektive Bedeutungen hergestellt und verhandelt wurden. Die Frage bleibt, welcher Erkenntniszugewinn hier eigentlich durch die akribische Beschreibung, das Nachvollziehen von Netzwerken und die Details der Interaktionsformen ganz unterschiedlicher Akteure in diesen Systemen und Strukturen zu verzeichnen ist? Wird hier nur sichtbar, was auf anderem Wege ebenfalls zu rekonstruieren wäre? Und gerät dabei nicht auch der Körper als Medium der Erfahrung von Technisierung aus dem

Blickfeld? Weitere Überlegungen zum Nutzen der ANT an diesem historischen Beispiel wären sicherlich angebracht.

Trotzdem lohnt es, einen weiteren Punkt am Ende kurz anzusprechen, nämlich die Frage nach den politischen Perspektiven. Schaut man auf die Interessenlagen der einzelnen Akteure und Akteursgruppen in dem historischen Feld der Prothetik – wie z. B. der Chirurgen, Orthopäden, Ingenieure, aber auch der Psychologen – dann wird deutlich, dass sie als Innovatoren gelten müssen, deren Arbeit eindeutig auf eine kulturelle und gesellschaftliche (Re-)Integration der Opfer und eine Humanisierung von Kriegsfolgen abzielte. Wenn man ihr Handeln aus ihren je eigenen professionellen Perspektiven verfolgt, können sie aber auch als Akteure gesehen (oder: entlarvt) werden, die in erster Linie zu ihrem eigenen Nutzen gehandelt haben: Der Kriegsinvalid als Nutzer von Prothesen war dann ein Instrument, ein schlichtes Mittel zum Zweck der eigenen Profilierung und Professionalisierung diverser Akteure vor dem Hintergrund des nationalen Bedarfs einer Problemlösung. Betrachtet man das Agieren all' dieser heterogenen Akteure allerdings aus der Perspektive einer Beschreibung und Analyse von Netzwerken, dann wird zugleich die stabilisierende Wirkung dieses eigennützigen Handelns für das Ineinandergreifen und Funktionieren in diesem Feld aus Sozialfürsorge, Medizintechnik, Orthopädie und Arbeitswelt deutlich.<sup>85</sup>

Mit Blick auf die Gegenwart kommt man nicht umhin festzustellen, dass die Ausstattung des Menschen mit Technik und damit seine Medialisierung irreversibel sind. Damit wird das Mit-Wirken in diesen Netzwerken letztlich zu einer politischen Frage: Auch eine sich als kulturwissenschaftlich verstehende Forschung sollte sich an dieser Stelle der Verantwortung einer Teilhabe und des Mit-Redens und Mit-Agierens in diesen Netzwerken bewusst werden, wenn sie die Frage der (Wieder-)Vermenschlichung von Technik nicht den Technikern überlassen will.

- 1 Vgl. dazu Narziß Ach: Zur Psychologie der Amputierten. Ein Beitrag zur praktischen Psychologie. In: Archiv für die gesamte Psychologie 40 (1920), S. 89-116, S. 89.
- 2 Zur Geschichte und Arbeit der „Prüfstelle für Ersatzglieder“ vgl. Konrad Hartmann: Die Prüfstelle für Ersatzglieder. In: Ersatzglieder und Arbeitshilfen für Kriegsbeschädigte und Unfallverletzte, hrsg. von der ständigen Ausstellung für Arbeiterwohlfahrt und der Prüfstelle für Ersatzglieder. Berlin 1919, S. 18-57.
- 3 Ebd., S. 115f. Auf deutscher Seite wurden insgesamt rund 5,5 Millionen Fälle von Verwundung auf dem Schlachtfeld gezählt. Die Zahl der Amputierten lässt sich – ebenso wie die Gesamtzahl der Kriegsbeschädigten – aufgrund statistischer Unsicherheiten nur ungenau beziffern. Nach offiziellen Angaben des Statistischen Reichsamtes und der Sanitätsbehörden erlitten knapp 70.000 Soldaten durch Amputationen von Gliedmaßen schwere körperliche Schäden. Davon hatten 44.109 den Verlust eines Beines und 20.640 den Verlust eines Armes zu beklagen, 1.250 hatten beide Beine, 131 beide Arme durch Geschosseinwirkung oder Amputation verloren. Erblindet waren laut Statistik knapp 3.000 Kriegsteilnehmer. Vgl. dazu die Zählung des Statistischen Reichsamtes vom Oktober 1924, die vom Reichsarbeitsministerium bearbeitet und veröffentlicht wurde: Deutschlands Kriegsbeschädigte, Kriegshinterbliebene und sonstige Versorgungsberechtigte, S. 19 ff. BayHStA München AB 6213 grün. Im Vergleich dazu waren im deutsch-französischen Krieg 1870/71 auf deutscher Seite rund 1.100 Soldaten aufgrund von Verletzungen oder Amputationen mit Prothesen ausgestattet worden. Vgl. dazu Heinrich Schwiening: Entwicklung und derzeitiger Stand der dienstlichen Vorschriften über Beschaffung von Ersatzgliedern für Heeresangehörige. In: Ersatzglieder und Arbeitshilfen für Kriegsbeschädigte und Unfallverletzte, hrsg. von der ständigen Ausstellung für Arbeiterwohlfahrt und der Prüfstelle für Ersatzglieder. Berlin 1919, S. 1-17, S. 2-5.
- 4 Vgl. Ach 1920, S. 102.
- 5 Einer Umfrage während des Krieges in Düsseldorf zufolge hatten im Rahmen einer Massenuntersuchung von 356 Armamputierten nur 46, also 13 Prozent, ihre innovative Armprothese getragen. Vgl. dazu den kritischen Bericht des Stabsarztes H. Schlee: Dauererfolge der Prothesenarbeit Kriegsamputierter im Erwerbsleben. In: Der Prothesenbau (= Zeitschrift für orthopädische Chirurgie, einschließlich der Heilgymnastik und Massage, Bd. 37). Stuttgart 1917, S. 105-115, hier S. 105-108.
- 6 Vgl. dazu Paul H. Perls: Wiederertüchtigung schwerbeschädigter Kriegsteilnehmer im Kleinbauwerk der Siemens-Schuckertwerke. 3. ergänzte Auflage. Berlin 1921, S. 11. Von den Vorzügen des Stelzbeines bei der Fabrikarbeit im Vergleich zu einer im Knie beweglichen Prothese berichteten A. Aschoff/W. Marcus: Über die Arbeitsfähigkeit Schwerbeschädigter in Fabrikbetrieben. In: Archiv für orthopädische und Unfall-Chirurgie 17 (1919), Heft 2, S. 155-172, hier S. 171. Bei Doppelt-Beinamputierten, die beidseitig mit Prothesen ausgestattet wurden, befürchtete man, dass sie zwar das Gehen wieder lernen konnten, dass sie aber aufgrund der Koordinationsprobleme sowie der erhöhten Stolper- und Unfallgefahr häufiger auf den Rollstuhl zurückgreifen würden. Vgl. dazu Alfred Schanz: Die Leistungsfähigkeit künstlicher Glieder. Stuttgart 1916, S. 21.
- 7 Hier stimmte Ach mit seinem Kollegen David Katz überein, der sich als Vertreter der Wahrnehmungspsychologie vor allem mit der Frage der sensorischen Leistungsfähigkeit und dem (fehlenden) Tastsinn der Prothese bzw. des Prothesenträgers beschäftigte. Vgl. dazu David Katz: Zur Psychologie des Amputierten und seiner Prothese. Leipzig 1921, S. 3.
- 8 Vgl. dazu u. a. Narziß Ach: Über die Willenstätigkeit und das Denken. Eine experimentelle Untersuchung. Göttingen 1905.
- 9 Vgl. Ach 1920, S. 113.

- 10 Ebd., S. 99.
- 11 Vgl. dazu das Standardwerk von Robert W. Whalen: *Bitter Wounds. German Victims of the Great War 1914-1939*. London 1984; Joanna Bourke: *Dismembering the Male. Men's Bodies, Britain and the Great War*. London 1999; Deborah Cohen: *The War Come Home. Disabled Veterans in Britain and Germany 1914-1939*. Berkeley 2001; Sabine Kienitz: *Beschädigte Helden. Kriegsinvalidität und Körperbilder 1914-1923*. Paderborn 2008; Heather R. Perry: *Recycling the Disabled. Army, Medicine, and Modernity in WWI Germany*. Manchester 2014.
- 12 Vgl. dazu den Sammelband von Katherine Ott/David Serlin/Stephen Mihm (Hg.): *Artificial Parts, Practical Lives. Modern Histories of Prosthetics*. New York/London 2002; Peter Berz/Matthew Price: *Ersatzglieder*. In: Petra Lutz/Thomas Macho (Hg.): *Der (im)perfekte Mensch*. Köln 2003, S. 143-161; Stefan Rieger: *Die Individualität der Medien. Eine Geschichte der Wissenschaften vom Menschen*. Frankfurt/M. 2001, S. 373-440; Karin Harasser: *Passung durch Rückkopplung. Konzepte der Selbstregulierung in der Prothetik des Ersten Weltkriegs*. In: Stefan Fischer/Erik Maehle/Rüdiger Reischuk (Hg.): *Informatik 2009. Im Focus das Leben*. Bonn 2009, S. 788-801; Karin Harasser: *Sensible Prothesen. Medien der Wiederherstellung von Produktivität*. In: *Body Politics 1* (2013), Heft 1, S. 99-117; Thomas Schnalke: *Das Fremde im Dienst des Eigenen: Die Prothese*. In: Annemarie Hürlimann et al. (Hg.): *Fremdkörper – Fremde Körper. Von unvermeidlichen Kontakten und widerstreitenden Gefühlen*. Katalog. Ostfildern-Ruit 1999, S. 132-144.
- 13 Vgl. dazu die Kritik bei Werner Schneider: *Der Prothesen-Körper als gesellschaftliches Grenzproblem*. In: Markus Schroer (Hg.): *Soziologie des Körpers*. Frankfurt/M. 2005, S. 371-396.
- 14 Vgl. dazu Madeleine Akrich: *Die De-Skription technischer Objekte*. In: Andréa Belliger/David J. Krieger (Hg.): *ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie*. Bielefeld 2006, S. 407-428, hier S. 411.
- 15 Vgl. Akrich 2006, S. 412. Kursiv im Original.
- 16 Der Begriff der „Wiederertüchtigung“ wird in den zeitgenössischen Quellen übergreifend für die Ausstattung der Kriegsbeschädigten mit technischen Prothesen wie auch für die Wiederherstellung der Arbeitsfähigkeit und die Reintegration in den Alltag benutzt. Vgl. z.B. den Bericht über den Invaliden Erich Zachmann. In: *Zeitschrift für Krüppelfürsorge* 10 (1917), S. 191-196.
- 17 Vom „Paradigma der Hand“ spricht u. a. Stefan Rieger: *Mediale Schnittstellen. Ausdruckshand und Arbeitshand*. In: Annette Keck/Nicolas Pethes (Hg.): *Mediale Anatomien. Menschenbilder als Medienprojektionen*. Bielefeld 2001, S. 235-250; sowie Eva Horn: *Prothesen. Der Mensch im Lichte des Maschinenbaus*. In: Keck/Pethes 2001, S. 193-209.
- 18 Vgl. dazu Konrad Biesalski (Hg.): *Kriegskrüppelfürsorge. Ein Aufklärungswort zum Troste und zur Mahnung*. Leipzig/Hamburg 1915.
- 19 Vgl. dazu die Dissertation des Ingenieurs Bruno Bloch: *Die Rumpfbewegung der Kunstbeinträger und ihr Zusammenhang mit der konstruktiven Ausbildung der Kunstbeine*. In: *Archiv für orthopädische und Unfall-Chirurgie* 16 (1918), Heft 2-4, S. 453-518.
- 20 Konkrete Ratschläge für die berufliche Entwicklung und den Einsatz von Kriegsinvaliden nach dem Verlust eines bzw. beider Beine formuliert das Handbuch von Felix Kraus (Hg.): *Die Verwendungsmöglichkeiten der Kriegsbeschädigten in der Industrie, in Gewerbe, Handel, Handwerk, Landwirtschaft und Staatsbetrieben*. Stuttgart 1916, S. 115-117.
- 21 Vgl. dazu Schanz 1916, S. 8. Schanz nannte diverse Beispiele für Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Prothese „im praktischen Leben“, so z.B. die Arbeit an der

- Drehbank und an der (Trittschaukel-)Nähmaschine sowie das Radfahren und auch das Reiten. Ebd., S. 21-23.
- 22 Vgl. dazu u. a. die Argumente des Landwirtschaftsrats Friedrich Maier-Bode: Der Arm- und Beinbeschädigte in der Landwirtschaft. In: Deutsche Krüppelhilfe 1917, Heft 3, S. 3-58.
- 23 Neben der Arbeit in Industrie und Handwerk wurde auch die Landwirtschaft als potentiell Arbeitsfeld der Kriegsinvaliden propagiert. Dabei spielte die Problematik eines künstlichen Beins eine große Rolle, da es für die Arbeit sowohl auf dem Acker als auch im Stall und im Umgang mit Tieren einen sicheren Stand und freie Beweglichkeit garantieren musste. Vgl. dazu H. Glasewald: Das Stelz-Kunstbein. In: Archiv für orthopädische und Unfall-Chirurgie 22 (1923), Heft 3-4, S. 208-211.
- 24 So argumentierte der Postbeamte Wendelin Halmer 1922 vor dem Militärversorgungsgericht Konstanz: „Der Gebrauch der Sauerbruchprothese ist für mich von gar keinem Nutzen. Ich trage sie bloß, daß ich nicht mit leerem Ärmel rumlaufen muß und jeder von weitem sieht, daß ich auch zu den Dummen gehöre.“ Vgl. dazu die Akten im Umanerkennungsverfahren Wendelin Halmer beim Militärversorgungsgericht Konstanz, Brief vom 17.3.1922, STA Freiburg B 1086/1, Bund I.
- 25 Vgl. dazu Karl Ludloff: Die Prothesen der unteren Extremitäten. In: Otto von Schjerning (Hg.): Handbuch der ärztlichen Erfahrungen im Weltkriege 1914/18, Bd. 2.2. Leipzig 1922, S. 756-791, hier S. 757.
- 26 Konrad Biesalski: Der Arbeitsarm und der Armstumpf. Bericht auf der außerordentlichen Tagung der Deutschen Orthopädischen Gesellschaft. In: Zeitschrift für orthopädische Chirurgie, einschließlich der Heilgymnastik und Massage, Bd. 36. Stuttgart 1917, S. 233-249, hier S. 235.
- 27 Zum Begriff des Skripts und der In-Skription vgl. Madeleine Akrich/Bruno Latour: Zusammenfassung einer zweckmäßigen Terminologie für die Semiotik menschlicher und nicht-menschlicher Konstellationen. In: Belliger/Krieger 2006, S. 399-405.
- 28 Nicht alle Akteure sahen das Netzwerk so gleichgewichtig ausdifferenziert. So betonte der Arzt Max Böhm in seinem Rückblick auf zehn Jahre der orthopädischen Versorgung zwischen 1914 und 1924 vor allem die Vorrangstellung des orthopädischen Facharztes, der zwar Hand in Hand mit dem Orthopädiemechaniker sowie dem Chirurgen tätig geworden sei, der aber „auf seinem ureigensten Gebiet die Führung in der Frage behalten müsse“. Vgl. Max Böhm: Das Kunstbein. In: Ders.: Die orthopädische Versorgung, Bd. 2 (= Arbeit und Gesundheit, Heft 2). Berlin 1926, S. 6.
- 29 Kritik wurde von psychologischer Seite geäußert, dass in der Zusammenarbeit zwischen Chirurgen, Technikern und orthopädischen Mechanikern mehr auf die motorische Leistungsfähigkeit der Prothese geachtet wurde, „während die sensorische Seite der Aufgabe theoretisch nicht hinreichend durchgearbeitet und praktisch nicht genügend berücksichtigt worden ist, ohne doch übersehen worden zu sein.“ Vgl. Katz 1921, S. 2.
- 30 Vor allem das Verhältnis zwischen Ärzten und Ingenieuren sowie zwischen Ärzten, Ingenieuren und Bandagisten war je nach Arbeitskontext und Perspektive entweder sehr angespannt oder besonders produktiv: Der Chirurg Ferdinand Sauerbruch und der Maschinenbauprofessor Aurel Stodola kooperierten in der Entwicklung einer kinematischen Hand- und Armprothese. Vgl. dazu Ferdinand Sauerbruch: Die willkürlich bewegbare künstliche Hand. Eine Anleitung für Chirurgen und Techniker. Berlin 1916. Der praktische Arzt Alfred Jaks dagegen bewertete in seinen Arbeiten die ärztliche Expertise wesentlich höher, da es für den Arzt leichter sei, „in die Technik einzudringen als es dem Ingenieur möglich ist, die medizinische Wissenschaft

zu begreifen.“ Dabei distanzierte er sich vehement von dem „Erfinderrausch“ der Zeitgenossen, v.a. der Techniker. Vgl. dazu Alfred Jaks: Ein neuer selbsttätiger Kunstarm. Berlin 1916, S. 23. Vgl. dazu auch Ludloff 1922, S. 790f, demzufolge nicht die Ingenieure „den ganzen Prothesenbau“ übernehmen sollten, da „der gut ausgebildete, physiologisch denkende und orthopädisch erfahrene Arzt“ bei der technischen Entwicklung unverzichtbar war.

- 31 Vgl. dazu die Werbemaßnahmen des Berliner Arztes Max Cohn, der in einem autobiographischen Text die Vorzüge des amerikanischen Carnes-Armes alltagsnah, aber auch mit Bezug auf seine eigene Berufstätigkeit als Mediziner darstellte. Ders.: Meine Erfahrungen mit dem Carnes-Arm. Berlin 1917. Vgl. dazu auch die Eigenwerbung von Jaks 1916.
- 32 Jede Lazarettwerkstätte entwickelte eigene Konstruktionsvorlagen für verschiedene Beintypen, deren Unterschiede in den Konstruktionsblättern dargestellt und Vor- und Nachteile gegeneinander abgewogen wurden. Ludloff nennt als Grundtypen das „Marx-Bein“ (Hülsenbein als Leder- und Holzbein), das „Schaefer-Bein“ (Skelett-Bauweise) und das „Schede-Bein“ (Gerüstbein in Holz oder Stahl). Vgl. Ludloff 1922, S. 784.
- 33 Vgl. dazu Franz Bingle: Baustoffe für Ersatzglieder. In: Ersatzglieder und Arbeitshilfen für Kriegsbeschädigte und Unfallverletzte. Berlin 1919, S. 724-735; Leonhard Rosenfeld: Modelle und Paßteile für Amputation des Unterschenkels. In: Archiv für orthopädische und Unfall-Chirurgie 22 (1923), Heft 1-2, S. 8-13; sowie mit größerem zeitlichem Abstand Max Böhm: Baustoffe für Kunstbeine. In: Böhm 1926, S. 36-41. Gerade aufgrund der Materialität der Prothesen entstanden wiederum je eigene Netzwerke der Produktion, des Vertriebs und der Vermarktung. So galten z.B. Holzschnitzer aus dem Schwarzwald mit ihren Erfahrungen in der Produktion von Kuckucksuhren als ideale Kooperationspartner, um die hölzernen Bestandteile von Beinprothesen in Serie zu fertigen. Vgl. dazu August Meyburg: Ein Beitrag zur Normalisierung der Beinprothesen. In: Münchener Medizinische Wochenschrift, Feldärztliche Beilage Nr. 28, 11.7.1916, S. 1029f.
- 34 Die Materialität hatte auch Auswirkungen auf den Pflegeaufwand für die Prothese selbst: Die Scharniere mussten, ebenso wie z.B. das verarbeitete Leder, regelmäßig geölt und eingefettet werden, was neben dem Verschleiß der Oberbekleidung aufgrund der Abnutzung durch die Prothese auch einen erhöhten Reinigungsbedarf nach sich zog. Vgl. dazu Schanz 1916, S. 5. Eine finanzielle Kompensation für diese zusätzlichen Kosten war häufig Thema in den Rentenbeschwerden. Vgl. dazu die Akten des Versorgungsgerichts Konstanz im Fall des Oberschenkelamputierten Handelslehrers Robert Vetter aus dem Jahr 1922, STA Freiburg B 1086/1, Bd. VII.
- 35 Den Zusammenhang zwischen dem erwarteten Heldenbild und dem als nicht „heldenhaft“ interpretierten Gang eines kriegsinvaliden Schauspielers thematisiert die Geschichte von Alwin Rudolph: In der Straßenbahn. In: Der Vorwärts 475, 17.9.1919 Morgenausgabe. Vgl. dazu Kienitz 2008, S. 85f. Auch Robert Vetter, der als Beinamputierter seinen Beruf als Handelslehrer weiter ausübte, klagte darüber, dass seine Autorität als Lehrer durch die Behinderung gestört sei: Er sei nicht beweglich genug und zu sehr an den Katheder gebunden und könne die Schüler vor allem bei schriftlichen Arbeiten nicht genug kontrollieren. Beim Tafelanschrieb wirke „die Stellung, eine ungeschickte Drehung oder halbes Umfallen auf die Schüler störend, wenn nicht lächerlich und erschwert den Unterricht in hohem Maße.“ Vgl. den Beschwerdebrief Robert Vetter an das Versorgungsgericht Konstanz vom 23.5.1922, STA Freiburg B 1086/1, Bd. VII.
- 36 Vgl. dazu Fritz Sippel: Wie verhelfen wir den Kriegsverstümmelten durch Ersatzglieder wieder zur Arbeitsfähigkeit? In: Kraus 1916, S. 33-70, hier S. 44.

- 37 Vgl. dazu Friedrich Wilhelm Brekenfeld: Ein Beitrag zur Mechanik der Beinprothese. In: Archiv für Orthopädie, Mechanotherapie und Unfallchirurgie Bd. XIV (1916), S. 85-94, hier S. 86.
- 38 Ludloff 1922, S. 771.
- 39 Vgl. dazu Glasewald 1923, S. 208.
- 40 Vgl. Ludloff 1922, S. 788.
- 41 Vgl. dazu Karl Gaugele: Zum Bau des Kunstbeines. In: Der Prothesenbau (= Zeitschrift für orthopädische Chirurgie, einschließlich der Heilgymnastik und Massage, Bd. 37). Stuttgart 1917, S. 735-747, hier S. 741f.
- 42 Ebd., S. 741.
- 43 Häufig wird erwähnt, dass sich aufgrund des intensiven Gebrauchs in den Stumpfhülsen aufgrund von Feuchtigkeit (Schweiß) und fehlender Belüftung Pilze ansiedelten, „wodurch es zu Zersetzung und üblem Geruch komme“. Vgl. Ludloff 1922, S. 781. Prothesenträger mussten den Umgang mit technischen Objekten lernen. Vgl. dazu „10 Gebote und 25 Sätze für Prothesenträger“. In: Der Kriegsbeschädigte Nr. 9, 30.6.1917, S. 1-3. Ratschläge für ein zurückhaltendes Auftreten von Kriegsversehrten in der Öffentlichkeit und besondere hygienische Maßnahmen gab auch Ludwig Schwenk: Schaffensfreude und Lebenskraft. Ein Handbuch für junge Männer, insbesondere junge Soldaten und Kriegsbeschädigte. Stuttgart 1918, S. 152f.
- 44 Vgl. dazu Curt Barth: Bericht über die Tätigkeit der Übungswerkstätte der Prüfstelle für Ersatzglieder in Charlottenburg. In: Archiv für orthopädische und Unfall-Chirurgie 17 (1919), Heft 2-4, S. 180-198, hier S. 190. Um die Auftragslage und den Leistungsdruck eines realen gewerblichen Betriebs zu simulieren, produzierten die Kriegsinvaliden in der Übungswerkstatt täglich 8000 Stück Packschachteln für Pistolenpatronen für die Königliche Munitionsfabrik Spandau.
- 45 Vgl. dazu Akrich 2006, S. 422.
- 46 Vgl. dazu Moritz Borchardt: Die Stumpfversorgung an der unteren Extremität. In: Ersatzglieder und Arbeitshilfen für Kriegsbeschädigte und Unfallverletzte, hrsg. von der ständigen Ausstellung für Arbeiterwohlfahrt und der Prüfstelle für Ersatzglieder. Berlin 1919, S. 111-163.
- 47 Vgl. Siegfried Bettmann: Psychogene Stumpfgymnastik. In: Münchener Medizinische Wochenschrift, Feldärztliche Beilage Nr. 19, 8.5.1917, S. 630f.
- 48 Vgl. dazu Peter Janssen: Was muss der Lazarettarzt von der Prothese wissen? In: Münchener Medizinische Wochenschrift, Feldärztliche Beilage Nr. 12, 20.3.1917, S. 398f, hier S. 399.
- 49 Vgl. ebd., S. 398.
- 50 So der Chirurg Erwin Payr: Über Nachoperationen an Amputationsstümpfen. In: Ersatzglieder und Arbeitshilfen für Kriegsbeschädigte und Unfallverletzte, hrsg. von der ständigen Ausstellung für Arbeiterwohlfahrt und der Prüfstelle für Ersatzglieder. Berlin 1919, S. 164-201, hier S. 165.
- 51 Vgl. dazu Karl Niemy: Ueber Amputationsstümpfe und Interimsprothesen. In: Münchener Medizinische Wochenschrift, Feldärztliche Beilage 26.10.1915, S. 1485f, hier S. 1485.
- 52 Zu einer ausführlichen Darstellung der unterschiedlichen Formen und Qualitäten von Stumpfvarianten von Fuß und Bein vgl. Schanz 1916, S. 4-23.
- 53 Vgl. Niemy 2015, S. 1485.
- 54 Ebd.
- 55 H. Plagemann: Neue Wege zur Schaffung aktiv beweglicher Prothesen der unteren und oberen Extremität. In: Münchener Medizinische Wochenschrift, Feldärztliche Beilage Nr. 50, 12.12.1916, S. 1772-1774, hier S. 1772.

- 56 Vgl. Niemy 1915.
- 57 Vgl. August Blencke: Einige Bemerkungen über Stumpfbehandlung und über ein neues, durch die Oberschenkelstumpfmuskulatur bewegliches künstliches Bein. In: Münchener Medizinische Wochenschrift, Feldärztliche Beilage Nr. 46, 14.11.1916, S. 1633-1635, hier S. 1633. Vgl. dazu auch den Bericht über die Arbeit am orthopädischen Spital und in der Invalidenschule in Wien von Oberarzt August Reyer: Die mechanotherapeutische Behandlung Amputierter. In: Der Prothesenbau (= Zeitschrift für orthopädische Chirurgie, einschließlich der Heilgymnastik und Massage, Bd. 37). Stuttgart 1917, S. 94-103.
- 58 Vgl. Bettmann 1917, S. 630.
- 59 Vgl. Blencke 1916, S. 1633.
- 60 Vgl. Plagemann 1916, S. 1774.
- 61 Vgl. Bettmann 1917, S. 630. Dieses Konzept wurde auch von Psychologen anerkannt und unterstützt. Vgl. dazu auch Ach 1920, S. 93-97.
- 62 Vgl. Bettmann 1917, S. 631.
- 63 Vgl. Blencke 1916, S. 1633.
- 64 Vgl. dazu u. a. Hermann Gocht: Beinmessungen für die Massenfabrikation von Oberschenkel-Ersatzbeinen. In: Ersatzglieder und Arbeitshilfen für Kriegsbeschädigte und Unfallverletzte, hrsg. von der ständigen Ausstellung für Arbeiterwohlfahrt und der Prüfstelle für Ersatzglieder. Berlin 1919, S. 105-110.
- 65 Diese Rumpfbewegungen unterschieden den Gang des Kunstbeinträgers vom Gang eines gesunden Mannes und führten zu einem auffälligen Gangbild. Vgl. dazu die Beschreibungen bei Bloch 1918, S. 508f.
- 66 Julius Hanausek: Methode zum Abnehmen von Druckgipsabgüssen und zum Baue der Prothese mit genauer Orientierung zur Achse der unteren Extremität. In: Münchener Medizinische Wochenschrift Nr. 49, 7.12.1915, S. 1684f.
- 67 Karin Michaëlis: Ungarn und seine verwundeten Söhne. In: Dies.: Opfer. Kriegs- und Friedenswerke an der Donau. Wien/Leipzig 1917, S. 125-138, hier S. 132.
- 68 Johannes Rissom: Leibesübungen der Einarmer und Einbeiner. In: Körper und Geist 25 (1917), Nr. 22, S. 1- 6. BayHStA Stv. GenKdo I.A.k.SanA 308.
- 69 Vgl. dazu Rissom 1917, S. 6.
- 70 Vgl. dazu Franz Kirchberg: Die Gehschule für Beinamputierte. In: Münchener Medizinische Wochenschrift, Feldärztliche Beilage Nr. 51, 19.12.1916, S. 1818f, hier S. 1818.
- 71 Vgl. ebd.
- 72 Vgl. Rissom 1917, S. 5. Vgl. dazu auch Reyer 1917, S. 95f.
- 73 Vgl. dazu die schriftlich formulierten Übungsanleitungen zum Gebrauch der Prothese beim Gehen bei Roman Bachmaier: Prothesenschule. In: Ders.: Programm und Organisation einer Heilschule für Kriegsverwundete. Pädagogisches aus der Kriegsbeschädigtenfürsorge. Halle 1916, S. 25-33, hier S. 25f. Ziel eines Beinamputierten müsse es sein, „Meister auf jedem Terrain zu werden und alle Geländeschwierigkeiten mit Sicherheit und Leichtigkeit zu überwinden.“
- 74 Eine führende Rolle spielten hier die Siemens-Schuckert-Werke in Berlin. Vgl. dazu Paul H. Perls: Wiederertüchtigung schwerbeschädigter Kriegsteilnehmer im Kleinbauwerk der Siemens-Schuckertwerke (Arbeitstherapie). 3. erw. Auflage Berlin 1921. Die Phoenix A. G. für Bergbau und Hüttenbetrieb arbeitete direkt mit der „Prüfstelle für Ersatzglieder“ in Düsseldorf zusammen. Vgl. dazu den Bericht: „Fürsorge für Kriegsbeschädigte“. In: Stahl und Eisen. Zeitschrift für das deutsche Eisenhüttenwesen 35 (1915), Nr. 26, S. 674-680. Vgl. auch Janssen 1917.
- 75 Vgl. Plagemann 1916, S. 1774.
- 76 Vgl. Kirchberg 1916, S. 1819.

- 77 Ebd., S. 1818f.
- 78 Vgl. dazu Georg Müller: Die Uebungsbahn für Beinamputierte und Beinverletzte im Reservelazarett Landwehroffizierskasino Charlottenburg. In: Münchener Medizinische Wochenschrift, Feldärztliche Beilage Nr. 36, 4.9.1917, S. 1189.
- 79 August Blencke: Über die Reklame und sogenannte „gute Ratschläge“ auf dem Gebiete der künstlichen Glieder. In: Der Kriegsbeschädigte. Offizielles Organ des Verbandes wirtschaftlicher Vereinigungen Kriegsbeschädigter für das Deutsche Reich 3 (1917), Nr. 23-26, hier S. 5f.
- 80 Noch 1923 berichtete Blencke im Rahmen einer Wortmeldung auf der „Hauptversammlung der Reichsarbeitsgemeinschaft der in der Versorgung tätigen orthopädischen Fachärzte“ über die negativen Auswirkungen derartiger Werbekampagnen. Allein aufgrund der Papierwerbung für ein anderes Modell hätten aktuell neun der von ihm betreuten Kriegsbeschädigten ihre bereits angepasste Beinprothese zurückgegeben. In: Archiv für orthopädische und Unfall-Chirurgie 22 (1923), Heft 1-2, S. 23.
- 81 Vgl. Blencke 1917, S. 5f. Hier auch die weiteren Zitate.
- 82 Vgl. dazu den Artikel über das Phänomen der Körperoptimierung durch Implantate und die Geschichte der Berliner Programmiererin Rin Räuber, die sich Magneten und Datenchips unter die Haut spritzen ließ: Sebastian Balzter: Cyborg. In: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung 40, 4.10.2015, S. 32.
- 83 Vgl. dazu Dierk Spreen: Upgradekultur. Der Körper in der Enhancement-Gesellschaft. Bielefeld 2015.
- 84 Vgl. dazu das Kapitel „Prothese“. In: Ebd., S. 49-60, hier S. 60.
- 85 Vgl. dazu auch Akrich 2006, S. 425.

*Sabine Kienitz, sabine.kienitz@uni-hamburg.de. Studium der Empirischen Kulturwissenschaft und Germanistik an der Universität Tübingen. Promotion 1995. 1999-2009 wissenschaftliche Mitarbeiterin am DFG-Sonderforschungsbereich 437 „Kriegserfahrungen – Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit“ an der Universität Tübingen. Habilitation 2003. 2006-2008 Vertretungsprofessorin am Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie an der Universität Göttingen. Seit 2009 Professorin für Volkskunde/Kulturanthropologie an der Universität Hamburg. Forschungsschwerpunkte: Historische Kriminalitätsforschung, Sexualitäts- und Körpergeschichte, Krieg und Gewalt als zentrale Erfahrungen der Moderne (Internierung, Invalidität und Körperkonzepte, Krieg und Gedächtniskultur, Kindheit und Familienbeziehungen), Technisierung des Körpers (Prothetik, Alter und Technik).*



# Ballettkörper werden. Materielle Involvierungen, Verflechtungen und Differenzierungen im Üben klassischer Tanztechnik.

Sophie Merit Müller

*English abstract: Recently, sociological theory has criticized the concept of the 'rational actor' from two sides: Practice theory has emphasized the cultural shaping of bodies, Actor Network Theory has promoted artifacts as non-human, but equal actants. This paper argues for exploring 'bodies' and 'things' in one integrative perspective. It focuses on the becoming of ballet bodies – asking how other objects are involved here and how they are practically brought into being together with the singular, highly skilled ballet-bodies. The author argues that such processes of 'becoming together' depends on particular practical involvements, as well as on entanglements transversal to, and differentiations of everyday units like 'the body'. In ballet class, wooden bars, music and big mirrors play 'body parts' as substitute limbs, as temporal and energetic regulator and media. The mirror, moreover, is central to how inhabited bodies are dissected into a shapeable object and a shaping artisan who forms a new unit with the teacher as a manufacturing team. Thus, body parts situationally become things here. The paper shows how an open, symmetrical account of social materiality can be achieved by empirically unfolding both sides of the binary fixation human/non-human.*

## 1. Einleitung

Im Zuge des ‚practice turn‘ in den Sozialwissenschaften ist von zwei verschiedenen Fronten aus Kritik an der Zentralstellung des rational handelnden Akteurs im Theoriegebäude geübt worden: In der Folge von Bourdieu (1976, 1987) und Foucault (1976, 1993) werden die menschlichen *Körper* fokussiert und ihre Praxisgeformtheit sowie damit zusammenhängend ihr vorreflexives ‚knowing how‘ stark gemacht. Statt Subjekte vorauszusetzen werden hier Selbstbildungsprozesse unter die Lupe genommen. In der Folge der techniksoziologischen Überlegungen von Latour (2001, 2008), aber auch Callon und Law (1997, Law 1999) werden die *Dinge* zu sozialen Aktanten hochgefahren und mit dieser Symmetrisierung den menschlichen Handelnden Konkurrenz geboten. Kennzeichnend ist hier der Anspruch, Handeln nicht individuell, sondern stets kooperativ in Netzwerken zu denken. Unklar bleibt bisher aber immer noch, wie diese zwei Perspektiven gut integrierbar wären – wie also ‚Körper‘ und ‚Dinge‘ empirisch und begrifflich symmetrisierend in *einer* Perspektive in Relation gesetzt, gleichermaßen berücksichtigt und

gemeinsam handelnd gedacht werden können.

Mit dieser Problematik im Hintergrund fokussiere ich einen Fall, in dem es um eine elaborierte, hoch kodifizierte *Körpertechnik* geht und der damit das Potenzial birgt, Körper- und Techniksoziologie auf einander zuzutreiben: das klassische Ballett. Die dabei betrachtete Situation, der Ballettunterricht, scheint zunächst nur ein klares Beispiel für die körper- und subjektbildende Seite von Praxis, denn andere Materialitäten sind in diesem Setting dünn gesät. Doch gerade weil hier scheinbar wenig Anknüpfungspunkte für die Actor Network Theory liegen, wird der Aufmerksamkeit der ANT für die Welt der Objekte nachgegangen und kontrapunktisch nach den Dingen des Ballett-Übens gefragt.<sup>1</sup> Mit Blick auf die Frage, wie ‚Ballettkörper‘ entstehen, richtet sich mein Interesse also darauf, was außer den (scheinbar evidenten) Körpern noch an diesem Prozess beteiligt ist, und wie sich verschiedene Materialitäten überhaupt wechselseitig *als* bestimmte Entitäten hervorbringen.

Dabei werde ich herausarbeiten, dass Prozesse des ‚becoming‘ hier über praxisspezifische *Involvierungen* laufen. Die Körper-Ding-Grenze steht bei der Erarbeitung ballettspezifischer Körpertechnik zur Disposition und wird unterschiedlich verlegt: Einerseits bilden sich praktische *Verflechtungen*, die quer zu den anthropologisch-biologischen gedachten Grenzen ‚des Körpers‘ liegen. Andererseits finden *Differenzierungen* von Alltagseinheiten wie ‚dem Körper‘ in verschiedene Entitäten (z.B. ‚Muskeln‘) statt, die wiederum in Relation treten.

Im Folgenden werden zunächst einige theoretische Perspektiven diskutiert, die Körper und Dinge ins Spiel bringen, um die hier verfolgte Stoßrichtung zu spezifizieren (2.). Anschließend wird die scheinbare ‚Dinglosigkeit‘ des Ballettunterrichts in den Blick genommen (3.). Davon ausgehend wird das Ballett-Üben anhand empirischer Analysen in zweifacher Hinsicht näher unter die Lupe genommen. Zum einen wird mit Blick auf Verflechtungen untersucht, wie hier verschiedene Materialitäten in die Körperproduktion eingehen. (4.). Zum anderen zeigt sich mit Blick auf Differenzierungen, dass in diesem Prozess auch ‚Körperteile‘ zu Dingen werden. (5.). Abschließend fasse ich dann die wichtigsten Ergebnisse des Beitrags zusammen und komme zu dem Schluss, dass in Ballettstunden Körper in drei verschiedenen Härtegraden als kulturell-materielle Einheiten hervorgebracht werden (6.).

1 Das Datenmaterial dazu ist während eines mehrjährigen Feldaufenthaltes im Rahmen einer ethnographischen Studie entstanden, bei dem ich auch selbst als Ballett-Elevin (also Schülerin im professionellen Bereich) an einer Berufsausbildung Bühnentanz teilnahm. Entsprechend sind einige Passagen der hier abgedruckten empirischen Analysen in ähnlicher Form schon im Buch zu dieser Studie erschienen (Müller, 2016).

## 2. Von Menschen und anderen Dingen

Wenngleich die Körpersoziologie stets die Materialität des Sozialen betont, bleibt sie doch im deutschsprachigen Diskurs bisher stark auf Körperlichkeit im Verhältnis zu ‚Subjekten‘, ‚Selbsten‘ oder ‚Personen‘ fokussiert. Sowohl in praxistheoretisch verfassten Spielarten (z.B. Bourdieu, 1987; Gebauer & Wulff, 1998; Klein, 2005; Alkemeyer, 2006, 2011) wie auch in leibphänomenologischer Tradition (Crossley 1995; Lindemann, 2002; Gugutzer, 2015) werden Dinge zwar relevant gemacht. Eine Perspektive auf das Soziale, die seine materielle Seite konsequent dezentriert denkt, steht hier aber größtenteils noch aus. Gerade eine solche könnte jedoch zeigen, wie überhaupt bestimmte Abgrenzungen gesetzt werden – zum Beispiel jene, die den individualen, organischen Körper herstellt, wie er Theorien der Körperformung oft implizit zugrunde gelegt wird.

Ein instruktiver Vorschlag ist hier der von Stefan Hirschauer (2004). Von der Actor Network Theory aus denkend, rechnet Hirschauer Latour (z.B. 2001, 2008) an, erfolgreich auf die vielfältige Aktivität von Dingen hingewiesen zu haben.<sup>2</sup> Er hält ihm jedoch vor, mit der binären Trennung menschlich/nicht-menschlich dem Körper nicht gerecht zu werden – muss man ihn doch als mitunter eigensinniges, sperriges oder erst situativ konfiguriertes „kulturelles Objekt“ (Hirschauer 2004:74) ernst nehmen, das weder in der einen, noch in der anderen Bezeichnung ganz aufgeht. Körper *nehmen anders an Praktiken teil* als Dinge oder Personen: Hirschauer fasst die in ein praktisches Geschehen involvierten Entitäten nicht in kontributorischer, sondern vielmehr in partizipativer Perspektive und spricht entsprechend von „Partizipanden“ (ebd.) an Praktiken (statt von Akteuren). Die Diskussion um vorgängige ontologische Unterschiede wird durch diese Heuristik in ihrer Relevanz heruntergefahren, zugunsten des Entdeckens der jeweilig praktisch-situativen Teilnahmeformen.<sup>3</sup>

2 Das damit verbundene ‚Upgrading‘ von Artefakten zu Akteuren bringt allerdings das Problem mit sich, dass es am Konzept von agency (als einer Eigenschaft) festhält und damit im Grunde bestimmten Prämissen verpflichtet bleibt, gegen die es sich eigentlich richtet. An der vielfältigen Kritik, die dies schon sehr früh der ANT eingebracht hat, lässt sich allerdings der Wert dieses Denkstils als Reibfläche für theoretische Weiterentwicklung erkennen. So fragen beispielsweise schon Emilie Gomart und Antoine Hennion (1999:222): „Does ‚ANT‘ need its ‚a‘?“

3 Der Begriff der „materiellen Partizipanden“ ist dabei grundlegend offen gedacht und schließt gleichermaßen immer „Menschen und andere Lebewesen, Körper und Textdokumente, Artefakte und Settings“ ein (Hirschauer 2004:74). Vor diesem Hintergrund arbeite ich in diesem Beitrag mit dem Partizipanden-Begriff, da er eine neutrale Begriffsfläche für all das bietet, was in einem Praxiszusammenhang *praktisch*

Der vorliegende Beitrag nimmt diese Linie der körpersoziologischen Auseinandersetzung mit Latour auf, die mit einem mikrosoziologischen, in vieler Hinsicht an Garfinkel und Goffman geschulten Blick auf die Empirie schaut. Hier sind in der aktuellen Diskussion verschiedene Desiderate formuliert worden, die Anknüpfungspunkte und Richtungsweiser für die eingangs beschriebene Problematik bieten. So bemerkt beispielsweise Hirschauer (2014:128), „eine wirklich *symmetrische* Anthropologie‘ müsste nicht nur die Dinge als Aktanten, sondern auch umgekehrt menschliche Akteure als kulturelle Artefakte würdigen“, also „menschliche Individuen, in deren Herstellung so viel Sozialisationsarbeit eingeht, [...] als menschliche Erzeugnisse sehen“ (ebd.). Auch Herbert Kalthoff (2014:75) konstatiert, man müsse „das Symmetriepostulat der Actor Network Theory *re-symmetrisieren*“, allerdings mit einem etwas anders gelagerten Hintergedanken: Er betont, dass es gelte, „nicht nur die Verwicklung der sozialen Akteure in und durch die Objekte, sondern [...] die Verwicklung der Dinge in ihrem Gebrauch empirisch und theoretisch auszuloten“ (ebd.:85). Dabei treibt er den von Hirschauer 2004 angestoßenen Punkt weiter, „den Materialitätsbegriff nicht auf Artefakte und Körper zu beschränken, sondern Text- und Zeichenkulturen [...] sowie Organismen und Stofflichkeiten [...] in die theorie-empirische Forschung einzubeziehen“ (ebd.:86).

Insgesamt geht es also um den Versuch, (1) die *Vielfalt* von Beteiligten an praktischen Ereignissen aufzufalten, statt sich auf die binäre Gegenüberstellung menschlich/nicht-menschlich zu konzentrieren, (2) *menschliche Artefakte*‘ in ihrer ‚Gemachtheit‘ genauso ernst zu nehmen wie andere Artefakte und damit vorgefasste (moderne) Körper-Ding-Unterscheidungen aufzubrechen, und (3) die *Wechselseitigkeit* der Hervorbringung verschiedener Teilnehmer miteinander in den Blick zu nehmen. Während Hirschauer und Kalthoff diese Punkte als Desiderate aufwerfen, lassen sie aber ungeklärt, wie denn eine solche ‚symmetrische Relationalität‘ vielfältiger Teilnehmer im konkreten Fall in den Griff zu bekommen wäre. Dies möchte ich als eine *empirische* Frage verstehen, die am Fall der Ballettstunde ausgeleuchtet werden soll, um anschließend daraus erste konzeptionelle Gedanken zu entwickeln.

als relevant unterschieden und dabei auch von einander ‚als etwas‘ unterschieden wird. Insofern denke ich Partizipanden hier nicht als vorab bestehende Entitäten, die dann ‚mitmachen‘, sondern als erst im Partizipieren als solche (und dann genau diese) hervorgebracht. Dieser Prozess der wechselseitigen, praktischen Hervorbringung wird bei Hirschauer (2004) allerdings nicht explizit so formuliert.

### 3. Die ‚Dinglosigkeit‘ der Ballettstunde

Die Sozialisiertheit von Körpern hat vor allem die strukturalistisch geprägte Praxistheorie in der Folge von Bourdieu (z.B. 1987) und Foucault (z.B. 1976) betont. Gegenüber dem rationalen Subjekt wird hier der routinierte ‚skilled body‘ stark gemacht, über den schon vorreflexiv große Portionen des alltäglichen menschlichen Verhaltensstroms ablaufen. So konzeptualisiert sind menschliche Praktiken immer auf zugerichtete Körper angewiesen, welche umgekehrt dadurch hervorgebracht werden, dass sie immer schon in Praktiken involviert sind.

In diesem Kontext sind viele Studien entstanden, die sich der Hervorbringung bestimmter, passender Körper in solchen Praktiken widmen, in denen es um *Bewegung* geht: In praktikspezifischer Bewegung zeigt sich besonders gut das nicht-propositionale ‚knowing how‘ (Collins, 2001). Und wenn das „Attunement“ von Körpern bezüglich einer Praktik nachgezeichnet wird (Alkemeyer, 2011), entsteht dabei gleichzeitig ein konkretes Bild davon, dass Praxis immer schon am Laufen ist und Menschen in sie verwickelt werden (statt Urheber zu sein).

Auch das Ballett kann als eine solche paradigmatische Arena der kulturellen Körperperformance betrachtet werden und ist in dieser Hinsicht gut erforscht (Aalten 2005; Wainwright, Williams & Turner, 2006, Pickard 2012, 2013). Folgt man einer solchen praxistheoretischen Perspektive (z.B. Reckwitz, 2010), stellt sich Ballettunterricht als *Körperschmiede* dar, auf die das Ballett als Kunstform angewiesen ist, um ihre spezifische Ästhetik zu erzeugen.

Die Ballettstunde ist ein schulklassenförmigen Setting, das nicht nur die zentrale Ausbildungsstätte darstellt, sondern auch im Theaterbetrieb begleitend neben den choreographischen Proben angesiedelt ist. Unter Supervision eines Lehrers (oder auch: „Ballettmeisters“) wird nicht ein bestimmtes Stück einstudiert, das auf der Bühne gezeigt werden soll, sondern kollektiv eine bestimmte Abfolge von *Übungen* durchgeführt. Das typische Bild der Ballettstunde – die strenge Raumordnung, die traditionellen Ballettbewegungen, die ernst und synchron zu Klaviermusik ausgeführten Schritte – wird jedem schon einmal begegnet sein.

Bei den hier absolvierten Aufgaben es geht darum, sich auf eine bestimmte (nämlich ‚ballettische‘) Weise zu bewegen, wodurch ein Körper so geformt wird, dass dies eben sein *way of doing things* ist.<sup>4</sup> Dazu

<sup>4</sup> Mit ‚ballettisch‘ bezeichne ich im Folgenden das, was jeweils von Teilnehmern als ‚richtig‘ im Kontext des Balletts ausgewiesen und zum erstrebenswerten Ideal stilisiert

wird das feststehende, grundlegende Vokabular des Balletts exerziert, welches sich seit der Renaissance als feststehendes Ausbildungs- und Bewegungssystem dieser bestimmten Kulturtechnik entwickelt hat. Die in einem Curriculum verankerten Übungsaufgaben setzen sich zwar immer verschieden zusammen und variieren je nach Trainingsniveau im Schwierigkeitsgrad, widmen sich aber stets denselben ballettspezifischen Grundbewegungen.

Das gezielte Wiederholen lässt sich entsprechend gut als disziplinarische „Technologie des Selbst“ (Foucault, 1993) fassen, durch die ein bestimmter Habitus geprägt wird, „passende Subjektformen“ (Reckwitz 2010:192) entstehen. So werden mit praxisspezifischen, praktischen Vermögen ausgerüstete verkörperte Subjekte hervorgebracht. Das Setting der Ballettstunde eignet sich für theoretisch so angelegte Untersuchungen auch deshalb, weil es hier nichts anderes zu geben scheint als die spärlich bekleideten Tänzer in einem leeren Raum. Während im Üben von Klavier-Jazzimprovisation (Sudnow 2001), Cellospielen (Meyer 2014) oder Glasbläserei (O'Connor 2007) die Involvierung von Dingen in diesem Prozess buchstäblich auf der Hand liegt, sieht dies bei Praktiken anders aus, in denen vornehmlich ‚Körper‘ miteinander interagieren, wie z.B. beim Boxen (Wacquant 2003) und in der Kampfkunst (Schindler 2011) – und mehr noch bei solchen, die größtenteils monadisch trainierte Praktiken sind, wie z.B. das Ballett. Während sich im Instrumentalspiel ‚Akteure‘ als Hybride plausibilisieren lassen (z.B. im Anschluss an die ANT), scheint ein Tänzer nur Körper zu sein: Tänzerkörper entsprechen auf den ersten Blick unserem modernen Verständnis einer klar begrenzten ‚organischen‘ Einheit.

Auch situationsanalytisch scheint eine Blickrichtung fehl am Platz, die die Involvierung von *Dingen* in den Praxisstrom betont und auf diese andere Weise das rationale Subjekt aus dem Zentrum der Theoriebildung rückt: Auf den ersten Blick gleicht der Ballettsaal eher dem von Latour (2001) aufgerufenen Pavian habitat, lediglich begrenzt von vier Wänden wie etwa bei Pavianen in einem Zoo. Eine Gruppe Menschen ist hier in einem großen, nahezu leeren Raum gleichsam ohne den Gebrauch von Dingen in totale Interaktion verwickelt: Es finden nicht nur ‚zentrierte‘ Interaktionen (Goffman) zwischen Schülern und Lehrer statt (z.B. bei Demonstrationen und Korrekturen); vielmehr sind die Balletttänzer unter permanenter Supervision und dabei auch noch stets den Blicken ihrer Kollegen ausgesetzt, an denen sie sich wiederum auch visuell orientieren. Dennoch lässt sich nicht leugnen, dass hier etwas anderes

wird. Selbstverständlich wird im Feld recht kontrovers gehandhabt und diskutiert, was als ‚ballettisch‘ gilt; von dieser vor allem ethnotheoretisch relevanten Diskussion sehe ich im Zusammenhang dieses Aufsatzes allerdings ab.

geschieht als bei den Pavianen. Auffällig ist (wie auch bei anderen klassenförmigen Settings), wie wenig sich die Anwesenden tatsächlich *mit einander* beschäftigen. Ein streng interaktionistisches Verständnis von Sozialität wäre hier also ebenfalls schwer anzulegen. Was geht hier also vor sich? Und wie werden in diesem Setting Ballettkörper *als* ‚rein körperliche‘ singuläre Einheiten herausgearbeitet?

#### 4. Die materielle Verteiltheit des Ballett-Übens

Eine Ballettstunde hat typischerweise zwei Hauptphasen: „Stange“ (bzw. „barre“) und „Mitte“ (bzw. „center“). Die Bezeichnungen verweisen auf die unterschiedliche räumlich-materielle Orientierung der jeweils durchgeführten Bewegungsabfolgen: Eine „Stange“ zu machen heißt, zu Musik eine Anzahl an Abfolgen durchzuführen, während der man sich an hölzernen Barren festhält, die an der Wand oder auf Ständern angebracht sind. Die „Mitte“ findet zeitlich zumeist nach der „Stange“ statt. Dabei werden ebenfalls zu Musik Bewegungsfolgen im freien Raum gemacht, mit Ausrichtung zum Spiegel. Zwischen „Stange“ und „Mitte“ gibt es üblicherweise eine kleine Pause, in der sich gedehnt oder etwas getrunken werden kann.

Schon in diesem kleinen Einblick wird deutlich, dass sich entgegen aller offensichtlicher Dingarmut doch eine Reihe unterschiedlicher Materialitäten finden lassen, die gemeinsam ins Ballett-Üben verwoben sind. Neben den belebten Körpern, die hier zu bestimmten Bewegungsmustern befähigt werden, findet man an prominenter Stelle auch Ballettstangen, Musik und einen Wandspiegel vor.<sup>5</sup> Ein kleiner Blick auf die Entstehung des Balletts aus dem höfischen Tanz vor dem Hintergrund des europäischen Zivilisationsprozesses zeigt, dass sich diese Tanzform als solche überhaupt nur durch die Teilnahme dieser anderen Partizipanden entwickelt hat:

So rät schon 1623 der Ballettmeister Frédéric de Lauze, sich zum Entwickeln von Balance in Außenrotation und auf den Fußballen an einem Tisch fest zu halten (de Lauze, 1952:87) – ein Hinweis auf die bald darauf stets im Training anwesende Ballettstange.<sup>6</sup> Zur gleichen Zeit

5 Des Weiteren könnte man hier auch ein besonderes ballettspezifisches Schuhwerk in den Blick nehmen, die Spitzenschuhe. Maartje Hoogsteyns hat das wechselseitige Bearbeiten, Arbeiten-Lassen und Zusammenwirken von Spitzenschuhen und Tänzerinnen ausführlicher untersucht (vgl. Hoogsteyns 2012).

6 Hier wird die Wechselwirkung besonders deutlich: Schritte, die den Stand auf den Fußballen erfordern, tauchen im frühen 17. Jahrhundert im höfischen Tanz auf. Indem sich bald viele Tänzer durch „Zuhilfenahme stützender Instrumente“ (Weickmann

betont der Ballettmeister Cesare Negri, „daß die ganze Bedeutung des richtigen Tanzens [...] darin besteht, daß man das Ohr aufmerksam dem Klange widmet, der das Instrument des Tanzes ist, und daß man im Zeitmaß mit dessen *misura* tanzt“ (Negri, 1604:31, zit. nach zur Lippe, 1979:183). Musik wird hier also als Werkzeug des Tanzens begriffen. Die typischen Linien schließlich, die heute Ballettposen schematisch leicht als solche erkennbar machen, wurden gemeinsam mit Spiegeln entwickelt und verfeinert. So empfiehlt Carlo Blasis seinen Ballettschülern 1828, im Abgleich des Spiegelbilds mit geometrischen Strichzeichnungen ihre Haltung zu überprüfen (Blasis, 1976:97), und auch Ballettmeister Auguste Bournonville schreibt 1847: „Der Tänzer wird [...] vor dem Spiegel erzogen“ (zit. nach Weickmann, 2002:138).

Diese Partizipanden des Ballett-Übens werden nun jeweils in ihren Involvierungen miteinander vorgestellt. Dabei steht auch im Fokus, ihre praktisch hergestellten Unterschiedlichkeiten herauszuarbeiten.

#### 4.1 Menschliche Körper als Bearbeitungsobjekte

Die Eleven, die in die Ballettstunde eintreten, werden hier als zu bearbeitende *Körper* aufgeführt, singuliert und gezielt umgeformt. Schon in den Umkleidekabinen wird von den Eleven vorab eine Uniformierung in eng anliegende Trikots und Strumpfhosen vorgenommen, mit der die Körper ihrer Persönlichkeit weitgehend entledigt und gleichzeitig in ihrer Oberfläche klar konturiert werden. Der Prozess der Umformung der aus diese Weise ausgeschnittenen Leiber ist auf den spezifischen Grad an Modellierbarkeit ‚menschlicher Materie‘ in Kombination mit den speziellen Anforderungen des Ballett-Machens abgestimmt und entsprechend ein langwieriges, mehrschichtiges und niemals abgeschlossenes Geschehen.

Zur bewegungstechnischen Disziplinierung diszipliniert die Ballettstunde die anwesenden Körper zunächst *räumlich*. Sie werden vereinzelt und so angeordnet, dass sich die Ballettisch-Werdung (also das *Angleichen*) kollektiv *gleichzeitig* an ihnen vollziehen kann. Eine Ballettklasse besteht dabei meistens aus zehn bis zwanzig individuierten ‚Bearbeitungseinheiten‘. Im ersten Teil der Stunde werden diese Einheiten geordnet, indem sie mit einer Hand an die Ballettstange angeschlossen werden. Wie ein Produktionsmaschinen kalibrierender Techniker wandert der Ballettmeister von einer Ballettstangen-Parzelle

2002:66) im Balancieren perfektionieren, wird dieser Grad an Körperbeherrschung bald zentrale Erfordernis in der sich entwickelnden Ballett-Technik – welcher dann nur noch durch „technische Kniffe“ (ebd.), eben Ballettstangen, erreicht werden kann.

zur nächsten, um eventuell entgleisende Körperteile zu adjustieren.

Im zweiten Teil, während der ‚Mitte‘, sind die Körper zumeist nach geometrischen Regeln in einem Tableau vor dem Wandspiegel aufgestellt, an welchen jeder über eine Blickbahn auf das eigene Spiegelbild gekoppelt ist. Mithilfe der Musik (siehe 4.3) werden die räumlich so geordneten Körper synchron an das Bewegungsprogramm des Balletts angeschlossen, beugen und strecken beispielsweise ihm entsprechend gleichzeitig die Knie während der „pliés“.

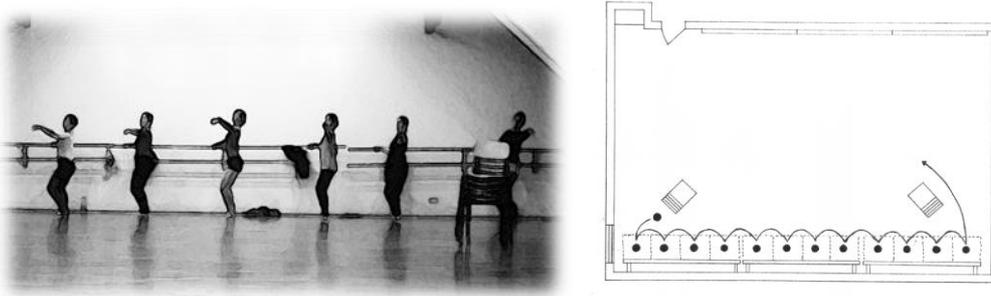


Abb. 1: Anordnung der übenden Körper während des „barre“, aus der Sicht einer Kamera (links) und in schematischer Vogelperspektive (rechts).<sup>7</sup>



Abb. 2: Anordnung der übenden Körper während des „center“, aus der Sicht einer Kamera (links) und in schematischer Vogelperspektive (rechts).

Die Situation der Ballettstunde wird demnach zentral über eine klare zeitlich-musikalische sowie räumlich-materielle Ordnung aufrecht erhalten. Mit Goffman (1971:43) gedacht ist diese spezifische Ordnung dem „soziale[n] Anlass“ und also der Rahmung als ‚Übungssituation‘ geschuldet. Die anwesenden Körper werden auf eine Weise organisiert, die sie alle gleichzeitig und gleichmäßig *als* einzelne Körper bearbeitbar macht und sie vor wechselseitiger Behinderung oder physischer

<sup>7</sup> Diese und alle folgenden Abbildungen sind von mir selbst erstellt und entstammen dem Korpus meiner ethnografischen Studie zum Üben in Ballettstunden (Müller, 2016).

Verletzung schützt;<sup>8</sup> die eingespannten Personen (inklusive des Lehrers) werden von Fragen nach dem ‚Sinn des Spiels‘ entlastet, indem sie in der traditionellen Ordnung von Bewegungsaufgaben nur mitzulaufen brauchen (statt sich selbst motivieren und disziplinieren zu müssen).

Zum einen liegt der situative Fokus in Bezug auf Körper also auf ihrer materiellen Beschaffenheit, die es (wie beim Instrumentenbau) so herzurichten gilt, dass sie künstlerische Praxis ermöglicht. Zum anderen werden die Körper der Eleven während des Übens für einander als Orientierungspunkte (Vergleichsbilder) und als zu gewissem Grad unberechenbare mobile Bewegungshindernisse relevant, und weniger als Personen.

Dennoch ergibt sich eine spezifische Lage daraus, dass diese Körper stets von einem sozialen Selbst belebt werden. Bei Fremdbearbeitung (z.B. durch einen Ballettmeister) muss die Person entweder vor Verletzungen geschützt oder auf irgendeine Weise ausgeklammert werden. Im Unterschied zu Settings jedoch, in denen ein Körper vornehmlich von anderen Teilnehmern hergerichtet wird – beispielsweise beim Friseur oder auf einem Massagesessel – liegt die Bearbeitungsverantwortung in der Praktik des Übens immer in erster Linie beim den bearbeiteten Körper bewohnenden sozialen Selbst. Der ‚Gegenstand‘ des Übens und ein sich als Bearbeitungsobjekt begreifendes Selbst teilen hier dieselbe Materie. Nicht zufällig erinnert das sich durch die Aufstellung an der Stange ergebende Bild an vorfordistische Fabrikarbeit, wie man es beispielsweise von Abbildungen um 1900 kennt: Arbeiterinnen an identischen Werkstationen (z.B. Nähmaschinen), die sich mit synchronen Arbeitsschritten der Herstellung je eines Produkts widmen. In Ballettstunden scheinen Produzent, Produkt und Produktionswerkzeug komplett zusammenzufallen. Die in Ballettstunden anwesenden Personen sind somit vornehmlich in kollektive ‚auto-involvements‘ (Goffman 1963:64) mit ihren Körperdingen verwickelt. *Sie selbst* bringen sich (situativ wie transsequentiell) als Artefakt hervor, jedoch nicht *allein*.

8 Gerade die Gleichzeitigkeit des praktischen Bearbeitens über das Ausführen ballettischer Bewegungen bedarf auch deshalb einer hohen rituellen Raumorganisation, weil die sich (teilweise sehr schnell und mit wechselnden Richtungen) bewegenden Körper für einander Hindernisse darstellen. Ballettbewegungen nehmen meistens einen großen Radius ein und transportieren die Körper oft weite Strecken durch den Raum. Dies wird im Ballettsaal zu einem infrastrukturellen Grundproblem, weil die benutzbare Fläche durch die materielle ‚Rahmung‘ der Situation (hier im Sinne Latours (2001)), nämlich die Wände, begrenzt ist.

## 4.2 Die Ballettstange als Werkzeug

Die Ballettstange hat nicht nur ordnende Funktion, indem Körper an ihr sortiert werden. Sie ist als eine ‚Sache‘ im klassischen Sinne ins Üben einbezogen, denn mit ihr wird *hantiert*. Dieses Hantieren ist allerdings anders gelagert als der Umgang mit beispielsweise einem Musikinstrument beim Klavierspiel (Sudnow, 2001) oder den Werkzeugen der Glasbläserei (O’Connor, 2007). Geübt wird in der Ballettstunde nicht der Umgang *mit* der Stange, vielmehr wird gemeinsam mit der Ballettstange eine Bewegungstechnik in einen Körper eingeübt.

Sie hat dabei einen ähnlichen Part wie Schwimmflügel im Frühschwimmer-Kurs; sie übernimmt bestimmte Praxisanforderungen und lässt so einen menschlichen Teilnehmer eine Praktik tun, die er ohne das entsprechende Zeug noch nicht (oder: nicht gelungen) ausführen könnte. Um die Ballettstange dies tun zu lassen, müssen die Eleven bestimmte Aspekte des Tuns an sie abgeben: Das Über-Wasser-halten oder eben das Stabil-Stehen. Dabei ist vor allem der Widerstand der Ballettstange im Sinne eines spürbaren statischen Gegendrucks relevant. Mit ihrer hohen Unnachgiebigkeit und Unzerbrechlichkeit lässt sich der (in Relation zu ihr plastischere und mobilere) Eleven-Körper umplatzen. So beispielsweise während des Ausführens von Grundsritten während einer Übung:

Laras linke Hand presst mit der Handfläche gegen die Holzstange, die an der Wand befestigt ist, sobald das Gewicht auf das Standbein übertragen wird, wenn das rechte Bein nach außen gleitet. Die Finger sind auf der Stange abgelegt und helfen mit. Der Arm arbeitet zusammen mit dem Rumpf und Rücken daran, diesen Druck auf das linke Hüftgelenk zu übertragen und das Becken nach außen, von der Stange weg zu drehen. Aha! So fühlt es sich also an, wirklich auswärts zu stehen, denkt Lara. Die Muskeln, die seitlich über das Gelenk laufen, werden gedehnt wie dicke Gummibänder. Lara traut sich nicht, irgendetwas anzuspannen: Dann ist bestimmt gleich wieder der große Gesäßmuskel dabei und macht alles wieder kaputt, weil er nicht nur das Becken ausdreht, sondern es auch immer gleich kippt. Im Moment macht er gar nichts. Gut so. Aber wie dort bleiben, ohne die Stange? Pro behalber lässt die Hand nach und führt den Arm nach vorn. Schwuuup, dreht sich Laras Rumpf wieder auf der Hüfte einwärts... Nicht ganz! Immerhin. Die kleinen Außenrotatoren kämpfen.<sup>9</sup>

<sup>9</sup> Diese und alle folgenden ethnographischen Beschreibungen sind von der Autorin aus verschiedenen Datenquellen zu Szenen collagiert. Grundlage bilden dabei Feldtagebuch und -notizen sowie Videoaufnahmen, aber auch Tagebücher von Ballett-Elevinnen und informelle Gespräche sowie Interviews. Dadurch ist auch die introspektive Beobachtungsrichtung in die Beschreibung eingeschlossen. Die Darstellung anhand

Die Stange zeigt Lara ihre zukünftige Handlungsmöglichkeit, indem sie ihr ermöglicht, diese einzunehmen. Damit gibt sie ihr wortwörtlich einen Anhaltspunkt für die im Ballett erwünschte Außenrotation in den Hüftgelenken, auf den Lara ühend zusteuern kann: Sie vermittelt ein leibliches Gefühl, das im Folgenden als Zielempfindung angesteuert werden kann. Jedoch *zeigt* die Stange nicht nur, sondern *erzeugt* diese Optionen auch. Statt mit dem (aus Ballett-Perspektive sprachlich individuierten) ‚falschen Muskel‘ die Hüfte auszdrehen und damit zusätzlich zur Ausdrehung auch eine unerwünschte Kippung des Beckens zu erreichen, wird dieser außer Gefecht gesetzt. Die Arbeit wird an eine spezifische Verflechtung delegiert (Stange-Hand-Arm-Rumpf) die von einer ganz anderen Seite Einfluss auf die Beckenstellung in der Hüfte nimmt. Die Ballettstange ist hier somit das besser geeignete Körperteil als bestimmte Muskeln. Diese Ersetzung erlaubt nun wiederum im nächsten Schritt die Übernahme der Außenrotation durch andere muskuläre Kandidaten, die potenziell das Gelenk in der ‚richtigen‘ Stellung halten können (so weiß die Elevelin), auch wenn sie momentan noch etwas zu schwach sind.

Durch die praktische Fabrikation einer ‚Ballettstange‘ als zeitweiliges Körperteil werden für die Elevelin also einerseits zukünftige Handlungsmöglichkeiten spürbar, andererseits werden diese machbar. Dadurch macht die Stange sich nach und nach selbst überflüssig: Durch einen praktikspezifischen Umgang mit ihr geht ihr Tun auf eine andere, nach und nach funktionsäquivalente Materialität über; das stabile Stehen in Außenrotation wird auf Partizipanden umverteilt, die besser in das ballettistische Ideal des einen, sich ‚ohne Hilfe‘ bewegenden Körpers passen. Die kulturtechnische Umformung löst den werdenden Ballettkörper von der Stange ab.

### 4.3 Die Musik als Regulator

Musik ist in der Ballettstunde materiell in einem Klavier und zugehörigem Repetitor oder auch einer Stereoanlage verankert. Mit diesen haptischen Ankerpunkten hantiert zumeist der Ballettmeister, z.B. beim Einlegen einer CD, Anschalten oder Einsatz-Geben. Die für die

eines Ensembles fiktiver Charaktere („Lara“ und andere) ist dabei den Besonderheiten des Feldes wie auch einem methodologischen Gedanken geschuldet: Nicht nur ist Ballettunterricht eine hoch standardisierte und ritualisierte Situation; auch der Telos der Angleichung der Teilnehmer im Sinne eines ethnotheoretischen ‚unique adequacy requirement‘ (Garfinkel) legt eine zusammenführende Präsentation als adäquates „Schaubild“ (Hirschauer) nahe. Gleichzeitig betont ein solches, dass es hier um „Situationen und ihre Menschen“ (Goffman 1971:9) geht.

Übenden relevante Partizipation der Musik ist allerdings vor allem ihr *akustisches Ereignis*: Es wird sich auf sie *ingeschwungen*. Musik reguliert, wann und wie etwas geschieht, wobei dieses Regulieren hier als *Ermöglichen* verschiedener Aktivitäten verstanden werden kann.

Auf welche Weise die Musik zentral ins Geschehen der Ballettstunde eingewoben ist, kann gut an einer Krisensituation verdeutlicht werden:

Während der dritten Exercise an der Stange hängt plötzlich die CD. Die Musik geht nicht weiter, sondern es ertönt eine kurze Wiederholungsschleife der letzten Töne, dann springt die CD mehrmals, lässt aber immer nur ein paar Töne hören. Einige ELEVinnen lachen. Lara hat bisher trotz des Hängers weiter ihre tendus gemacht und sich bemüht, das Tempo zu halten (was wegen der zufälligen Klänge nicht einfach ist). Maria hat die Kombination abgebrochen, Anne bewegt zwar noch das Bein, ist aber auch nicht mehr bei der Sache, sondern schaut zur Anlage. Jetzt joggt die Lehrerin auf die Musikanlage zu, dreht sich dann um und hebt die Hand, während sie die Musik ausschaltet. Lara bricht die tendus ab. Was jetzt? Die Lehrerin überlegt kurz laut, einfach ein anderes Stück zu nehmen, stellt dann aber fest, dass das schwierig wird, weil die Übung nun mal eine bestimmte Musik braucht. „Diese Anlage spinnt ständig...“, ärgert sie sich.

Die Anlage versagt. Mit der Musik kommt auch die Bewegungsfolge und damit der Ablauf der Ballettstunde zum Erliegen: Die ELEVinnen fallen ohne die Musik in einen situativen Leerlauf. Bewegungen sind in der Ballettstunde offenbar – wie Elektronik an Steckdosen – an hörbare Zeit gekoppelt. So erschafft die Musik, während sie läuft, eine ‚objektive‘, lineare, nicht umzukehrende und berechenbare Zeit (die in Takte und Notenlängen eingeteilt ist). An diese können Bewegungen angeschlossen werden, Aktivitäten werden über sie verteilt und synchronisiert. Dass Musik aber überhaupt als eine Folge temporaler Haltepunkte involviert sein kann, braucht vorab schon hohen Aufwand. Bewegungen müssen erst mit Zählzeiten verknüpft werden, damit Musik sie dann während der Übung ordnen kann. So beim Einstudieren einer neuen, komplexen Aufgabe in der Mitte:

Die ELEVinnen sind vor dem Spiegel aufgestellt und gehen ohne Musik die Bewegungsabfolge durch, welche die Lehrerin gerade gezeigt hat. Diese sitzt beobachtend vor dem Spiegel und zählt laut die Taktschläge zu den Schritten. Dann unterbricht sie:

Lehrerin: Noch mal. Ihr müsst wissen, wie das Timing ist. Acht, und-ah EINS — schon fertig!

Lara: Ah... ach so.

Lehrerin: Ja! Da krieg ich Schweißausbrüche, wenn ihr dann nicht rechtzeitig seid!  
Developpé: und-ah EINS, fertig!

Lara: Und wie kommt der Arm...? Developpé auf eins, und Arm ZWEI? (sie

- deutet es mit ihrem Arm an)
- Julie: (es ausführend) Einfach so...
- Lehrerin: (nickt, macht es ebenfalls) da, da.
- Lara: (macht die vorbereitende Bewegung) UND...
- Lehrerin: (macht mit Lara weiter) ...EINS. Ja. Sechs, sieben, acht... (alle beginnen von vorn), und-ah eins, zwei — plié DREI!!!, schließ vier —

Die Lehrerin hat vorab Verknüpfungen (von Schlägen und Bewegungen) ausgewählt, die nun von den Elevinnen nachvollzogen werden sollen. Über mehrere Wiederholungsschleifen, verbale Marker, Demonstrationen und Nachfragen werden die Elevinnen in dasselbe temporale Orientierungsnetz hineingeführt, in dem sich die Lehrerin schon bewegt. Nach diesem Verfahren werden Lageverhältnisse von Körperteilen auf nummerierte Zeitpunkte („auf zwei“) und Zeitspannen (z. B. vier Schläge) verteilt. Indirekt wird dadurch aber auch das der Übung zugeordnete (momentan unhörbare) Musikstück mit Markierungen versehen. Wird dann die Musik eingeschaltet, navigieren die Eleven mithilfe der temporal an die Musik angepassten Achter-Phrasen entlang des Musikstücks.

Die Musik kommt aber auch deshalb erst hinzu, wenn die Elevinnen die Aufgabe verstanden haben, weil sie zentral daran beteiligt ist, einen heraufmodulierenden Rahmenwechsel (Goffman 1977) zwischen Nicht-Übung (inklusive Einstudieren der Aufgabe) und Übung (Aufführen der Aufgabe vor dem Lehrer und sich selbst) zu vollziehen. Die Musik stellt also auch eine wiederholbare, flexible, „soziale“ Zeit dar, die „Zeit der Übung“.

Dieses Heraufmodulieren leistet die Musik im Ballett auf eine Weise, wie zählende Menschen oder Metronome in diesem Praxiszusammenhang nicht leisten können, weil das „eigentliche“ Ballettmachen, das *Tanzen*, eben in dieser Praktik klassischerweise zu Musik stattfindet. Musik ist dabei nicht nur als Zeiteinteiler eingespannt, sondern auch als Ensemble an Dynamiken und Energien, das Stimmungen, Emotionen oder auch Bewegungsqualitäten herstellen kann. Erst sie *belebt* die abstrakt-formal geübten Körperbewegungen. Die Elevinnen schwingen sich nicht nur auf ihren Rhythmus ein. Sie arbeiten auch daran, sich als „Resonanzkörper“ auf den Charakter, die Akzentuierungen, Spannungsbögen und Fließrichtungen der tonalen Bewegungen der Klaviermusik einzulassen, die ebenfalls Körperbewegungen entspringen (vgl. Sudnow, 1979, 2001). Körperliche Bewegung wird hier nicht von eigenmächtigen Handelnden hervorgebracht, sondern findet eher als Erleben der Musik statt: Die Eleven lassen sich von ihr bewegen, lassen sie „etwas bei sich auslösen“. So stimmt gegebenenfalls die Musik schon vor Beginn der Übung auf das ein, was kommt:

Die Lehrerin sucht die Musik für die nächste Übung heraus, während die Elevinnen sich kurz dehnen und etwas trinken. Sie tippt auf dem Tablet. Es erklingt ein mitreißender Walzer, den die Lehrerin kurz laufen lässt, während sie ihre Notizen dazu anschaut. „Yay, große Sprünge!“, freut sich Kathrin und dreht sich zu Lara um. Diese bekommt ebenfalls leuchtende Augen, dreht sich mit der Musik und macht ein paar Schritte, mit denen sie Schwung gewinnt, und passend auf dem nächsten kräftigen Hauptschlag einen großen Spagatsprung, bei dem sie die Arme hochreißt. Auch Kathrin, Julie und einige andere bewegen sich jetzt zur Musik. Einige schaukeln eher unwillkürlich oder schwingen die Arme. Freudige Spannung liegt in der Luft.

Das Sich-Einlassen auf die Musik gehört zu dem, was Balletttänzer als ‚tanzen‘ vom ‚üben‘ unterscheiden. Im Zusammenspiel der zu einem temporalen wie energetischen Regulator präparierten Musik mit einem sie erlebenden, ballettisch ausgerüsteten Körper entsteht dann schließlich ‚gekonntes Ballett‘ auf der Bühne (Bentley, 1983:112). Schallende Klänge und körperliche Bewegungen bilden ballettspezifische Ordnungen, die jedoch als ‚tänzerische Leistung‘ dem singulierten Tänzer zugerechnet werden.

#### 4.4 Der Spiegel als Medium

Der Spiegel ist über seinen *visuellen Effekt* in die Praxis des Ballett-Übens involviert und dadurch als materielles Ding ‚an sich‘ meistens unsichtbar. Er kommt nur mittels des visuellen Distanzsinner ins Spiel, wobei der ballettgeschulte Blick jedoch gar nicht an ihm hängen bleibt, sondern durch ihn hindurchschaut.<sup>10</sup> Eine Abbildbeziehung unterstellend, werden in konstanter Blickarbeit mögliche ‚Verzerrungen‘ herausgerechnet und von den Eleven angenommen, dass es sich hier um eine hinreichend ‚wahrheitsgetreue‘ Abbildung ihres Körpers handelt. Ein auf diese Weise blicktechnisch um seine materiellen Eigenheiten bereinigten Spiegel bietet dem kompetenten Betrachter die Möglichkeit, ‚sich selbst‘ durch die Reflexion im Spiegel aus einer Perspektive zu sehen, die sonst nur anderen vorbehalten ist.

Lara sucht ihre optimale Balance, überprüft, ob alles richtig ist und probiert, die Stange los zu lassen. Es geht, aber sie wackelt ein wenig. Sie spannt ihren Oberkörper noch mehr an, um besser auf ihre Beine rauf zu kommen. Scheint einigermaßen richtig

<sup>10</sup> Die spezielle Materialität des Spiegels bleibt also latent, wenngleich sich stets in Bezug auf sie verhalten wird: Man hält im Ballettunterricht einen gewissen Abstand zu ihm („Vorsicht, zerbrechlich!“) und stützt sich nicht darauf ab bzw. berührt ihn möglichst gar nicht (um keine Abdrücke zu hinterlassen, die das Bild trüben). Insofern stellt er das ‚Gegen-Teil‘ zur Stange dar: Jene befindet sich im direkten Manipulationsraum der Eleven; es wird sich kraftvoll mit ihr auseinandergesetzt.

zu sein, immerhin ist im Standbein die Verbindung über die ganze Rückseite spürbar. Schwierig zu halten. Ein Blick zur Seite in den Spiegel, um zu kontrollieren, ob es stimmt. Hm, sie hängt ein bisschen hinten mit dem Oberkörper. Also mehr nach vorn spannen. Sie drückt ihren Brustkorb vorwärts und etwas nach oben und sieht gleichzeitig, wie sich die Linien des im Spiegel seitlich gezeigten Oberkörpers verändern. Ja, so ist besser. Konzentriert versucht sich Lara einzuprägen, wie das sich anfühlt, wenn es richtig aussieht.

In Anlehnung an Karin Knorr-Cetina (2009:64) lässt sich der Spiegel als besonderes skopisches *Medium* begreifen – auch deshalb, weil dieser Perspektivwechsel mehr bedeutet als nur ein Zuwachs an Sehmöglichkeiten. Der Spiegel relativiert die Identifikation mit den eigenen körperlichen Aktivitäten, er rückt sie vom eigenen Leib ab und unterstützt damit eine kritische Haltung zu sich selbst, ganz im Sinne des von Mead (1967:73) beschriebenen „taking the rôle of the other“: Als Spiegelbild ist das eigene körperliche Tun in die materielle Welt entäußert und kann einem so als das (potenziell zur Disposition stehende) Tun eines Anderen gegenüberreten. Damit bietet der Spiegel eine praktische Lösung für das oben (bezüglich des Übegegenstands) genannte Problem der Doppelrolle des Körpers im Üben: Er sorgt für eine ‚Veränderung‘, die die Veränderung eines supervidierten (sichtbaren) Körpers durch einen agierenden (spürbaren) Körper ermöglicht.

Die praktische Materialität des Spiegels im Ballettsaal ist also seine visuelle *Körperlichkeit*: Er ist in eine ballettspezifische „Leibeskontrolle“ (Goffman, 1974:35) eingebunden. Lara prüft, ob sie die Schlusspose richtig macht, indem sie schauend nachsieht, ob der ‚andere Körper‘ es richtig macht. Da dieser immer genau das tut, was Lara tut, lässt er sich somit durch das Tun der Betrachterin komplett und zuverlässig manipulieren. Indem Lara das Spiegelbild zu einem Ballettkörper verfertigt, macht sie automatisch aus ihrem eigenen Körper einen solchen, dessen kinästhetische Lagefeedbacks die visuellen dann gegebenenfalls auch ersetzen können.

## 5. Fabrikation eines Körper-Teils

Diese Wirkweise des Spiegels kommt oft auch in Korrektursituationen zum Tragen, also dann, wenn der Lehrer in das übende Tun eines Eleven eingreift. An einer solchen Szene soll im Folgenden die interaktive Konstitution einer speziellen materiellen Entität nachvollzogen werden, nämlich eines Körper-Teils. Während der Schlusspose nach einer Übung an der Stange kommt die Lehrerin bei Lara vorbei:

Wie immer gleitet ihr Blick an Lara hoch und runter, bleibt dann am Standbein hängen: „Du bist immer so wackelig! ...Knie strecken?!“, fordert sie Lara auf. Lara streckt, so gut sie kann. „Mehr!“, sagt die Lehrerin. Was? Das ist doch immer gestreckt? Jedenfalls fühlt es sich gestreckt an. Daher hat Lara sich auch bisher nie angesprochen gefühlt, wenn diese Anweisung im Unterricht in die Runde gerufen wurde. Hm. Sie lässt kurz locker und bemüht sich dann erneut, ihr Knie aus diesem ‚Anlauf‘ heraus noch mehr als zuvor zu strecken. Nun scheint es maximal gestreckt zu sein. „Strecken!“, ordert die Lehrerin dennoch. Laras Augen schnellen irritiert zum Spiegelbild ihres Knies hinüber. Hm – naja gut, wirklich durchgestreckt ist es vielleicht nicht... aber mehr geht ja nicht... sie schaut die Lehrerin an und wieder in den Spiegel und macht ein hilfloses, etwas entschuldigendes Gesicht.

Zu Beginn der Szene richtet sich zunächst nur der Blick der Lehrerin auf das Knie, das zu einer Lara gehört, die auf ihre gewohnte Weise die Ballett-Bewegungen erledigt. Mit der Aufforderung, das Knie zu strecken, unterbricht die Lehrerin Lara dabei. Sie führt damit ‚das Knie‘ in die Situation ein, denn erst indem es aufgerufen wird, ist es situativ überhaupt erst ‚da‘: Gab es vorher einfach nur die Ballett machende Lara, so gibt es jetzt ein individuiertes Ding, ein Körper-Teil im doppelten Sinne im Fokus von Helens und Laras Aufmerksamkeit.

Indem Lara den Blick auf das Knie sucht, nimmt sie nicht nur in ihrer perspektivischen Haltung zum eigenen Tun, sondern auch körperlich die (Blick-)Einstellung der Lehrerin ein. Aufgrund der Platzierung ihrer Augen gibt es für sie (anders als für die Lehrerin) während der tendu-Übung allerdings keine direkten Blickmöglichkeiten auf ihr Knie. Daher schaut Lara sofort in den Spiegel (wobei sie unterstellt, dort das Gleiche sehen zu können wie die Lehrerin). Dieser Spiegelblick konterkariert nun Laras *body feedback* und entlarvt es als bisher in Bezug auf die hier geltenden Gelingenskriterien nicht gut adaptiert. Während Lara jedoch nach einer routinierten Anpassungsbewegung schnell zu dem Schluss kommt, dass sie nun bestmöglich an die Erfordernisse der Aufgabe adjustiert ist („maximal gestreckt“), hält die Lehrerin an ihrer bisherigen Beurteilung des Knies fest und fordert daher weiterhin zum Strecken auf. Dadurch rückt das Knie plötzlich für Lara als widerständiges Wahrnehmungsobjekt in ihre Umwelt, es steht nämlich ihrem Versuch entgegen, es noch weiter zu strecken. Hier bricht für die E Levin eine Alltagsfiktion zusammen, die Akteure allgemein über ihren Körper hegen: Dass nämlich alle Körperteile *mitmachen*, wenn man etwas machen will.

Entsprechend bleibt Lara zwar weiterhin Eigentümer und Bewohner dieses Körpers (es ist *ihr* Knie), aber sie wird (von sich selbst wie auch von der Lehrerin) nicht mehr mit ihm als Ganzem gleichgesetzt: sie *ist* situativ nicht mehr ihr Knie. Die Person Lara und das Knie werden in der interaktiven Praxis der Szene als zwei verschiedene Teilnehmer relevant

gemacht und auf unterschiedliche Weise ins Geschehen involviert. Mit dieser praktisch hervorgebrachten Figurenkonstellation geht die Szene nun folgendermaßen weiter:

Der Blick der Lehrerin wandert ebenfalls zum Spiegelbild des Knies, auf das Lara immer noch schaut. Sie lässt nicht locker: „Okay. Schau’n wir mal. Lass mal alles andere gerade. Stell dich mal... Drück es mal richtig durch, das geht doch bestimmt?“ Laras Blick richtet sich starr auf das Spiegelbild ihres Knies. Sie gibt ein wenig Gewicht auf das Spielbein ab, löst ihre Balletthaltung auf, sodass sie eher zusammengesunken und mit hängenden Armen dasteht, konzentriert sich auf das Knie des Standbeins und presst es nach hinten durch. Die Lehrerin und Lara schauen zu, wie das im Spiegel seitlich gezeigte Knie leicht konkav wird. „Genau, theoretisch geht das! Siehst du das?“, meint die Lehrerin. Lara nickt.

Dann richtet sich der Blick der Lehrerin mit einem Stirnrunzeln auf das Spiegelbild von Laras Becken. Lara streckt sich wieder, nimmt ihre Arme in Balletthaltung. Die Lehrerin legt eine Hand auf Laras Leiste und die andere auf Laras unteren Rücken, tastet. Mit konzentriertem Gesichtsausdruck wechselt sie dann ihre Position und stellt sie sich hinter Lara. Zielsicher legt sie ihre Hand auf die Rückseite von deren Oberschenkel, unter dem Po, und schiebt nach vorn, während sie mit der anderen Hand am Bauch leicht dagegen hält. Laras Knie gibt nach. Mist! Ein genervter Ausdruck huscht über Laras Gesicht. Der Lehrerinnenblick ist weiterhin bei Laras Beckenregion. Sie lässt Lara los. Knie gestreckt halten!, bemüht sich Lara. Dabei wippt sie mit ihrem Gewicht allerdings wieder nach hinten. Der Blick der Lehrerin schnellert zum Spiegel. „Nein. Dein Gewicht ist jetzt ganz auf der Ferse, bring es über den Vorderfuß.“ Laras Bauch und Hintern spannen sich an. Zack, da verschwindet die Kniestreckung wieder aus dem Spiegelbild. Komisch, es fühlt sich eigentlich immer noch gestreckt an, denkt Lara. „Aber dann ist das Knie wieder nicht...“, sagt sie zögerlich. Darauf die Lehrerin sofort: „Ja, das scheint das Problem zu sein. Das Knie kann es nicht halten. Das gibt einfach auf, sobald Zug von oben kommt. Deswegen kommst du gar nicht richtig aufs Standbein drauf.“

Die Lehrerin gleicht zu Beginn dieses Szenenabschnittes ihre Perspektive der von Lara an, indem sie wie diese über den Spiegel auf das Knie schaut. Die Ansicht des Beins im Spiegel wird dadurch zum gemeinsamen Referenzpunkt der geteilten Perspektive, da sie beiden gleichermaßen zugänglich ist. Die E Levin ist hier auf die Seite des Behandelnden gewechselt; als *Person* ist sie jetzt Mitarbeiter eines dinglichen Problems und widmet sich so dem eigenen Körperteil wie einem ‚organismusfremden‘ *Artefakt*.

Andere anatomisch ebenfalls differenzierbare Körperteile, z.B. Augen und Hände sind in dieser Arbeit hingegen ganz selbstverständlich als etwas involviert, das sie sich (bzw. dem anderen) als körperlich verfasstem sozialem Selbst zuzählen: Lara und die Lehrerin blicken nun als kooperative Allianz von Mitspielern auf das widerspenstige Verhalten des Gegenspielers (das an Lara angebrachte Knie) und versuchen es

(freilich erfolglos) durch Manipulationen den Gelingenskriterien des Balletts anzupassen. Als Co-Bearbeiter sprechen Lara und die Lehrerin hier über den ‚Fall‘ und sehen dabei davon ab, dass dieser an Laras Körper lokalisiert ist. Das Problem der Kniestreckung wird auf diese Weise von ihr als Person abgelöst: Nicht ihr, sondern dem Körperteil als eigenständigem, dinglichen Aktanten wird ein Versagen attestiert. Im Ballett-Üben werden also Körperteile als situative Figuren ins Spiel gebracht, auf die bei Bedarf zurückgegriffen werden kann, nämlich als Objekte der Umformungsarbeit. Sie fungieren damit als personenschützende Puffer in Interaktionssituationen (vgl. Hirschauer et al., 2014:127).

Solche Situationen stehen allerdings nicht für sich, sondern gewinnen ihre Relevanz nur daraus, dass sie in einen längerwelligen Prozess eingewoben sind. So hat sich die E Levin ja schon lange vor der obigen Szene für die Ausbildung eingeschrieben, welche sich wiederum mit ihrer spezifischen *illusio* (Bourdieu 1987) in sie eingeschrieben hat (weshalb es nicht verwundert, dass sie so bereitwillig mitmacht und die Perspektive der Lehrerin nicht in Frage stellt). Und die interaktive Herstellung einer zur Logik des Ballett-Übens gehörenden ‚Körperschemastörung‘, die in der obigen Szene beobachtbar ist, versorgt die E Levin mit einem Anlass, weit über diese Situation hinaus im Üben zu bleiben.

Verantwortlich gemachte Körperteile werden dabei im Ballettunterricht vor allem den zugehörigen Eleven zur Adaption verantwortet – schon allein deshalb, weil der Lehrer nicht wie im Einzelunterricht permanent auf einen Körper fokussieren kann. Durch die Produktion von Körper-Teilen wie Laras widerständigem Knie sind die Eleven also permanent in eine interaktive *Teilungsarbeit* an ihren Körpern involviert, die allerdings (über etliche Wiederholungen des ‚Richtigen‘) in einer *Wiedervereinigung* zu einem Ganzen münden soll. Die eigenkörperlichen ‚Teile‘ werden nach und nach den Kriterien des Balletts gemäß adaptiert, anschließend eignen sich die Eleven diese Dinge dann als in diesem Praxiskontext unproblematisch funktionierendes Körperteil wieder an, indem sie sich an ihre neue Verhaltensweise gewöhnen – bis die ‚Teile‘ schließlich gar nicht mehr als solche auftreten sondern in einem selbstvergessenen Ballettkörper aufgehen, der sich ‚intuitiv‘ kompetent bewegt.

Während sich also ein Ballettkörper gerade darüber erfolgreich konstituiert, dass er mit einer ganzen Vielzahl solcher praktikspezifischer, mit anatomischem Wissen herauspräparierter Entitäten (Gliedmaßen, Gelenke, Muskeln...) ausgestattet wird, zeigen sich die betreffenden Körperteile für die Eleven oft nur noch, wenn

eigenkörperliche Empfindungen (wie Muskelkater) ihnen zugeordnet und sie dadurch situativ individuiert werden. Sie zeigen sich zudem auch dann, wenn eine Tänzerin (beispielsweise durch eine neugierige Ethnologin) zum Reflektieren darüber aufgefordert ist, wie sie eigentlich tut, was sie da so selbstverständlich tut:

„...Über die Zeit wird der eigene Bewegungsspeicher ja riesig... Zum Beispiel weiß ich ja genau, was ein *tendu* ist. Das ist schon seit Ewigkeiten drin in meinem Muskelgedächtnis, weil ich es tausendmal gemacht habe. Darauf brauche ich dann überhaupt nicht achten. Das machen meine Füße dann einfach ohne mich.“  
(Balletttänzerin)

In dieser ganz körpersociologisch anmutenden, aber auch eine Körper-Selbst-Trennung aufrufenden Ethnotheorie der Tänzerin sind die einst widerständigen Dinge – die Füße – zur *dienlichen* und *verlässlichen* Technologie avanciert. An diese kann ‚sie‘ nun die Aufgabe abgeben, kunstvolle Schritte in einem Bühnenstück zu tanzen, ohne selbst dabei die Füße in ihrer Dinghaftigkeit als kulturelle ‚Kunstwerke‘ wahrzunehmen.<sup>11</sup> Die *organische* Bewegung entsteht hier in der fragmentarischen Aneignung spezifischer *Körpertechnik*.

## 6. What matters

In beiden vorangehenden Abschnitten ist deutlich geworden, dass die Fabrikation von Ballettkörpern eben nicht nur eine ‚körperliche‘ Angelegenheit ist, sondern sich grundlegend *wechselwirkend* und *relational* über mehrere Partizipanden verteilt. Entsprechend werden in diesem Prozess gleichzeitig mit den als Bearbeitungsobjekten singulierten Körpern immer auch andere, von den Körpern unterschiedene ‚Partizipationseinheiten‘ hergestellt.

So begegnet einem im Ballettsaal entgegen des ersten Eindrucks einer ‚Dinglosigkeit‘ zum Ersten profanes Zeug, dessen Werkzeug-Qualität darin liegt, dass es Gegenhalt bietet: Die ‚Ballettstange‘ bringt Körper voran, indem sie sie als Ersatz-Körperteil in Stellungen bringt und entsprechende Leibesempfindungen vermittelt. Zweitens gibt es ein Ding, an dem systematisch vorbeigeschaut wird: Der große ‚Spiegel‘ ermöglicht als Medium die Abspaltung eines visuellen Körpers von einem gespürten und vermittelt so Selbstbearbeitung aus der Haltung des

11 Hier zeigt sich ein ganz ähnliches Verhältnis wie Heidegger (1927, 1952) es für den alltäglichen Umgang mit Dingen beschrieben hat: In ihrer Zuhandenheit im einfachen Gebrauch fallen sie eben gerade nicht als ‚Ding‘ auf, sondern verschwinden als ‚Zeug‘ in ihrer Zweckdienlichkeit.

betrachtenden Anderen heraus. Drittens ist noch ein Teilnehmer im Spiel, der eine ganz andere, nämlich keine greifbare Stofflichkeit besitzt. Die ‚Musik‘ als temporal-energetischer Regulator belebt responsiv ausgerichtete Körper in Bewegung. Stangen, Spiegel und Musik lassen Körper etwas tun und bringen sie dabei ballettspezifisch hervor – und umgekehrt. Durch ebendieses Eingespanntsein in die Praktik des Balletts werden die verschiedenen Materialitäten überhaupt erst zu diesen Partizipanden, nämlich Bearbeitungsobjekt, Werkzeug, Medium und Regulator. Erst in der Praxis konstituieren sich somit konkrete ‚matterings‘, wie man in Anlehnung an Karen Barad (2003) sagen könnte.

In einer solchen Perspektive ist die Übepaxis also voller Dinge, die von dem ‚Körper‘ der Eleven unterschieden werden, praktisch aber vollkommen mit ihm verstrickt sind. Zudem gliedert sich auch dieser Körper auf: Im Spiel von Feedback, Vorbildern und Gelingenskriterien werden bestimmte Körper-Teile aufgerufen. Das handelnde Subjekt gerät daher in der Übepaxis schon allein deshalb aus seiner Zentralstellung, weil sein leibliches ‚Zuhause‘ mit anderen, dinglichen Aktanten bevölkert ist, die nicht einfach mitmachen. Die oft implizit vorausgesetzte ‚organische Solidarität‘ als *ein* Körper wird hier als körpertechnisches Accomplishment augenfällig, welches erst praktisch und in wortwörtlicher Auseinander-Setzung mit Dingen geleistet werden muss. In genau dieser Arbeit des Ballett-Übens werden wiederum die modernen, humanistisch verfassten Körpergrenzen verfestigt und materiell auf Dauer gestellt.<sup>12</sup> Paradoxerweise heißt das aber: Die vereinzelt, kompetenten Ballettkörper bilden sich in Ballettstunden *gerade* in Binnendifferenzierung einerseits, und quer zu ihnen liegender Verwobenheit andererseits aus.

In Bezug auf die eingangs gestellte Frage, wie sich körpersoziologische und techniksoziologische Überlegungen produktiv auf einander beziehen lassen, macht dieser Fall deutlich: Fächert man beide Seiten der alltagsweltlichen Trennung human/non-human auf, so lassen sich die multiplen, *praktikspezifischen* Seinsweisen und Einheiten untersuchen: die verschiedenen situativen *Involvierungen* (z.B. Bearbeitungsobjekt/Werkzeug/Medium) sowie die *Verflechtungen* (z.B. Gehalt-Hand-Standbein, Klang-Bewegung) und *Differenzierungen* (z.B. Person und Knie, visueller und agierender Körper, Ballettkörper und Objekte).

12 Diesem Einzelkörper wird allerdings eine (im Training möglichst spärliche und anliegende) Kleidungsschicht einverleibt; zudem darf sich seine scharfe Grenze an weiblichen Füßen ein Stückweit auflösen: Erst mit Spitzenschuhen stellen sich die passenden Beine für viele geschlechtlich differenzierte Ballettschritte her (vgl. dazu auch Hoogsteyns 2012). In choreographischen Proben werden diese Einzelkörper zudem oft auch zu einem ‚Pas-de-Deux‘ oder einem ‚Corps de Ballet‘ zusammengefügt.

Von diesem Standpunkt aus ergibt sich dann ein anderer Blick auf die praxistheoretisch betonte Hervorbringung von Körpern im Tun. Das gezielte Üben in Ballettstunden hat sich hier in mikrosoziologischer Blickeinstellung als autoplastisches Verfahren (Hirschauer 2014:128) gezeigt, in welchem ‚menschliche Körper‘ in drei Härtegraden als kulturelle Artefakte hergestellt und abgegrenzt werden: *situativ fluide* als ganz verschiedene Teile (Knie, Muskel), *transsequenziell verdichtet* als in körperlicher Praxis bearbeitete Bearbeitungsobjekte und *materiell verfestigt* als klar umrissene, spezialisierte und mit Kompetenz versehene Körperlichkeit von Subjekten, als ‚Ballettkörper‘.<sup>13</sup>

Es gibt dabei allerdings keinen finalen Endpunkt, an dem ein Ballettkörper ‚fertig‘ wäre – gleichgültig, mit wie vielen Fertigkeiten er ausgestattet wird. Grund dafür ist nicht nur der unabgeschlossene *telos* des Feldes (es geht im Ballett um fortlaufendes Perfektionieren), sondern auch die eingeschränkten Speichereigenschaften des Materials: Zwar verlieren sich Spuren des Tuns an Körpern nicht unmittelbar, bleiben aber auch nicht ‚ewig‘ wie das sprichwörtliche in Marmor Gemeißelte. Mit Sloterdijk (2011), was nicht *wiederholt* wird, atrophiert. Die langwelligen Transformationsprozesse des Übens können so zwar bezüglich bestimmter Gelingenskriterien auslaufen, sie sind aber nie gänzlich vollendet. Ballett-Körper bleiben im Werden begriffen – und weisen darauf hin, dass Körper stets als *becoming bodies* zu denken sind. Es braucht die regelmäßige Rückkehr in den Ballettsaal, um die flüchtige Tanzkunst immer wieder ein Stückweit körperlich haltbar zu machen. Mit anderen Worten, um Ballettkörper zu sein, muss man täglich ‚bei der Stange bleiben‘.

## Literatur

Alkemeyer, T. (2011). *Bewegen und Mitbewegen. Zeigen und Sich-Zeigen-Lassen als soziale Körperpraxis*. In R. Schmidt, W.-M. Stock & J. Volbers (Hg.), *Zeigen. Dimensionen einer Grundtätigkeit*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.

13 Der Gebrauch von Begriffen wie ‚Körper‘ oder ‚Ding‘ folgt dann weniger der Logik vorgefasster Kategorisierungen als vielmehr ganz opportunistisch der praktischen Logik des empirischen Gegenstandes, um adäquate Beschreibungen der Phänomene und Teilnahmeformen liefern zu können. Es sind relationale Begriffe: Während beispielsweise in Goffmans Gesprächssituationen soziale Selbst immer ihre stets kommunizierenden Körper mit dabei haben (Goffman 1994:152), welche gegebenenfalls auch mit Dingen hantieren, finden sich in Ballettstunden eher zu bearbeitende Körper, die dazu Selbst mit dabei haben – für welche sich dann Körperteile als Dinge zeigen. Und selbst hier hat sich gezeigt, dass die Abgrenzungen stets fluktuieren.

- Alkemeyer, T. (2006). Mensch-Maschinen mit zwei Rädern. (Praxis-)Soziologische Betrachtungen zur Aussöhnung von Körper, Technik und Umgebung. In G. Gebauer, S. Poser, R. Schmidt & M. Stern (Hg.), *Kalkuliertes Risiko: Technik, Spiel und Sport an der Grenze* (S. 225-246). Frankfurt a. M.: Campus.
- Barad, K. (2003). Posthumanist Performativity: Toward an Understanding of How Matter Comes to Matter. *Journal of Women in Culture and Society*, 28(3), 801-831.
- Bentley, T. (1983). *Tanzen ist beinahe alles. Selbstportrait einer Tänzerin des New York City Ballet*. Hamburg: Rowohlt.
- Blasis, C. (1976 [1828]). *The Code of Terpsichore. A Practical and Historical Treatise, on the Ballet, Dancing, and Pantomime; with a Complete Theory of the Art of Dancing; intended as well for the Instruction of Amateurs as the use of Professional Persons*. Brooklyn, NY: Dance Horizons.
- Bourdieu, P. (1976). *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1987). *Sozialer Sinn*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Law, J., & Callon, M. (1997). After the Individual in Society: Lessons on Collectivity from Science, Technology and Society. *The Canadian Journal of Sociology / Cahiers canadiens de sociologie*, 22(2), 165-182.
- Collins, H. M. (2001). What is tacit knowledge? In K. K. C. Theodore R. Schatzki, Eike von Savigny (Hg.), *The Practice Turn in Contemporary Theory* (S. 107-119). Routledge: London/New York.
- Crossley, N. (1995). Merleau-Ponty, the Elusive Body and Carnal Sociology. *Body & Society*, 1(1), 43-63.
- Foucault, M. (1976). *Überwachen und Strafen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1993). Technologien des Selbst. In L. H. Martin (Hg.), *Technologien des Selbst* (S. 24-61). Frankfurt a. M.: Fischer.
- Gebauer, G., & Wulf, C. (1998). *Spiel-Ritual-Geste. Mimetisches Handeln in der sozialen Welt*. Reinbek: Rowohlt.
- Goffman, E. (1963). *Behavior in public places*. New York [u.a.]: Free Press of Glencoe [u.a.].
- Goffman, E. (1971). *Verhalten in sozialen Situationen*. Gütersloh: Bertelsmann.
- Goffman, E. (1974). *Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Goffman, E. (1977). *Rahmen-Analyse*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goffman, E. (1994): *Interaktion und Geschlecht*. Frankfurt a.M.: Campus
- Gugutzer, R. (2015). Leibliche Interaktion mit Dingen, Sachen und Halbdingen. Zur Entgrenzung des Sozialen (nicht nur) im Sport. In H. K. Göbel & S. Prinz (Hg.), *Die Sinnlichkeit des Sozialen. Wahrnehmung und materielle Kultur*. Bielefeld: transcript.
- Gomart, E., & Hennion, A. (1999). A sociology of attachment: music amateurs, drug users. *The Sociological Review*, 47(1), 220-247.
- Heidegger, M. (1927). *Sein und Zeit*. Tübingen: Niemeyer.
- Heidegger, M. (1952). Der Ursprung des Kunstwerks. In ders., *Holzwege* (S. 1-74). Frankfurt a. M. : Klostermann.
- Hirschauer, S. (2004). Praktiken und ihre Körper. Über materielle Partizipanden des Tuns. In K. H. Hörning & J. Reuter (Hg.), *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis* (S. 73-91). Bielefeld: transcript.
- Hirschauer, S. (2014). Intersituativität. Teleinteraktionen und Koaktivitäten jenseits von Mikro und Makro. *Zeitschrift für Soziologie, Sonderheft*, 109-133.
- Hirschauer, S., Heimerl, B., Hoffmann, A., & Hofmann, P. (2014). *Soziologie der Schwangerschaft: Explorationen pränataler Sozialität*. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Kalthoff, H. (2014). Die Dinglichkeit der sozialen Welt. Mit Goffman und Heidegger Materialität erkunden. In C. Thompson, K. Jergus & G. Breidenstein (Hg.),

- Interferenzen. Perspektiven kulturwissenschaftlicher Bildforschung* (S. 71-88). Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Klein, G. (2005). Das Theater des Körpers. Zur Performanz des Körperlichen. In M. Schroer (Hg.), *Soziologie des Körpers* (S. 73-91). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Law, J. (1999): After ANT: complexity, naming and topology. S. 1–14 in: J. Hassard & J. Law (Hg.), *Actor Network Theory and After*. Oxford: Blackwell Publishers.
- Latour, B. (2001). Eine Soziologie ohne Objekt? Anmerkungen zur Interobjektivität. *Berliner Journal für Soziologie*, 11(2), 237-252.
- Latour, B. (2008). *Wir sind nie modern gewesen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Lauze, F. de (1952 [1623]). *Apologie de la Danse. A Treatise of Instruction in Dancing and Deportment*. London.
- Lindemann, G. (2002). Person, Bewußtsein, Leben und nur-technische Artefakte. In W. Rammert & I. Schulz-Schaeffer (Hg.), *Können Maschinen handeln? Soziologische Beiträge zum Verhältnis von Mensch und Technik*. (S. 79-100). Frankfurt a. M. : Campus.
- Lippe, R. zur (1979). *Naturbeherrschung am Menschen 2. Geometrisierung des Menschen und Repräsentation des Privaten im französischen Absolutismus*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Mead, G. H. (1967). *Mind, Self, & Society from a Standpoint of a Social Behaviorist*. Chicago/London: University of Chicago Press.
- Müller, S. M. (2016). Körperliche Un-Fertigkeiten. Ballett als unendliche Perfektion. Weilerswist: Velbrück (im Erscheinen).
- Meyer, C. (2014). Mikroethnographie: Praxis und Leib als Medien der Kultur. In C. Bender & M. Zillinger (Hg.), *Handbuch der Medienethnographie* (S. 57-76). Berlin: Reimer
- O'Connor, E. (2007). Embodied Knowledge. The experience of meaning and the struggle towards proficiency in glassblowing. *The Sociological Review*, 55, 126-141.
- Pickard, A. (2012). Schooling the dancer: the evolution of an identity as a ballet dancer. *Research in Dance Education*, 13(1), 25-46.
- Pickard, A. (2013). Ballet body belief: perceptions of an ideal ballet body from young ballet dancers. *Research in Dance Education*, 14(1), 3-19.
- Reckwitz, A. (2010). Auf dem Weg zu einer kultursoziologischen Analytik zwischen Praxeologie und Poststrukturalismus. In M. Wohlrab-Sahr (Hg.), *Kultursoziologie. Paradigmen – Methoden – Fragestellungen* (S. 179-205). Wiesbaden: VS Verlag.
- Schindler, L. (2011). *Kampffertigkeit. Eine Soziologie praktischen Wissens*. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Sloterdijk, P. (2011). *Du musst dein Leben ändern*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Sudnow, D. (1979). *Talk's Body. A Meditation Between Two Keyboards*. New York: Alfred A. Knopf.
- Sudnow, D. (2001). *Ways of the Hand*. London/Cambridge: MIT Press.
- Wacquant, L. (2003). *Leben für den Ring. Boxen im amerikanischen Ghetto*. Konstanz: UVK.
- Wainwright, S. P., Williams, C., & Turner, B. S. (2006). Varieties of habitus and the embodiment of ballet. *Qualitative Research*, 6, 535-558.
- Weickmann, D. (2002). *Der dressierte Leib. Kulturgeschichte des Balletts (1580-1870)*. Frankfurt/New York: Campus.

*Sophie Merit Müller, Kontakt: sophie.mueller@uni-mainz.de. Magister 2010 in den Fächern Soziologie und Empirische Kulturwissenschaft in Tübingen, Promotion 2015 im Fach Soziologie in Mainz. Derzeit wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie Mainz, Arbeitsbereich Soziologische Theorie und Gender Studies.*

# The Flying Body: Wie Körper und Dinge sich gegenseitig und eine Flugreise hervorbringen

Larissa Schindler

*English abstract: Bodies and things are central dimensions of the “materiality of the social”, yet they are mostly investigated in different lines of discourse. How can we study these dimensions in one perspective? How do bodies and things 'collaborate' in social processes and 'become' together? This contribution tackles these questions based on an empirical study on air travel. In the course of a journey by airplane, bodies and things become relevant in different forms. They have to be gathered and assembled to a mobile formation at the day of travel. At the airport, this formation is decomposed again and subjected to different inspections. In the aircraft, bodies are held still by being 'parked' in the seats like things. Especially when bodies behave recalcitrantly, it becomes evident that this is a demanding accomplishment. 'Flying bodies' are fluid formations of bodies and things that are brought into being situational and change repeatedly in the course of the travel.*

Dinge und Körper sind aus der kultur- und sozialwissenschaftlichen Diskussion der letzten zwanzig Jahre kaum mehr weg zu denken. In zahlreichen Studien wurde dargelegt, wie Dinge das Soziale prägen, mehr noch, wie sie als aktive Teilnehmer, als nicht-humane Aktanten auch das Tun der humanen Aktanten mitgestalten (z.B. Latour 2001; Law 1999). Im gleichen Zeitraum entsteht eine lebendige Debatte um die Frage, wie Körper am Sozialen teilhaben (z.B. Shilling 2005, 2007). Sie werden zunächst als soziale Konstruktion dargestellt, in der Folge wird ihnen eine eigenständige Rolle in sozialen Prozessen zugeschrieben. Dafür spricht, dass sie nicht immer im Sinne ihrer „Besitzer“ agieren. Sie können deren Intentionen behindern, unterstützen oder sich gewissermaßen neutral verhalten. Praktiken zu vollziehen ist aber ohne den Beitrag der Körper nicht denkbar. Das gilt nicht nur für offensichtlich körperbetonte Praktiken wie Sport oder Tanz; auch scheinbar körperlose wie etwa (schriftliche) Internetchats oder -spiele erfordern einen Körper, der vor dem Bildschirm sitzt und Tastatur, Maus und andere Instrumente bedient. Beide Diskussionslinien haben in den letzten Jahrzehnten wichtige und innovative Arbeiten hervorgebracht. Interessanterweise werden sie jedoch relativ selten in Verbindung gebracht, obwohl die Beschäftigung mit der Sozialität der Dinge immer wieder den Blick auf Körper lenkt (z.B. Latour 1996; Winance 2006) und umgekehrt die Auseinandersetzung mit der Sozialität der Körper Dinge relevant werden lässt, weil sie beispielsweise als Extensionen des Körpers dienen (z.B. Alkemeyer 2006; Spinney 2006). Dennoch konzentrieren sich die meisten Studien nach wie vor auf

eine der beiden Diskurslinien, d.h. entweder auf die Frage wie humane und nicht-humane Aktanten interagieren oder wie Personen und ihre Körper gemeinsam Sozialität hervorbringen.

Einen Vorschlag, in dem die beiden Diskurslinien aufgegriffen werden, macht Hirschauer (2004). Er argumentiert, der Ansatz der Actor Network-Theory sei um eine körpersoziologische Perspektive zu erweitern. Körper hätten nämlich Teil am Sozialen, ihr Beitrag lasse sich aber weder unter den der Dinge, noch unter den der Personen subsumieren. Vielmehr seien sie wie Dinge als „materielle Partizipanden des Tuns“ zu verstehen. Diese analytische Ergänzung verdeutlicht den Stellenwert von Körpern *und* Dingen sowie das ihnen jeweils spezifische „Gewicht“ in sozialen Prozessen sehr gut, sie leitet den Blick jedoch nicht auf das Verschmelzen von Körpern und Dingen in sozialen Prozessen, das ebenfalls ein wichtiges Moment der Materialität des Sozialen ist. Es wird an spezifischen Fällen besonders augenscheinlich: Kleidung zählt etwa zunächst einmal eindeutig zu Dingen, leistet aber am Körper einen wichtigen Beitrag dazu, Körper als Teilnehmer am Sozialen hervorzubringen. Sie schützt den (nackten) Körper nicht nur vor Wetter und Blicken, sondern gibt ihm eine soziale Form, die seine Kategorisierung erleichtert: Ist dieser Mensch geschäftlich oder privat unterwegs, ist er eher arm oder reich, Mann oder Frau? Der Übergang zwischen Kleidung, Schminke, Frisuren und Körperveränderungen wie Ohrringen oder Tattoo ist fließend. In flexiblerer oder fixerer Form geben sie dem Körper ein soziales Erscheinen, evozieren Bilder und Stereotype über die Person. Körper und Dinge agieren also oft konzertiert, und bringen sich dabei gegenseitig als (praxispezifische) Körper und/oder Dinge hervor. Im Folgenden soll ein Beitrag dazu geleistet werden, die ding- und die körpersoziologische Diskurslinie in dieser Hinsicht noch weiter aufeinander zuzubewegen: Wie bringen Körper und Dinge kollaborativ soziales Geschehen und seine Dynamiken hervor? Und, inwiefern bringen sie sich in solchen Interaktionen gegenseitig hervor?

Ich greife diese Fragen anhand eines spezifischen empirischen Falles auf, der Flugreise. Sie kann als Inbegriff moderner Mobilität verstanden werden, weil Menschen innerhalb von relativ kurzer Zeit über große Distanzen transportiert werden können. Trotz der technischen Möglichkeiten scheint man Menschen aber – anders als Dinge – nicht völlig problemlos durch die Luft befördern zu können. Dem modernen Humanismus folgend sollen ihre Körper unversehrt bleiben und die soziale Situation friedlich. Gleichzeitig müssen sie über den Zeitraum des Fluges auf relativ kleinem Raum verharren und werden dafür systematisch stillgestellt. Fliegen scheint deshalb auf den ersten Blick eine eher körperlose Praktik

zu sein. Beinahe regungslos werden hier Körper – fast wie Dinge – transportiert. Und doch zeigen sie in vielerlei Hinsicht Widerständigkeiten gegen diese Beförderungsform: Sie haben Hunger, müssen zur Toilette, zeigen Übelkeit, Gereiztheit, Ängste und können sogar lebensbedrohliche Zustände (z.B. Embolien) entwickeln. In verschiedener Form werden sie immer wieder auffällig und verweisen so auf eine komplexe Infrastruktur, die zu ihrer Bändigung aufrecht erhalten wird. Dabei stehen Körper und Dinge ständig in einem dynamischen Zusammenhang. Sie bringen unterschiedliche Konstellationen hervor, die verschiedene soziale Formen und Dynamiken ermöglichen oder auch konterkarieren. Gleichzeitig formieren und variieren sie die, die Moderne denkhistorisch begleitende, Grenze zwischen Dingen und Körpern. Flugreisen sind so durch ein Bezugsproblem gekennzeichnet, das einen Grundzug modernen Lebens tangiert: Was passiert, wenn man nicht einfach Fracht transportiert, sondern im humanistischen Sinn Menschen? Wenn also eine Unversehrtheit der Körper garantiert werden soll, die in dieser Form noch vor wenigen Jahrhunderten etwa für Sklaven nicht galt, die bis heute für Tiere wesentlich weniger stark relevant gemacht wird und für Dinge nur auf die Pragmatik von Schadenersatzforderungen begrenzt wird. Im Verlauf von Flugreisen (d.h. vom Buchen eines Tickets bis zum Verlassen des Zielflughafens) entstehen vor dem Hintergrund dieses Bezugsproblems verschiedene Körper-Ding-Konstellationen, die auch schnell wieder wechseln. Im selben empirischen Fall finden sich, wie ich zeigen werde, sowohl Anknüpfungspunkte für eine techniksoziologisch inspirierte Körpersoziologie als auch für eine körpersoziologisch informierte Soziologie der Dinge. Kurz, die Materialität des Sozialen, die den Beitrag von Körpern *und* von Dingen umfasst, wird in verschiedener Form relevant. Der empirische Fall bietet so eine besonders gute Gelegenheit, beide Perspektiven an empirischem Material zu diskutieren und auf diese Weise in Verbindung zu bringen.

Für meine Darstellung beziehe ich mich auf empirische Daten aus einer laufenden ethnografischen Studie über Flugreisen.<sup>1</sup> Der Materialkorpus umfasst bislang teilnehmende Beobachtungen auf Kurz- und Langstreckenflügen, Fotos und einige kurze Videos dieser Reisen sowie Interviews mit Passagieren. Im vorliegenden Beitrag wird jedoch ein eher ungewöhnlicher Typ empirischen Materials besonders relevant: „Logbücher“. Ich habe Reisende gebeten, während oder kurz nach einer Flugreise Beschreibungen dieser Reise anzufertigen. Diese „Logbücher“ sind

1 Die Konzeption dieser Studie wurde von der Johannes Gutenberg-Universität Mainz finanziell unterstützt, ihre Durchführung wird ab März 2016 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziert.

aufgrund der räumlichen und zeitlichen Verortung deutlich näher am Geschehen als Interviews. Sie sind gleichzeitig eine interessante Ergänzung meiner Protokolle aus teilnehmenden Beobachtungen, weil sie gewissermaßen eine „Beobachtertriangulation“ herbeiführen. Fast wie eine „Crowd Ethnography“ machen sie verschiedene Aspekte einer Flugreise aus unterschiedlichen Perspektiven erfahrbar. Das ist vor allem an jenen Passagen der Flugreise interessant, die – wie etwa Sicherheitskontrollen – empirischer Forschung nur sehr eingeschränkt zugänglich sind (dazu ausführlich Pütz 2012: 159ff.). Die Logbücher entstanden parallel zu meinen eigenen Beobachtungen, wodurch der Fokus meiner Protokolle auf fruchtbare Weise modifiziert wurde: Die Inputs aus den Logbüchern ließen mich neue Wege durch die Flugreise probieren und Erfahrungen anders rahmen. In gewisser Weise bilden die Logbücher zudem, wie Interviews, einen Zugriff auf das explizite Wissen von Flugpassagieren. Sie geben Hinweise darauf, was einer Beschreibung „wert“ ist und was beim Verschriftlichen untergeht. Auch so modifizieren sie den immer auch theoretisch inspirierten Blick der Teilnehmenden Beobachtung und lenken ihn zurück auf Teilnehmerrelevanzen. Der Fokus meiner Analyse – sowohl von Protokollen als auch von Logbüchern – liegt auf Beschreibungen von Flugreisen, in denen der Beitrag von Körpern und Dingen besonders deutlich wird, sowie, wie bereits erwähnt, auf der Frage, wie sich diese „materiellen Partizipanden“ (Hirschauer 2004) im Verlauf des Geschehens gegenseitig hervorbringen. Es geht mir dabei weniger um langfristige Veränderungen von Körpern oder Dingen, wie sie etwa in Bewegungstrainings erfolgen (dazu der Beitrag von Müller in diesem Band) oder Körpermodifikationen, wie sie durch Piercing oder Operationen stattfinden. Vielmehr fokussiere ich ein fluides situatives Hervorbringen von Körpern und Dingen im Vollzug von Praktiken.

Mein Beitrag ist in drei Abschnitte gegliedert: Im ersten Abschnitt wird das Vorbereiten einer Flugreise dargestellt. Wie wird jene Körper-Ding-Konstellation vorbereitet, die sich später zum Flugzeug bewegen muss? Im zweiten Abschnitt geht es um den Weg zum Flughafen und in das Flugzeug und damit um jene mobile Körper-Ding-Konstellation, die in den Tagen vor der Abreise vorbereitet wurde. Wie wird sie hervorgebracht und – den Umständen entsprechend – immer wieder variiert, zum Teil auch dekomponiert? Der dritte Abschnitt fokussiert das Verstauen von Körpern und Dingen im Flugzeug und damit die Hervorbringung jener „immobilen Körper“, die hier – ganz anders als in vielen anderen gesellschaftlichen Zusammenhängen – ausdrücklich erwünscht sind. Ich komme zu dem Schluss, dass im Zuge einer Flugreise keine in sich konsis-

tenten Körper reisen. Vielmehr werden „flying bodies“ situativ in einer fluiden Formation von Körpern und Dingen hervorgebracht, die sich im Laufe der Reise mehrfach verändert.

## Das Zusammenfügen einer Fortbewegungseinheit

Eine Flugreise beginnt nicht im Flugzeug, nicht am Gate; sie beginnt viel früher. Oft bei den ersten Gedanken an die Reise, spätestens jedoch beim Buchen eines Fluges. Sie beginnt also, anders als Bus- oder U-Bahn-Fahrten, sehr häufig Tage, Wochen oder Monate vor dem Reisetag. Sie erfordert außerdem, anders als viele andere Mobilitätsformen, verschiedene Vorkehrungen: Dazu zählen Dokumente, die zum Teil erst generiert (z.B. das Ticket) und zum Teil bereitgehalten (z.B. gültiger Ausweis) werden müssen, Dinge, die den Flug bequemer gestalten und manchmal auch Körpermodifikationen, etwa durch spezifische Kleidung (Stützstrümpfe), für das Zielland vorgeschriebene oder empfohlene Impfungen, Injektionen (z.B. gegen Embolien), andere Medikamente, spezifisch motivierte Mahlzeiten, Alkohol vor dem Abflug zur Beruhigung, etc. Die Flugreise erfordert in spezifischer Weise, Körper und Dinge in ein mobiles Gefüge zu bringen. Am Abreisetag werden „Reisende“ hervorgebracht, indem Körper, Dokumente und verschiedene andere Dinge zunächst zusammengebracht und dann zum Flughafen befördert werden. Diese „Fortbewegungseinheit“ (Goffman 1974: 26ff.) wird im Verlauf der Flugreise immer wieder modifiziert.

Wegen des langen Vorlaufs wird das bevorstehende Fliegen schon vor dem Abreisetag immer wieder relevant. Die Reisevorbereitungen drängen sich in den Alltag. Sie beinhalten nicht nur das bereits erwähnte Versammeln verschiedener Dinge, sondern forcieren auch eine Art emotionales Einstimmen auf das Fliegen. Dieses kann von unterschiedlichen Themen und Diskursen gesteuert sein. So kann etwa ein aktuelles Flugunglück latente vorhandene Flugängste triggern oder die Vorfreude auf die Flugreise Recherchen stimulieren. Eine besonders intensive Form des Einstimmens auf kommende Flugreisen beschreibt das Logbuch eines Journalisten:

„Ich liebe fliegen. Ich fliege oft – aber es ist immer wieder etwas Besonderes. Es ist einer der einzigen Momente, die mir geblieben sind, in denen ich ganz für mich allein bin, weit weg von Handy, Internet, Terminen, Verantwortung. [...] Eine Flugreise beginnt für mich am Tag der Buchung. Ab dem Moment, an dem ich die Buchung bestätige, habe ich eine Deadline. Mein Reiseziel rückt in den Mittelpunkt meines Interesses. Da ich oft in meiner Funktion als Journalist reise, sind die Wochen und Tage vor einer Reise oft von intensiven Recherchen gekennzeichnet. Ich kann so auf den Tag

der Abreise hinarbeiten. Das setzt ein klares zeitliches Fenster und erleichtert mir damit die Arbeit.“

Dieser Ausschnitt beschreibt nicht nur eine emotionale Einstimmung, sondern auch ihre Verbindung mit dem Akkumulieren von kognitivem Vorwissen über das Reiseland, das im beschriebenen Fall viel Zeit und Arbeit beinhaltet. Unabhängig von einem solchen Akkumulieren von Vorwissen erfordert das Vorbereiten einer Flugreise zudem ein größtenteils praktisches Wissen über das Fliegen. Es beinhaltet zum einen das Ansammeln und Verwalten der notwendigen Dinge sowie häufig auch kleinere Adaptierungen des Körpers, und zum anderen eine Antizipation des eigenen Verhaltens am Reisetag. Besonders virulent wird dieses praktische Wissen einige Zeit vor dem Abflug, wie der folgende Auszug aus dem Logbuch einer Wissenschaftlerin zeigt, die in der Flugvorbereitung etwas weniger routiniert zu sein scheint:

„Was bei meiner Freundin, die im Außendienst einer Softwarefirma arbeitet, so easy aussieht, dauert bei mir einen ganzen Nachmittag: Ich kaufe durchsichtige Plastikfläschchen und fülle meine Waschsachen hinein. Ich messe und wiege meinen Koffer. Ich versuche mich beim Online-Check-in. Erstmal begegne ich dort der Irritation, dass ich nur Chef und Kollegen und mich gemeinsam einchecken kann. Oder ich müsste einzelne Namen „entfernen“, was ich mich nicht traue. Ich rufe bei der Lufthansa Hotline an. Erwische die falsche Abteilung. Probiere es noch mal, usw. Irgendwann habe ich es geschafft und schicke dem Kollegen, der alles organisiert hat, eine SMS, dass ich die anderen erst am Gate treffen werde. Schließlich packe ich komplett fertig und stelle den Koffer neben die Wohnungstür – morgens um 4:30 bin ich sicher noch halb dement und vergesse sonst die Hälfte.“

Dieser Auszug deutet an, welche komplexer Tätigkeit es bedarf, jene Formation aus Körpern und Dingen vorzubereiten, die sich am Reisetag zum Flughafen bewegen soll. Diese Tätigkeit kann leichter oder schwieriger erscheinen, je nachdem wie viele der notwendigen Dinge bereits in Reichweite sind, und wie viele erst eigens angeschafft werden müssen. Mit der Häufigkeit der Flugreisen steigt normalerweise die Zahl jener Dinge im Haushalt, die für Flugreisen bestimmt oder zumindest verwendbar sind, wie etwa Plastikfläschchen, die den Vorgaben für Flüssigkeiten an der Sicherheitskontrolle entsprechen, Koffer, die gerade noch als Handgepäck transportiert werden können oder alternativ groß und durch Rollen mobilisiert sind, sodass sie auch für großes und schweres Gepäck taugen. Nicht nur einzelne Personen eignen sich also Flugwissen an, auch ganze Haushalte werden „flugtauglicher“.

Die Dinge müssen jedoch nicht nur versammelt, sondern auch den Konditionen des Fliegens angepasst werden. Am Flughafen werden Dinge,

Personen und Körper unterschiedlichen Kontrollen unterzogen. Die Vorbereitung einer Flugreise erfordert, diese unterschiedlichen Kontrollen vorwegzunehmen und in das Verhalten am Flughafen einzuplanen. Was kann bzw. was muss an welcher Stelle vorhanden sein. Wo kann man weitere Reisende treffen? Sind die notwendigen Dokumente auf dem aktuellen Stand? Verschiedene Gepäckteile müssen in eine vorgegebene Zahl an Koffern passen, der einer Gewichtskontrolle unterzogen werden wird. Dafür muss sorgsam entschieden werden, was mitkommt, was ausgetauscht wird und was zurück bleibt.

Schließlich antizipiert die Protokollantin ihr Verhalten am Abreisetag zu einem extern vorgegebenen Zeitpunkt. Würde man normalerweise davon ausgehen, dass die reisende Person an den Koffer denkt, muss der Koffer in diesem Protokoll selbst an sich erinnern. Er wird dazu an einer Stelle positioniert, wo er im Weg steht, neben der Wohnungstür. In der hier vorweg genommen mobilen Formation von Körpern und Dingen wird auf intelligente Weise eine reflexionsarme Abreisesituation eingerichtet. Die Reisende verlässt sich auf das praktische Wissen ihres Körpers, den Weg zum Flughafen auch im Halbschlaf zu finden und auf die zwar eingeschränkte, aber trotzdem planbare Fähigkeit der Dinge, gewissermaßen selbst zu einem Zeichen zu werden und so rudimentäre Kommunikationsbeiträge zu leisten.

Erfahrungen rund um die Vorbereitung von Flugreisen führen zu verschiedenen Reise-Gewohnheiten, die oft sehr stark auf den eigenen Körper und die Dinge im gegebenen Setting sowie auf die Körper von Mitreisenden bezogen sind. Reisende werden aus Körpern und Dingen hervorgebracht, wobei kognitives und praktisches Wissen eingesetzt wird, das sich um das Formieren und Zerfallen verschiedener Assemblagen von Körpern und Dingen dreht: Weil es zu Personenkontrollen kommen wird, wird der Personenstatus durch Dokumente, aber auch Kleidung hergestellt; weil man sich zum Flughafen bewegen, durch eine Sicherheitskontrolle gelangen und später über einen längeren Zeitraum sitzen wird, wird der Körper für diese Herausforderungen vorbereitet; weil es zu Gepäckkontrollen kommen wird, müssen die Dinge vorausschauend formiert werden.

## **Die Dekomposition der Reisenden auf dem Weg in das Flugzeug**

Die Zahl der Passagiere nimmt in den letzten Jahrzehnten stetig zu. Dennoch scheint die Flugreise nach wie vor sehr häufig als außergewöhnliches Ereignis gerahmt zu sein. Gerade in den Stunden vor der Abreise

werden oft noch viele Dinge erledigt: Freunde und Verwandte werden verabschiedet, Haustiere versorgt, Schlüssel für Häuser und Wohnungen hinterlegt und vieles mehr. Die oben dargestellten Vorbereitungen, Gewohnheiten und Rituale des Fliegens verweisen einerseits auf eine gewisse Außergewöhnlichkeit dieser Praxis im Alltag, an die der Körper und seine Dinge angepasst werden müssen. Sie verdeutlichen aber andererseits auch, dass das Setting gleichzeitig weitgehend als berechenbar erlebt wird. Ganz anders als in jenen Situationen, die das Handeln unter Unsicherheit (dazu z.B. Böhle & Wehrich 2009) stellen, scheint es hier eher um ein Handeln mit spezifischen, aber erwartbaren Herausforderungen zu gehen. Diese Herausforderungen werden jedoch in der Regel primär am Flughafen, in manchen Fällen noch beim Packen erwartet, das Antizipationsfähigkeit und Konzentration verlangt. Der Weg zum Flughafen hingegen wirkt in den meisten Interviews und Logbüchern eher überraschungsarm. In vielen Logbüchern wird er gar nicht oder nur sehr kurz erwähnt, interessanterweise auch nicht die Belastungen des Körpers, etwa das Schleppen von Gepäckstücken.

Dabei ist auch dieser Weg nur selten völlig unkompliziert. Die Reisenden und ihre Gepäckstücke müssen normalerweise mindestens eine Stunde vor Abflug am Flughafen eintreffen. Flughäfen sind meistens außerhalb der Stadt, sodass sie einen weiteren Weg erfordern, der leicht kostspielig werden kann. Die Reisevorbereitung beinhaltet deshalb oft auch ausgeprägte Überlegungen oder ein bereits vorhandenes kognitives Wissen über den Transport zum Flughafen. Dazu zählt herauszufinden, wo man günstig parken kann oder wie man mit möglichst wenig Umstiegen mit öffentlichen Verkehrsmitteln hinkommen kann.

Der Weg zum Flughafen besteht aus einer ganzen Kette von Mobilitätsformen, in einer sehr kurzen Form z.B.: Fußweg zum Auto, die Autofahrt zum Flughafen und dort den Fußweg zum Terminal. Mit öffentlichen Verkehrsmitteln wird diese Kette oft länger. Man geht etwa zu Fuß zum Bus, fährt nach der Busfahrt noch mit der Bahn zum Flughafen und dort wieder zu Fuß zum Terminal. Diese Aneinanderreihung von Mobilitätsformen bringt ein geschicktes Arrangieren von Körpern und Dingen mit sich, weil der Wechsel zwischen verschiedenen Verkehrsmitteln eine durchaus komplexe, keineswegs nur zeitliche Taktung von Körper-Gepäck-Assemblage und Maschine erfordert. Vielmehr passt sich die Assemblage beim Umsteigen nicht nur wechselnden Bedingungen, sondern auch dem Wechsel von Bedingungen an. Sie muss sich etwa vorübergehend de-komponieren und auf Kofferräume, Ablageflächen und Sitzplätze verteilen. Kurz vor dem Aussteigen werden die abgelegten Dinge wieder versammelt und in Position zum Aussteigen und zu eventuell Mitreisenden gebracht werden. Dafür müssen Gespräche und andere

Interaktionen zum richtigen Zeitpunkt unterbrochen werden um sicherzustellen, dass alle das Verkehrsmittel zum richtigen Zeitpunkt verlassen, sich außerhalb neu formieren, eventuell verwahrte Gepäckstücke holen und sich zum nächsten Verkehrsmittel oder zu einem anderen Ziel aufmachen. Gerade beim Ankommen an größeren Flughäfen entstehen zudem oft ernsthafte Koordinationsaufgaben, wenn viele Reisende gleichzeitig aussteigen und sich dann auf den vorhandenen Platz sortieren, der vor und nach den Ausgängen oft eng wird.

Die Komplexität dieser Anpassungstätigkeit wird vor allem dann deutlich, wenn sie misslingt, wenn etwa kurzfristige oder dauerhafte Einschränkungen der körperlichen Beweglichkeit die Nutzung von Verkehrsmitteln erschweren oder verhindern, oder wenn mitgeführte Artefakte wie sperriges Gepäck oder ein Kinderwagen Probleme verursachen. Gerade hier verändern sich die Assemblagen häufig, Rucksäcke werden vom Rücken genommen, Rollkoffer vor statt hinter dem Körper positioniert, Kinder auf den Arm genommen, damit sie in der Menge nicht verloren gehen, etc. Der Weg zum Flughafen erfordert also das Bilden einer mobilen und gleichzeitig in sich flexiblen Formation von Körpern und Dingen. In der Selbst- und Fremdwahrnehmung werden die Dinge, manchmal aber auch mitreisende Kinder zu Teilen des Körpers. Sie werden „mittransportiert“ und bringen so einen beladenen, mobilen Körper hervor, der quasi als Vehikel funktioniert.

Das dafür notwendige praktische Wissen schließt in der Regel gut an die sonst gängige Form des Umgangs mit öffentlichen und privaten Verkehrsmitteln an, denn die Infrastruktur von Bahnen und Flugzeugen ist unübersehbar in Städte und Gemeinden und damit in die alltägliche Mobilität eingeflochten (dazu z.B. Cidell 2012; McNeill 2009). Der Weg zum Flughafen scheint wohl auch deshalb nur im Ausnahmefall der Beschreibung wert. So hält sich auch die im vorigen Abschnitt bereits zitierte Wissenschaftlerin an dieser Stelle im Logbuch sehr kurz. Ihr Plan, den Weg zum Flughafen im Grunde ihrem Körper und den Dingen zu überlassen, scheint aufzugehen. Erst beim Ankommen entsteht Unwohlsein. Sie schreibt über diesen Weg:

„Tatsächlich bewege ich mich am nächsten Tag im Halbschlaf in den ICE, dort angekommen schlafe ich bis kurz vor dem Flughafen, wo ich um 6:40 ankomme. Ich fühle mich höllisch unbequem, wie eine Presswurst, weil ich mich aus Schwanger Über-Ängstlichkeit (und wegen meiner Gerinnungsstörung) in eine Kompressionsstrumpfhose gequetscht habe. Gottseidank habe ich, davon abgesehen, keine Symptome – außer dass ich ca. alle 90 Min auf die Toilette muss. So auch am Flughafenbahnhof. Sehr zufrieden stelle ich fest, dass der Flughafen auf alle Eventualitäten eingestellt ist und mich direkt oberhalb der ersten Rolltreppe eine Toilette erwartet.“

Hier wird zunächst umgesetzt, was antizipiert wurde: Der Körper gewährleistet die Mobilität der Person, die im Grunde einfach mit-transportiert wird. Statt ihr wird hier der Körper zum Navigator, – müde wie er ist – bewegt er sich mit allen Dingen zum Flughafen. Kognitive Beiträge können in diesem Fall relativ gering ausfallen, weil der Weg bekannt ist und sich die Flugreise in ein Netz alltäglicher Mobilität einschreibt. (Protokolle über den Weg zum Flughafen in einer unbekanntem Stadt lesen sich an dieser Stelle anders. Sie betonen häufig die Aufmerksamkeit und die Spannung, die sowohl die Planung der Anfahrt als auch der Weg selbst erfordern.)

Beim Ankommen am Flughafen aber endet die Erfolgs-Story zum ersten Mal. Der Körper macht auf unterschiedliche Weise auf sich aufmerksam, oder besser, er wird auffällig und erinnert die Protokollantin an einen neuen körperlichen Zustand, der bis dahin im Logbuch nicht präsent war: die seit kurzem bestehende Schwangerschaft. Zumindest für das zweite Problem hat der Flughafen vorgesorgt. Es gibt in kurzen Abständen Toiletten, sodass man im Grunde nie zurücklaufen muss, sondern immer im Vorwärtsgehen eine Toilette finden wird. Auch das trägt dazu bei, den Passagierfluss in eine Richtung zu kanalisieren und so noch kollisionsfreier zu gestalten, als er ohnehin schon läuft. Umgekehrt scheint der, der Schwangerschaft zugeschriebene Harndrang die Erinnerung an die vielen Toiletten an Flughäfen zu triggern. Nicht nur der Körper, auch die materielle Umgebung wird vor diesem Hintergrund neu wahrgenommen, der „neue“ Körper ordnet den Flughafen und seine Materialität nach eigenen Kriterien.

Dass der Weg zum Flughafen in den Logbüchern und Interviews oft wenig Gewicht hat, könnte auch daran liegen, dass der Weg innerhalb des Flughafens (zumeist) weniger alltäglich und wesentlich störungsanfälliger ist. Er stellt einen besonders komplexen und aufwändigen Fall des Umsteigens dar, der vergleichsweise lange Fußwege mit sich bringt und auch sonst einer Aneinanderreihung von Aufgaben gleicht. Zunächst muss an größeren Flughäfen das richtige Terminal gefunden werden, eventuell ein Schiebewagen für das Gepäck, dann der richtige Schalter für den Check-In. Die technischen Neuerungen der letzten Jahre haben den Check-In der Personen inzwischen größtenteils auf Maschinen verlegt, sodass man entweder im Vorfeld oder vor Ort ein Ticket ausdruckt oder es elektronisch auf einem Mobiltelefon oder Tablet mitbringt. Fluggepäck, wenn vorhanden, wird bei einem Schalter oder einer Maschine abgegeben und geht so seinen eigenen Weg, mit eigenen Chancen für Pannen (Potthast 2007). Die Körper-Ding-Assemblage wird an dieser Stelle (wieder) neu formiert. Daran anschließend geht es zur Sicherheitskontrolle, von dort häufig durch eine Konsumzone zum Gate, wo man auf das

Boarding wartet. Dieser Teil der Reise gleicht einem stop and go, weil man immer wieder ansteht, bevor man durchsucht oder kontrolliert wird und danach den Weg fortsetzen kann. Zudem können an allen Stationen Probleme auftauchen. Der Weg am Flughafen zum Flugzeug hinterlässt deshalb oft eher bleibende Eindrücke als die Fahrt zum Flughafen.

Die besondere Eindrücklichkeit dieses Teils der Reise zeigt sich nicht nur in den Interviews und Logbüchern, sondern auch in der soziologischen und kulturgeografischen Literatur zu „Aeromobilities“. Knox et al. (2008) etwa greifen Castells (1996) Konzept des „Space of Flows“ auf und beschreiben, wie dieser am Flughafen mittels verschiedener Ordnungsmaßnahmen immer wieder gestört wird. Ein besonders prominentes und gut untersuchtes Phänomen ist (vor allem seit 9/11) die Sicherheitskontrolle, im Zuge derer Körpern und Dingen besondere Aufmerksamkeit gewidmet wird. So beschreiben Kruger et al. (2008) wie Personen mittels biometrischer Verfahren bezüglich ihres Risikopotenzials eingeschätzt werden und damit ständig unter Druck stehen, beweisen zu müssen, dass sie kein Sicherheitsrisiko darstellen. Dabei behandeln, wie Adey (2002) zeigt, gerade Authentifizierungs- und Identifizierungssysteme die Körper der Passagiere als ‚Texte‘, deren gemessene, beobachtete und gespeicherte Informationen für die Feststellung ihrer wahren Identität genutzt werden sollen, wobei multiple Formen der Sinneswahrnehmung zum Einsatz kommen (Potthast 2011). Einige Studien widmen sich der (von Foucault inspirierten) Frage, wie Körper zum Ziel von Macht, Disziplinierung und Kontrolle werden (z.B. Adey 2008; Salter 2006, 2007). Die Dramatik der Kontrollpraxis wird deutlich, wenn man sich das an Flughäfen vorherrschende Verbot von Witzen über Bomben (Martin 2010) oder die ungewöhnlichen Schwierigkeiten von empirischer Forschung über dieses Phänomen (Pütz 2012) vor Augen hält.

Diese Studien haben verschiedene, wichtige Aspekte der Flugreise beleuchtet, aber auch sie bringen entweder Körper oder Dinge in den Blick, kaum aber ihr Zusammenspiel. So beschäftigen sich Beiträge über Passkontrollen mit Personen und ihren Körpern, und Arbeiten zur Sicherheitskontrolle damit, wie mit Personen und ihren Dingen bzw. mit technischen Apparaturen umgegangen wird. Der Blick auf die Praxis der Kontrollen zeigt aber, dass auch hier Körper-Ding-Formationen relevant werden, die sich immer wieder transformieren. Am Weg durch den Flughafen etwa lässt sich eine stückweise Dekomposition der Reisenden erkennen: Bereits beim Check-In werden sie von größeren Gepäckstücken getrennt und es entsteht eine neue, für den Passagierraum des Flugzeugs taugliche Formation, ein (zunächst potentieller) Fluggast. Die anschließende Sicherheitsschleuse macht zwar zunächst jeden Menschen zu einem potenziell gefährlichen Menschen, sie kontrolliert das jedoch,

indem sie bestimmte Körper-Ding-Formationen sucht, nämlich Körper-Waffe-Konstellationen. Viele Dinge dürfen deshalb zwar im Fluggepäck mitreisen, nicht aber im Handgepäck, wo sie jederzeit greifbar wären. Bruno Latour (2002: 213ff.) argumentiert in einem berühmten Essay, dass weder die Pistole noch der Mensch schieße, sondern ein „Hybrid-Akteur“, der gleichzeitig Mensch und Pistole in einer neuen Form hervorbringe. Dieser Hybrid-Akteur setzt jedoch einen für den Schusswaffengebrauch befähigten Körper voraus, etwa eine Hand, die eine Pistole halten und potenziell entsichern und auslösen kann. Er beruht also auf einer spezifischen Körper-Ding-Assemblage. Betrachten wir das gegenseitige Hervorbringen von Körpern und Dingen als potenziell gefährlich anhand der Beschreibungen eines Logbuches:

„Nun kann ja nichts mehr schief gehen. Denke ich, bis ich bei den Sicherheitsschleusen ankomme. Erstmal freue ich mich zwar, als ich bemerke, dass Businessclass-Ticket Besitzer in so eine Art VIP-Schlange dürfen, dann aber spüre ich mich relativ unangenehm beobachtet: Habe ich meinem behaupteten Status entsprechend alles richtig gemacht? Flüssiges&Elektronisches ausgepackt, usw? Fast fällt mir das Ipad aus der Hand, ich bin bepackt wie ein Muli. Endlich darf ich den ganzen Kram aufs Band legen und werde aufgefordert, auch mein Jackett hinzuzufügen. Ich durchlaufe die Schleuse ohne Piepen und warte auf meinen Koffer. 30 min vor Boarding. Irgendetwas stört. Ich kann meinen geröntgten Koffer auf dem Bildschirm erkennen. Das dauert alles gefühlte Ewigkeiten. Jetzt rutscht er aus dem Röntgengerät, vorneweg Jacke, Jackett und Handtasche, Ipad und Flüssigkeiten. Ich krame mich wieder zusammen. Aber der Koffer fehlt plötzlich. Er ist in einen abgeteilten Bereich geleitet worden, der – so teilt ein Schild mir mehrsprachig mit – für weiterführende Kontrollen gedacht ist. Ich trete hinzu und versuche charmant die Dinge zu beschleunigen. „Muss mein Gepäck durchsucht werden?“ „Ja leider, wir machen das stichprobenweise. Bitte öffnen Sie den Koffer.“ Ich ziehe den Reißverschluss auf, klappe den Deckel hoch und will die erste Schicht Kleidung herausnehmen. Darunter liegt nämlich ein ganzer Wust Ladekabel, Lautsprecher, etc. und ich nehme an, dass dieser Wust den Security-Menschen interessiert, aber er hat mich schon angeherrscht: „Jetzt die Hände aus dem Koffer“. Ich schrecke zurück und beobachte leicht geschockt und missbilligend, wie er mit Einweghandschuhen gerüstet, meinen Koffer auseinander nimmt. Tatsächlich landen die Kabel nun in einer extra Box und alles wird noch mal geröntgt. Neben mir wird eine Frau mit Kinderwagen auseinander genommen und ich frage mich, ob irgendwie kontra-intuitiv nach Terrorverdächtigen gefahndet wird – oder was ... Endlich darf ich weiter. 20 min vor Boarding. Bei der Ausweiskontrolle macht der Polizist doofe Bemerkungen zu meinem Passbild. Inzwischen bin ich ernsthaft genervt und muss schon wieder auf die Toilette ...“

Die Sicherheitsschleuse sucht also (1) systematisch nach bewaffneten bzw. potenziell bewaffneten Körpern, wobei auch Dinge unter Verdacht geraten können. In der beschriebenen Szene wird ein ganzer Koffer als verdächtig eingestuft. So verdächtig, dass der ihn begleitende Körper ihn zwar noch öffnen, nicht aber hinein fassen darf. Als gäbe es eine

Ansteckungsgefahr schützt sich der kontrollierende Körper mit Einweghandschuhen, vermutlich vor dem Hinterlassen von Fingerabdrücken. Erneut werden nun verdächtige und unverdächtige Dinge unterschieden. Die Kabel sind verdächtig, im Gegensatz zu den Kleidungsstücken. Gleichzeitig ist die Sicherheitsschleuse, das hebt der zitierte Ausschnitt zunächst hervor, (2) auch eine Gelegenheit für soziale Distinktion: Hier werden nämlich 1. und 2. Klasse-Passagiere hervorgebracht, oder mit dem inzwischen gängigen Vokabular „first-, business- und economy class“-Passagiere. So entstehen privilegierte Körper, die weniger lange anstehen müssen, weil es weniger von ihnen gibt. Dieser Vorgang kann jedoch – ganz im Sinne Bourdieus – einen eigenen Stress produzieren, wie die kleinen Zweifel der Protokollantin an ihrer Performance zeigen. Schließlich bringt die Schleuse (3) eine weitere Konstellation hervor: überfrachtete Körper. In der beschriebenen Szene entsteht ein solcher überfrachteter Körper interessanter Weise beim Versuch sich einzelner Dinge zu entledigen. Die Trennung des Körpers von den ihn begleitenden Dingen ist eine eigene Herausforderung, denn nicht immer lässt sich problemlos zerlegen, was als Formation durchaus funktioniert. Auf das Zerlegen folgt ein erneutes Zusammenfügen, das jedoch ebenfalls in verschiedener Form schief gehen kann. Hier fehlt plötzlich der Koffer, während die Protokollantin „sich wieder zusammen kramt“, und mit dieser alltagssprachlichen Formulierung wie nebenbei eine Assoziation zur These von „Praktiken der Subjektivierung“ (Alkemeyer et al. 2013; Reckwitz 2006) kreierte. Dazu fügt sich ein ganzer Ablauf an Gefühlen, von Freude über Zweifel bis zur Gereiztheit reicht der Bogen, in einer Geschichte, in die zudem ein latenter Zeitdruck eingeschrieben ist, der die Reihe zu erledigender Aufgaben begleitet: „30 Minuten vor Boarding [...] 20 Minuten vor Boarding“. Die Schilderung scheint – wie selbstverständlich – davon auszugehen, dass wir den Zeitplan der Protokollantin kennen. Als Leserin sehe ich einen Großflughafen vor mir, denn an manchen kleinen Flughäfen war ich inklusive Sicherheitskontrolle in maximal fünfzehn Minuten am Gate. Große Flughäfen sind jedoch zeitintensiv. In gewissem Sinne gibt es also auch eine Distinktion der Flughäfen: Welche beanspruchen Zeit für sich und werden so als Großflughafen, als Knotenpunkt, „hub“ hervorgebracht?

Die Schilderungen des Weges über den Flughafen lesen sich oft wie ein Abarbeiten einer Aufgabenliste. Die Körper und ihre Dinge müssen von Station zu Station bewegt werden, was an größeren Flughäfen nicht nur zeitaufwändig ist, sondern auch ein im Vergleich mit dem Stadtverkehr unüblich weitläufiges Bewegen mit sich bringt. Vor dem Einsteigen in das Flugzeug werden die Körper in der Regel noch einmal stark gebremst, sie

müssen auf das Boarding warten. Diese Wartezeit wird in unterschiedlicher Weise genutzt. Die oft großen Fenster laden dazu ein, das Geschehen am Flughafen zu beobachten (dazu ausführlich Adey 2007) und Sitzgelegenheiten zum Lesen oder Arbeiten. Es ist nicht nur der Zeitpunkt, an dem die Körper durch das Warten auf die kommende Immobilität im Flugzeug vorbereitet werden, sondern an dem die Passagiere zudem letzte eigene Vorbereitungen durchführen können. Der folgende Auszug aus einem Logbuch zeigt eine Variante davon, sich und den Körper auf den Flug einzustimmen:

„Vor dem Gate warten wieder Unmengen an Menschen. Wir verschaffen uns zu nächst einen Überblick und suchen uns dann zwei Plätze weit weg von den schreienden Kindern und hoffen, dass diese nicht in der Nähe von uns sitzen werden. Auf dem letzten Flug hatten wir vier Kinder vor uns und eine überforderte Mutter. Es sind noch 30 Minuten bis zum Check-In. Die meisten Fluggäste haben sich so platziert, dass sie sich schnell anstellen können. Es ist jedes Mal das gleiche. Jeder hat einen zugewiesenen Sitzplatz und will dennoch zuerst im Flieger sein. Das Einsteigen wird zu einem Wettrennen, was es zu gewinnen gibt, weiß ich nicht genau. In einigen Ländern ist das Einsteigen ein wenig kontrolliert und in anderen nur ein Chaos und am Ende sitzt jeder auf seinem Platz. Wir machen es uns kurz bequem. Kurz vor dem Einsteigen gehe ich auf die Toilette und ziehe mich um. Jeans wird gegen eine Trainingshose eingetauscht. Christian macht kurze Zeit später das gleiche. Dies haben wir uns im Laufe der Zeit angeeignet. So wird der Nachtflug viel angenehmer.“

Beim Boarding wird die in Kürze im Flugzeug entstehende Zwangsgemeinschaft der Passagiere ein Stück weit vorweg genommen. Nur wer diesen Flug gebucht hat, findet sich normalerweise im Boardingbereich ein. Das bietet – so das Logbuch – eine erste Gelegenheit zur Orientierung: (1) Man setzt sich hier schon weg von potenziell störenden Passagieren und ihren auffälligen Körpern. So werden potenziell störende Körper und Konstellationen (das schreiende Kind, die überforderte Mutter) wahrgenommen und als solche konstruiert. Körper werden ja nicht nur gegenüber der Infrastruktur auffällig, sondern können sich auch gegenseitig nerven. (2) Man antizipiert bereits die Strategie des Anstellens, d.h. man setzt sich möglichst nahe zum Gate, um als erster in der Schlange und im Flugzeug sein zu können, oder nutzt eine andere Distinktionschance, nämlich als routinierter Flugreisender ruhig das Ende des Anstellens abzuwarten, weil man ja ohnehin früh genug in den Flieger kommt. (3) Man antizipiert die Zeit im Flugzeug und bereitet den Körper darauf vor. Das lange Sitzen wird im kurzen Sitzen vorweg genommen, die Jogginghose soll die geringe Bewegungsfreiheit kompensieren. Die, vom davor liegenden Abarbeiten der Flughafen-Aufgabenliste gehetzten Körper werden so auch ein wenig abgekühlt. Nun stehen kaum mehr Aufregungen bevor, 'nur' mehr der Flug.

Beim Einsteigen in das Flugzeug wird die bereits vorgeordnete Passagiermenge nach wenigen Metern wieder verlangsamt. Die Eingänge in den Flieger sind normalerweise so eng, dass nur eine Person sie passieren kann, sodass auch hier eine Schlange entsteht. Das bereits vom Weg durch den Flughafen bekannte Stop-and-Go findet also eine Fortsetzung. Gleichzeitig wird diese Verengung von der Fluggesellschaft genutzt, um eine weitere Ticketkontrolle mit einer, an jeden Einzelnen adressierten, Begrüßung zu verbinden. Diese rituell anmutende Prozedur scheint mehrere Botschaften zu beinhalten: Die quasi-persönliche Begrüßung und das Platz-Anweisen vermitteln, dass die Eintretenden die Vor- und Nachteile eines Gaststatus genießen werden sowie, dass im Flugzeug geordnete Verhältnisse herrschen. Weder kann man im Bulk einsteigen, noch ohne Eintrittskarte. Und, man kann sich nicht unkontrolliert einfach irgendwohin setzen.

Hat man das Begrüßungsritual passiert, bewegt sich die Menge durch die ebenso engen Gänge weiter zu den Sitzplätzen. Auch hier kann sich der Menschenfluss bei normaler Auslastung der Maschine nur sehr langsam bewegen. Die Passagiere suchen ihre Plätze und häufig in der Nähe des Sitzplatzes eine Möglichkeit, das Handgepäck zu verstauen:

„Angekommen an unserer Reihe verstauen wir die Handgepäckkoffer über unseren Sitzen, ziehen unsere Schuhe aus, die auch dort verstaut werden und ziehen dicke Socken an. Auf unseren Sitzplätzen platziere ich mein eigenes Kissen gegen das Fenster, öffne die Tüte mit der Decke und öffne auch die Tüte mit der Decke neben mir, da wir glücklicherweise die Reihe für uns haben. Die Passagiere, die an uns vorbei laufen werden natürlich mit einem Seitenblick begutachtet. Ob man einen guten Nachtflug hat oder nicht hängt, alles von den Mitreisenden ab. [...] Als nächstes wir überprüft, ob das Entertainment-Programm schon gestartet wurde. Leider noch nicht. Wir unterhalten uns über das Einreisen und unsere Visa. Checken noch einmal, ob wir die Reisepässe an uns haben. Alles da. Das Personal begrüßt jetzt nochmal alle Gäste über die Lautsprecher und es wird ein Programm gestartet, dass im Falle eines Notfalls die Vorgehensweise erklärt und zeigt. Großes Interesse habe ich nicht daran, denn die Wahrscheinlichkeit, dass man bei einem Absturz überlebt ist fast Null, außer wenn der Pilot auf dem Wasser landet. Aber wie oft passiert das. Die Türen werden geschlossen. Das Boarding wurde abgeschlossen.“

Liest man diese Passage, so gewinnt man den Eindruck, dass nicht nur das Handgepäck verstaut wird. Vielmehr werden auch die Körper der Passagiere zunächst in das Flugzeug sortiert und später – ähnlich wie das Gepäck im Ablagefach – auf einem Sitzplatz „verstaut“. Sie werden dabei von weiteren Dingen getrennt, als Reiseformation also weiter dekomponiert. Verschiedene Accessoires erleichtern diesen Vorgang: Vorausschauendes Buchen erhöht die Chance auf etwas mehr Platz als einem zustehen würde, Decken und Kissen polstern den Körper, der unter

Umständen schon zuvor in bequeme Kleidung gepackt worden war. Der (hier nicht erwähnte), normalerweise während des gesamten Flugs anzulegende, Sicherheitsgurt schnallt den Körper in den ohnehin relativ engen Sitzreihen fest. Die Körper der Passagiere verlieren die eigene Bewegungsfähigkeit und verschmelzen gleichzeitig mit dem Vehikel zu einer mobilen Einheit, die sich durch die Luft bewegen kann.

Was mit einer materiellen Bindung der Körper beginnt, wird mit der Bündelung der Aufmerksamkeit der Personen fortgesetzt: Die Sicherheitseinweisung vermittelt einen gewissen Ernst in dieser Situation, das Unterhaltungsprogramm lenkt von dem Mangel an Beschäftigung ab. Was das Unterhaltungsprogramm zunächst nicht leistet, wird durch Selbst-Beschäftigungspraktiken ersetzt, etwa das Beobachten anderer Passagiere oder Lesen.

Der Weg zum Flugzeug erfordert also mobile Körper-Ding-Formationen, die auch in der internen Zusammensetzung flexibel sind. Während zumindest die unteren Kleidungsschichten relativ stabil am Körper bleiben, werden äußere Kleidungsschichten, Dokumente und Gepäck mit dem Körper transportiert, können aber bei Bedarf abgelegt oder umorganisiert werden. Beim Check-In trennt sich ein Teil des Gepäcks von der vorhandenen Formation, wodurch eine neue, an das Flugzeug adaptierte Version hervorgebracht wird, die sich durch den Flughafen zum Flugzeug bewegt. Diese wird immer wieder transformiert und dabei sukzessive von begleitenden Dingen getrennt: zunächst vom Fluggepäck, während der Sicherheitskontrolle eventuell von Getränken und anderen untersagten Gegenständen, im Flugzeug schließlich vom Handgepäck. Der Reisende wird sukzessive zu einem Fluggast und damit zu einem im Flugzeug transportablen, immobilen Körper.

## **Die totale Situation: Immobiler Körper im Flugzeug**

Im ausklingenden 18. Jahrhundert galt manchen Menschen schon die damals verfügbare Kutsche als ein Käfig, der dem selbstbestimmten Gehen in der freien Natur (in unattraktiver Form) entgegenstand. Ebenso war die Anfang des 19. Jahrhunderts aufkommende Eisenbahn vielen Zeitgenossen suspekt. Wie hätten sie sich wohl in einem Verkehrs-Flugzeug des 21. Jahrhunderts gefühlt, im Innenraum einer Maschine, die Passagiere durch die Luft transportiert? Ganz anders als am Flughafen, der eine Stop-and-Go Bewegung erfordert, mobile Körper-Ding-Formationen, die ihren Weg durch verschiedene Kontrollen hindurch zum Flugzeug im Großen und Ganzen selbständig zurücklegen, werden Körper wie

Dinge im Flugzeug stillgestellt. Eine ganze Infrastruktur bringt auf verschiedenen Wegen die hier ausdrücklich erwünschten „immobilen Körper“<sup>2</sup> hervor: Die materielle Konstruktion von Flugzeugen umfasst enge Sitzreihen, die das Bewegen der Körper weitgehend einschränkt. Gehen geschieht hier nur im Ausnahmefall und ist auf die „sicheren“ Flugphasen beschränkt. Diese räumliche Gestaltung wird von der emotionalen Arbeit der Flugbegleiter/innen (Hochschild 2012) umgeben, die nicht nur Essen und Getränke servieren, sondern auch eine Atmosphäre von Sicherheit und Freundlichkeit herstellen sollen. Schließlich unterstützt eine sozio-kulturelle Ordnung, die ruhiges Verhalten und “civil inattention” (Goffman 1963: 84) unter Fremden propagiert, die relative Immobilität der Körper (und Dinge) im Flugzeug. Diese sozio-kulturelle Ordnung entsteht jedoch nicht von allein, sie muss von allen Beteiligten hergestellt werden. Während das Einsteigen und das mit ihm verbundene Einsortieren und „Verstauen“ der Körper in den Logbüchern durchaus präsent ist, scheint das Fliegen selbst kaum mehr der Erwähnung wert. Nur das Abheben wird in einzelnen, für mich überraschend wenigen, Beschreibungen thematisiert, etwa in folgender Form:

„Das Flugzeug bewegt sich langsam auf das Rollfeld. Manchmal habe ich auf diesen Flügen das Gefühl, dass man zum Ziel fährt und nicht fliegt, denn es dauert eine halbe Stunde zum Teil, bis der Flieger startet. Die Lichter werden bei diesem Vorgang ausgemacht und die Gäste werden darauf aufmerksam gemacht, dass sie ihr Licht, welches sich über dem Kopf befindet, nutzen können. Sitze müssen in einer aufrechten Position sein. Die Fenster müssen auf sein. Alle elektronischen Geräte müssen aus sein. Das Flugzeug beschleunigt, man wird in den Sitz gedrückt und los geht die Reise. Die meisten Passagiere haben zu diesem Zeitpunkt bereits mit einem Film angefangen, so wie wir auch.“

„Weil ein anderes Flugzeug defekt war, ist die Abfliegerei aus dem Takt, und die Maschinen stehen – buchstäblich – Schlange vor der Startbahn – ein ganz hübsches Bild eigentlich. Der Start und die Startphase ist extrem wackelig und das Flugzeug sackt zwischendurch mal ordentlich ab, so dass man es im Magen spürt. Dennoch bin ich ganz okay – wahrscheinlich hat mich die Warterei mürbe gemacht. Mein Mann macht Witze, während die Piloten sich per Durchsage forsch und schnittig vorstellen: man könnte doch auch schöne Urlaubsfotos der Piloten und ihrer Familien projizieren, damit die Fluggäste beruhigt sind und keine Sorge haben, einer von ihnen – den

2 Die Disability Studies haben darauf hingewiesen, dass der Mobilitätsimperativ moderner Industriegesellschaften „immobile“ Körper diskursiv und materiell als defizitäre Körper hervorbringe (Imrie 2000). Interessanterweise produzieren gerade hypermobile Praktiken wie Fliegen oder Formel 1-Fahren zwar stark beschleunigte, aber gerade dafür temporär stark eingeschränkte, im Grunde vorübergehend immobile Körper.

Piloten – könnte suizidal sein. Wir kommen gut in XX an ...“<sup>3</sup>

Das Abheben des Flugzeugs scheint ein letztes aufregendes Ereignis zu sein, vielleicht weil es leibliche Wahrnehmungen produziert. Noch einmal ist der festgeschnallte Körper als solcher zu spüren, obwohl er eigentlich schon mit dem Vehikel verschmolzen ist.

Im Flugzeug entsteht währenddessen ein vorübergehendes, für die Zeit des Fluges nicht aufhebbares Zusammensein, gewissermaßen eine „totale Situation“, der man nicht vollständig entkommen, sondern sich nur durch Mediengenuss oder Einschlafen temporär entziehen kann. Selbst den Sitznachbarn kann man während eines Fluges nur schwer tauschen, keinesfalls aber kann man einfach aufstehen und fortgehen. Die Körper sind für die Zeit des Fluges „geparkt“. Diese spezifische Form von Sozialität brachte der Pilot auf einem meiner Flüge ironisch auf den Punkt, als er die Durchsage der Außentemperatur (weit unter Null) mit „So I'd suggest, you stay inside the plane“ kommentierte. Statt der materiellen Abgeschlossenheit des Vehikels schob er, für die Zwecke einer Scherzkommunikation, die Außentemperaturen als Grund für die soziale Situation vor. Ganz anders als die Piloten im Cockpit, die sich – ständig mit Außeninformationen versorgt – in einer „synthetischen Situation“ befinden (Knorr Cetina 2009: 80), sind die Passagiere zudem in einer für das heutige Alltagsleben ungewöhnlich kommunikationstechnikarmen Umgebung: Elektronische Geräte müssen ausgeschaltet oder in den „Flugmodus“ gebracht werden, Funkverbindungen sind untersagt.<sup>4</sup> Außenverbindung entsteht nur in konservierter Form: Filme, CD's, Bücher, etc. Direkte Kommunikation ist auf Mitreisende und Flugbegleiter beschränkt, und damit größtenteils auf Unbekannte, mit denen man jedoch unentrinnbar Zeit und Ort teilt.

Die „totale Situation“ wird durch die bereits erwähnte Transformation der Körper in immobile, mehr noch: unauffällige Körper sozial entschärft. Einmal geparkt werden ihre Grundbedürfnisse – Essen, Trinken, Schlafen – bedient und die unterversorgten Sinne mit Unterhaltungsprogrammen beschäftigt. So sind sie in der Regel diszipliniert unauffällig und die Situation bleibt ruhig. In den Logbüchern tauchen, wie erwähnt, kaum flugspezifische Beschreibungen dieser Zeitspanne auf. Vielmehr könnten, die zumeist sehr kurz gehaltenen, Darstellungen auch aus anderen Verkehrsmitteln stammen, spiegelten sie nicht die Unentrinnbarkeit der Situation

3 Kurz vor diesem Flug war ein Flugzeug auf dem Weg von Spanien nach Deutschland abgestürzt. Als Absturzursache gilt der vorsätzliche Selbstmord eines der beiden Piloten, der auf diesem Weg das gesamte Flugzeug mit in den Tod riss.

4 In manchen Flügen bestehen allerdings inzwischen W-Lan-Verbindungen, sodass dieser Aspekt vermutlich bald zur Vergangenheit zählen wird.

und die geringen Bewegungsmöglichkeiten (zum Teil implizit) wider. Sie beschäftigen sich vor allem mit dem Erfolg oder Misserfolg des Zeitvertreibs:

„Spent a lot of time watching movies and trying to catch sleep. Lufthansa failed to cater my vegetarian request but luckily they had vegetarian options on each meal. Which was just average. Flight left delayed but the pilot managed to arrive on-time after 10:20 mins. In flight entertainment is good. There isn't a working WiFi on the plane. My traveling partner's system didn't work properly. The seats on this new plane are thin and not comfortable at all.“

„Der Flug ist lang und langweilig. Der Monitor vor mir funktioniert nicht, darum kann ich keinen Film gucken und auch kein Radioprogramm einstellen. Ich lese Krimi, häkle an einem Teddybären herum, schlafe ein Stündchen und freue mich darüber, dass die Fluglinie zu ganz perfekten Zeiten Snacks, Drinks, Mahlzeiten, Verkäufe, usw. einstreut, um die Zeit in kleine Häppchen zu zerteilen. Meine frequenten Toilettenbesuche halten mich auf Trab. Noch nicht mal ängstlich muss ich sein, denn es passieren keine Turbulenzen, alles ist super ruhig. Aus dem Fenster raus sieht man nichts obwohl wir durch den Tag fliegen: Der komplette Atlantik liegt unter einem dicken Wolkenmantel. Erst etwa zwei Stunden vor unserer Landung, es beginnt langsam – sehr langsam zu dämmern – sieht man unter uns ... Pakeis! Ich traue meinen Augen nicht, weil ich keinen Schimmer hatte, dass wir so nördlich fliegen. Es ist anscheinend der südliche Rand von Neufundland, den wir passieren. Sogar unsere Mahlzeit – um das noch einzustreuen – die wir so gegen 19h heimischer, 13h New Yorker Zeit erhalten, schmeckt richtig gut - und wir werden zuerst bedient, weil wir vegetarisches Essen bestellt hatten. Alles in allem – ein sehr schönes Flugerlebnis.“

Die Flugskizzen deuten an, dass die Zeit im Flugzeug zwar vielleicht als spannend oder langweilig erlebt wird und, dass die Körper in ein bewegungsarmes Settings eingepasst werden, dass die Körper in dieser Zeit aber trotzdem nicht völlig untätig sind. Robert Schmidt (2006, 2008) macht im Zuge einer ethnografischen Studie über die Tätigkeit des Programmierens deutlich, dass auch scheinbar körperlose, vornehmlich geistige Tätigkeiten durch körperliche Praktiken vollzogen werden. In ähnlicher Form sind die Körper während des Fluges zwar in einem bewegungsarmen, nicht aber völlig passiven Zustand. Schauen, lesen, essen, schlafen sind Tätigkeiten, die durch kompetente Körper und ihren Gebrauch von Dingen vollzogen werden; sie sind geografisch und historisch variable, kollektiv geformte Kulturtechniken, wie sozialhistorische Studien etwa des Lesens und des Schlafens zeigen (z.B. Bickenbach 1999; Crook 2008). Diese Tätigkeiten erfordern ein spezifisches implizites Wissen, das das Aufrechterhalten einer hohen äußeren Immobilität des Körpers erfordert, der sich mit den gegebenen Verhältnissen des Settings arrangiert. Es ist also nicht nur die Maschine, die sich über enge Sitzrei-

hen und verordnete Sicherheitsgurte die Körper gewissermaßen einverleibt; vielmehr können die Körper diese Zeit auch für eine eigene Produktivität nutzen. Und so kann gerade die von der Außenwelt gegebene Unerreichbarkeit einen besonderen Reiz des Fliegens ausmachen, wie ein Logbuch festhält:

„Ehrlich gesagt ist das wirklich Schöne am Fliegen die Tatsache, dass man nicht erreichbar ist. Und man kann es nicht ändern. Meine Studenten haben mir eine mail 5min vor Abflug geschickt und leider musste ich ihnen sagen, dass sie es ohne mich schaffen müssen, da ich erst wieder 36 Stunden später Internet haben werde. Oh wie schade. Ja, die Reise über Dubai kostet uns mehr Zeit, aber irgendwie kann man einfach Musik hören, lesen und kein schlechtes Gewissen haben, dass man nicht wirklich produktiv ist. Man sitzt halt fest. Auszeit. Schade finde ich es, dass einige Airlines jetzt on board internet einführen, damit die Geschäftsleute auch wirklich immer erreichbar sind. Damit geht etwas verloren.“

Die (Mikro-)Tätigkeit der Körper umfasst allerdings nicht nur – im Sinne des Fluges – produktive Momente. Obwohl die Körper durch die Infrastruktur der Fluggesellschaft und die Interaktionsordnung größtenteils dazu angeregt werden, die Ordnung an Board aufrecht zu erhalten, machen sie sich – anders als Dinge – immer wieder auch auf störende Weise bemerkbar und konterkarieren so den um sie herum betriebenen Aufwand. Sie entwickeln diverse Ängste oder haben, wie erwähnt, Schwierigkeiten unter den gegebenen Bedingungen Schlaf zu finden. Zwei Auszüge aus Logbüchern verdeutlichen solche Momente, in denen der Versuch, mit hohem Aufwand einen möglichst störungsfreien Transport von Körpern herzustellen, zumindest partiell erfolglos bleibt:

„Trotz zahlreicher Langstreckenflügen jedes Jahr werde ich dieses eigenartige Gefühl nicht los: Immer wenn ich versuche einzuschlafen lausche ich dem Geräusch der Turbinen – immer in der Angst, dass es gleich ganz still werden könnte. Eine völlig unbegründete Angst, beruhige ich mich, denn der Prozentsatz aller Flug-Zwischenfälle bei Reiseflughöhe liegt unter 5%. Der Rest passiert bei Start und Landung. Also schlafe ich doch ein. Die Turbinen surren zuversichtlich weiter.“

Die Praxis des Fliegens ist zentral vom Artefakt des Flugzeugs gekennzeichnet. Es gibt nicht nur die Reiseform vor, sondern sorgt mit seiner engen Infrastruktur dafür, dass Körper in einen bewegungsarmen Zustand gebracht werden. In enge Reihen geschichtet, mit Gurten an die Sitze geschnallt werden sie eng mit dem Vehikel verbunden. Muss der Motorradfahrer die Maschine (mit Händen und Beinen) festhalten und mit dem eigenen Gleichgewicht lenken (Alkemeyer 2006), so müssen Körper im Flugzeug möglichst unauffällig werden. Sie schmiegen sich in

die technische Infrastruktur, werden mit Essen, Trinken und Unterhaltung versorgt und müssen jeden Gang zur Toilette aufmerksam einrichten, sodass sie im engen Gang nicht dem Servierwagen der Flugbegleiter/innen begegnen. Fast wie Dinge werden sie so im Flugzeug verstaut und doch ist ihr aktives Stillhalten ein wichtiger Beitrag zu dem Geschehen. Dieser wird vor allem dann – wie die angeführten Passagen der Logbücher zeigen – deutlich erkennbar, wenn er vorübergehend ausfällt, wenn Körper in der einen oder anderen Form auffällig werden, sich der Ordnung des Flugzeuggeschehens entziehen, weil sie Ängste oder Krankheitszustände (z.B. Übelkeiten) entwickeln oder im falschen Moment nicht einschlafen können.

Nach dem Landen wird Handgepäck aus den Fächern geholt, Mobiltelefone und andere portable Computer werden angeschaltet oder auf Normalmodus gebracht, erste Nachrichten gelesen und damit soziale Netzwerke wieder hergestellt. Beim Aussteigen aus dem Flugzeug werden die Körper in der, fast immer entstehenden, Menschenschlange langsam re-mobilisiert und auf dem Weg durch den Flughafen wieder in Bewegung gebracht. Nach eventuellen weiteren Kontrollen wird am Zielflughafen auch das Fluggepäck wieder zur Formation hinzugefügt. Die für die Flugzeit dekomponierte Körper-Ding-Formation wird stückweise re-komponiert; aus einem Fluggast wird wieder ein Reisender.

## Schluss

Körper und Dinge, beide zentrale Dimensionen der „Materialität des Sozialen“, werden bislang häufig in getrennten Diskurslinien untersucht, obwohl in empirischen Studien immer wieder auch die jeweils andere Dimension auftaucht. Diese Trennung von Diskurslinien ist deshalb schon aus einem empirischen Blickwinkel problematisch. Sie bringt aber darüber hinaus nolens volens eine Ontologisierung von Körpern und Dingen mit sich, die keine der beiden Linien beabsichtigt, mehr noch, gegen die beide (implizit) ankämpfen, indem sie die soziale Konstruktion von Körpern respektive Dingen und Menschen betonen. Eine solche implizite Ontologisierung lässt sich jedoch nur vermeiden, wenn man Körper und Dinge in *einer* Perspektive untersucht, wenn man also eine körpersoziologisch inspirierte Soziologie der Dinge und eine techniksoziologisch informierte Körpersoziologie betreibt. Dabei wird auch deutlich, wie viel Aufwand nötig ist, um das moderne Projekt der moralischen Trennung von Menschen und Dingen aufrecht zu erhalten. Wie lassen sich beide nun in einer Perspektive untersuchen? Wie „kollaborieren“ Körper und Dinge im sozialen Geschehen und wie bringen sie sich gegenseitig hervor?

Die Flugreise bietet, so habe ich dargestellt, einen empirischen Fall, an dem sich nicht nur der Beitrag von Körpern und Dingen zum Sozialen gut untersuchen lässt, sondern auch die Variation der situativ hervorgebrachten Körper-Ding-Formationen. Dabei wird auch deutlich, wie viel Aufwand erforderlich ist, um ein zentrales Bezugsproblem der Flugreise ständig zu lösen, nämlich den humanistischen Anspruch, Menschen und ihren Körpern eine spezifische Wichtigkeit zukommen zu lassen. Ihre Unversehrtheit wird über jene von Tieren oder Dingen gestellt. Dabei wird ständig eine spezifische Infrastruktur hervorgebracht, innerhalb derer verschiedene Körper-Ding-Formationen mobil gemacht und in sich transformiert werden.

Auf dem Weg zum Flughafen lässt sich eine Formation beobachten, in der man eher als eine Person einen bepackten Körper wahrnimmt, eine mobile Formation, die sich in verschiedener Gestalt zum Flugzeug bewegt. Die Dinge beinhalten die bürokratischen Spuren der Person, Pass, Ticket, Kleidung als Hülle und als Indikator für soziale Verortung. Sie werden zu Gepäck, wenn sie in gewisser Weise gruppiert und mittransportiert werden. Umgekehrt wird die Person zum Passagier, wenn sie 1. in eine bestimmte Umwelt gebracht wird und 2. bestimmte Dinge mit sich trägt. So kann sie nur zum Passagier im Flugverkehr werden, wenn sie zumindest ein Ticket mit sich trägt und sozial verträglich gekleidet ist. Meist werden aber weitere Dinge mitgenommen. Das wiederum erledigt der Körper. Er wird in dieser Konstellation zum primären Transportvehikel, das auf weitere Transportvehikel zurückgreifen kann. Diese, im Vorfeld hergestellte, Komposition aus Körpern und Dingen, ein/e Reisende/r, wird am Flughafen und beim Einsteigen in das Flugzeug stückweise dekomponiert. So entsteht sukzessive ein Fluggast.

Im Flugzeug wird insofern eine „totale Situation“ hergestellt, als Personen und ihre Körper von fast allem getrennt werden, was sie im Alltag sonst begleiten könnte. Selbst die Vernetzung über mobile Telefone und andere Computer wird (bislang) auf den meisten Flügen untersagt. Menschliche Körper werden so in einem Zustand transportiert, in dem sie selbst wenig Mobilität aufweisen, um jedoch gleichzeitig mithilfe des Flugzeugs in besonders schneller Form mobilisiert zu werden. Infrastruktur, Interaktionsordnung und kompetente Körper stellen den Transport von Körpern „wie Dingen“ sicher. Statt der eigenen körperlichen Bewegung wird eine technisch gesteigerte Mobilität erreicht, die – paradoxer Weise – für die Zeit des Fluges einen fast immobilen Körper hervorbringt. Hier wird das Flugzeug zum primären Transportvehikel, das sich beladen mit Menschen durch die Luft bewegt. Erst nach dem Landen, auf dem Weg durch den Zielflughafen, werden Körper und Gepäck sukzessive in die Ausgangsformation zurück versetzt, re-komponiert. „Flying Bodies“ sind

also in sich variable Körper-Ding-Formationen, die nur mit hohem Aufwand „flugtauglich“ werden.

## Literaturverzeichnis

- Adey, P., 2002: Secured and Sorted Mobilities: Examples from the Airport. *Surveillance & Society* 1: 500–519.
- Adey, P., 2007: 'May I have your attention': airport geographies of spectatorship, position, and (im)mobility. *Environment and Planning D: Society and Space* 25: 515 – 536.
- Adey, P., 2008: Airports, mobility and the calculative architecture of affective control. *Geoforum* 39: 438–451.
- Alkemeyer, T., 2006: Mensch-Maschinen mit zwei Rädern. (Praxis-)Soziologische Betrachtungen zur Aussöhnung von Körper, Technik und Umgebung. S. 225–246 in: G. Gebauer, S. Poser, R. Schmidt & M. Stern (Hrsg.), *Kalkuliertes Risiko: Technik, Spiel und Sport an der Grenze*. Frankfurt am Main: Campus.
- Alkemeyer, T., G. Budde & D. Freist (Hrsg.), 2013: *Selbst-Bildungen: Soziale und kulturelle Praktiken der Subjektivierung*. Bielefeld: Transcript.
- Bickenbach, M., 1999: *Von den Möglichkeiten einer >inneren< Geschichte des Lesens*. Tübingen: De Gruyter.
- Böhle, F. & M. Wehrich, 2009: *Handeln unter Unsicherheit*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Castells, M., 1996: The Space of Flows, S. 376–428 in: *The rise of the network society: The information age: Economy, society, and culture*. Oxford: Wiley-Blackwell.
- Cidell, J., 2012: Fear of a foreign railroad: transnationalism, trainspace, and (im)mobility in the Chicago suburbs. *Transactions of the Institute of British Geographers* 37: 593–608.
- Crook, T., 2008: Norms, forms and beds: Spatializing sleep in Victorian Britain. *Body & Society* 14: 15–35.
- Goffman, E., 1963: *Behavior in Public Places: Notes on the Social Organization of Gatherings*. New York: The Free Press.
- Goffman, E., 1974: Das Individuum als Einheit, S. 23-53 in: *Das Individuum im öffentlichen Austausch*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hirschauer, S., 2004: Praktiken und ihre Körper. Über materielle Partizipanden des Tuns. S. 73–91 in: K.H. Hörning & J. Reuter (Hrsg.), *Doing Culture: Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*. Bielefeld: Transcript.
- Hochschild, A.R., 2012: *The Managed Heart: Commercialization of Human Feeling, Updated with a New Preface*. Berkeley: University of California.
- Imrie, R., 2000: Disability and discourses of mobility and movement. *Environment and Planning A* 32: 1641 – 1656.
- Knorr Cetina, K., 2009: The Synthetic Situation: Interactionism for a Global World. *Symbolic Interaction* 32: 61–87.
- Knox, H., D. O'Doherty, T. Vurdubakis & C. Westrup, 2008: Enacting airports: space, movement and modes of ordering. *Organization* 15: 869–888.
- Kruger, E., S. Magnet & J. Van Loon, 2008: Biometric Revisions of the 'Body' in Airports and US Welfare Reform. *Body and Society* 14: 99–121.
- Latour, B., 1996: Das Dilemma eines Sicherheitsgurtes. S. 28–36 in: *Der Berliner Schlüssel: Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften*. Berlin: Akademie-Verlag.
- Latour, B., 2001: Eine Soziologie ohne Objekt? *Berliner Journal für Soziologie* 11: 237–252.
- Latour, B., 2002: *Die Hoffnung der Pandora: Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Law, J., 1999: After ANT: complexity, naming and topology. S. 1–14 in: J. Hassard & J. Law (Hrsg.), Actor Network Theory and After. Oxford: Blackwell Publishers.
- Martin, L.L., 2010: Bombs, bodies, and biopolitics: securitizing the subject at the airport security checkpoint. *Social & Cultural Geography* 11: 17–34.
- McNeill, D., 2009: The Airport Hotel as Business Space. *Geografiska Annaler: Series B, Human Geography* 91: 219–228.
- Potthast, J., 2007: Die Bodenhaftung der Netzwerkgesellschaft: Eine Ethnografie von Pannen an Großflughäfen. Bielefeld: transcript.
- Potthast, J., 2011: Sense and Security - A Comparative View on Access Control at Airports. *Science, Technology & Innovation Studies* 7: 87–106.
- Pütz, O., 2012: From Non-Places to Non-Events: The Airport Security Checkpoint. *Journal of Contemporary Ethnography* 41: 154–188.
- Reckwitz, A., 2006: Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne. Weilerswist: Velbrück.
- Salter, M.B., 2006: The Global Visa Regime and the Political Technologies of the International Self: Borders, Bodies, Biopolitics. *Alternatives: Global, Local, Political* 31: 167–189.
- Salter, M.B., 2007: Governmentalities of an Airport: Heterotopia and Confession. *International Political Sociology* 1: 49–66.
- Schmidt, R., 2006: „Geistige Arbeit“ als körperlicher Vollzug. Zur Perspektive einer vom Sport ausgehenden praxeologischen Sozialanalyse. S. 297–319 in: R. Gugutzer (Hrsg.), *Body turn: Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports*. Bielefeld: transcript.
- Schmidt, R., 2008: Praktiken des Programmierens. Zur Morphologie von Wissensarbeit in der Software-Entwicklung. *Zeitschrift für Soziologie* 37: 282–300.
- Shilling, C., 2005: The Rise of the Body and the Development of Sociology. *Sociology* 39: 761–767.
- Shilling, C., 2007: Sociology and the body: classical traditions and new agendas. *The Sociological Review* 55: 1–18.
- Spinney, J., 2006: A Place of Sense: a Kinaesthetic Ethnography of Cyclists on Mont Ventoux. *Environment and Planning D* 24: 709.
- Winance, M., 2006: Trying Out the Wheelchair. *Science, Technology & Human Values* 31: 52–72.

*Larissa Schindler, Kontakt: larissa.schindler[at]uni-mainz.de. Studium der Soziologie in Wien und Bilbao. Leiterin des DFG-Forschungsprojekts „Die Flugreise: Zum körperlichen Vollzug technisch beschleunigter Mobilität“ an der Universität Mainz. Forschungsschwerpunkte: Körper, Bewegung, Mobilität*

# „Wie ich zum Cyborg wurde“. Das Cochlea Implantat und die Übersetzungen des transhumanen Körpers

Markus Spöhrer

*English abstract: This article deals with recent developments in the discourse on Cochlear Implants (CI) and the appropriation of the implant as an enhancing cyborg device. The article will first consider developments in medicinal, technological and cultural histories of the CI: While medical experts originally designed the CI to “cure” deafness, some members of Deaf communities do not agree. In their perspective, deafness is not a “disability,” but a certain cultural lifestyle. Hence, forcing people to “hear” with a CI needed to be considered a threat to the culture of sign language. Apart from these discussions, self-appointed “cyborgs” such as German Enno Park consider the CI not only a way of becoming “normal,” but instead claim that the CI bears the potential of raising the human body and its sensory capacities to a posthuman level.*

Das Cochlea Implantat, abgekürzt CI, ist eine elektronisch-akustische Neuroprothese für Schwerhörige oder Gehörlose, deren Hörnerv noch intakt ist, deren Haarsinneszellen, über die der Schall an den Hörnerv weitergegeben wird, jedoch zerstört sind. Das CI ersetzt diese Haarzellen und wird im Zuge einer komplexen Operation in die Hörschnecke, die Cochlea, eingeführt. Das Implantat besteht aus 2 Komponenten: Einer externen elektrotechnischen Komponente, welche hinter dem Ohr getragen wird, bestehend aus einem Mikrofon und einem Sprachprozessor. Diese Komponente ist mittels eines Magneten mit einer zweiten, subkutanen Komponente verbunden. Daten bzw. Schall, welcher in die externe Komponente eintritt, wird prozessiert und an den internen Receiver übertragen, der dann den Hörnerv über spezifische Elektroden stimuliert.<sup>1</sup>

In politischen, medizinischen und ethischen Diskursen um das Implantat wird dieses seit seiner Entwicklung in den 1950er Jahren und der erfolgreichen Applikation und Vermarktung seit den 1980er Jahren durchaus kontrovers diskutiert: Neben den soziopolitischen und medizinischen Auffassungen, das CI sei ein normalisierungstechnisches „Wunder“,

1 Für technische und medizinische Details zum Implantat und zur Implantation siehe z.B. Zeng, F. G.; Popper, A.; Fay, R.: Cochlear Implants: Auditory Protheses and Electric Hearing. New York: Springer, 2004; Battmer, R.-D.; Todt, E.; Todt, I.: Cochlear Implant heute. Heidelberg: Springer Medizin, 2009.

das die Gehörlosigkeit heilt und vormalig exkludierten Gehörlosen „barrierefreie“ Teilhabe am sozialen Alltag ermögliche, sind die macht- und körperpolitischen Implikationen des Implantats von einigen Gehörlosen und Ethikern heftig in Kritik geraten. Während jene Entwicklungen und Diskurse in einem ersten Teil dieses Beitrags zwar zusammenfassend dargestellt werden, ist der Fokus nicht primär auf die Darstellung und Bewertung der Diskurse um „Normalisierung“ und „Behinderung“ gelegt. Ebenso wie bei anderen neuromedizinischen oder pharmakologischen Technologien – man denke z.B. an die Kritik an Oskar Pistorius' Leistungen<sup>2</sup> bei den Paralympics oder an die Diskurse um Ritalin-Missbrauch<sup>3</sup> – verschiebt sich im CI-Zusammenhang die Perspektive von der rein therapeutischen Funktion hin zur möglichen Steigerung der perzeptiven Fähigkeiten der Implantierten. Gerade hier lassen sich neue CI-Körperpraktiken und Identitätskonstruktionen erkennen, die die ethisch-medizinische Kontroverse hinter sich lassen: Neben den vielen Arbeiten, die die Grenzen zwischen Therapie und Enhancement zu bedenken geben<sup>4</sup>, diskutieren selbsternannte Cyborgs (oder: „CI-Borgs“), wie etwa der CI-Träger Enno Park, einer Machbarkeitsphilosophie folgend einen transhumanistischen Möglichkeitsraum, den das CI als technische Erweiterung des menschlichen Körpers ermögliche. In einem zweiten Abschnitt widme ich mich daher der Beschreibung jener „transhumanistischen“ Körperpraktiken, im Zuge derer das CI mobilisiert wird und mit seinem Träger in eine wechselseitige Beziehung tritt: Mit der Betonung von hybrider Körperlichkeit positioniert sich der Programmierer und „Body Hacker“ Enno Park bewusst abseits der Opposition von Behinderung und Normalität. Auf diese Weise lässt sich, wie bereits von Donna Haraway vorgeschlagen, über das Konzept des Cyborgs als Hybridwesen bzw. als komplexes System aus biologischen und technischen Komponenten, eine positive Alternative zur Zuschreibung von „defizitären“ Identitätskonzepten praktizieren.<sup>5</sup> Das CI ist hier nicht nur ein technisches Gerät, welches im besten Falle dem „defizitären“ Körper hinzugefügt wird, diesen vervollständigt

2 Vgl. z.B. Burkett, Brendan; McNamee, Mike; Potthast, Mike: „Shifting Boundaries in Sports Technology and Disability: Equal Rights or Unfair Advantage in the Case of Oscar Pistorius?“ In: *Disability & Society*, 26(5), 2011, S. 643-654; Camporesi, Sivia: „Oscar Pistorius, Enhancement, and Post-Humans“. In: *J Med Ethics*, 34, 2008, S. 639;

3 Vgl. z.B. Eckhardt, A. et al.: *Human Enhancement*. Zürich: VDF, 2011; Greely, H.: „Towards Responsible Use of Cognitive-Enhancing Drugs by the Healthy“. In: *Nature*, 456(7223), 2008, S. 702-705.

4 Z.B. Vielhöfer, W.; Wehling, P. (Hrsg.): *Entgrenzung der Medizin: Von der Heilkunst zur Verbesserung des Menschen?* Bielefeld: transcript, 2011.

5 Vgl. Kafer, A.: *Feminist, Queer, Crip*. Bloomington, IN: Indiana UP, 2013, S. 105; Cherney, J.: „Deaf Culture and the Cochlear Implant Debate: Cyborg Politics and the Identity of People with Disabilities“. In: *Argumentation and Advocacy*, 36, 1999, S. 22-34, hier: S. 23.

und somit „normalisiert“. Vielmehr stellt die Verknüpfung von Körper und Technik die Ermöglichungsbedingung einer symbiotischen Beziehung zwischen Mensch und Technik dar, die letztendlich diese Kategorien überwinden lässt oder zumindest die Möglichkeit zur stetigen Aushandlung zulässt.<sup>6</sup>

In diesem Beitrag sollen diese Symbiosepraktiken am Fallbeispiel Enno Park beschrieben werden. Zunächst werden die technischen, medizinischen sowie soziokulturellen Entwicklungen und Kontroversen um das CI historisch eingebettet. Darauf folgt eine Darstellung des „Cyborgs“ Enno Park. Untersuchungsmaterial stellen dabei vor allem seine (auto)medialen Produktionen<sup>7</sup> und Inszenierungspraktiken dar, sprich seine Internetpräsenz sowie Interviews. Abschließend werden ausblickhaft die theoretischen Konsequenzen, die aus einer solchen „Cyborgisierung“ erwachsen, mithilfe der Akteur-Netzwerk-Theorie formuliert: Körper und technisches Device übersetzen sich wechselseitig in ein Akteur-Netzwerk, über welches sich spezifische (populäre) Cyborg- und Enhancement-Diskurse mobilisieren und verknüpfen und gleichermaßen bestimmte Menschlichkeits- und Körperkonstruktionen reziprok (ko-)produzieren lassen. Diese Perspektive kann zum einen der additiven Logik der Prothese als Erweiterung eines defizitären Körpers eine Alternative bieten und damit zum anderen die Technik-Körper-Grenze als relational bestimmbar begreifen.

## **I. Technik- und Kulturgeschichte des Cochlea Implantats: Zwischen „medizinischem Wunder“ und „kulturellem Massenmord“**

Technik- und kulturhistorisch wird die Entwicklung des CIs bereits bei frühen elektrophysiologischen Versuchen angesetzt. Als Vorläufer des CIs werden im Besonderen die sensorischen Experimente Alessandro Voltas um 1800 angeführt, welcher „die Gehörgänge mit Kochsalzlösung gefüllt“

6 Vgl. Christie, E.; Bloustien, G.: „I-Cyborg: Disability, Affect, and Public Pedagogy“. In: Hickey-Moody, A.; Crowley, V. (Hrsg.): *Disability Matters: Pedagogy, Media, and Affect*. London; New York: Routledge, 2012, S. 80-95, hier: S. 83.

7 Der Begriff der Automedialität bezeichnet die kulturell und medial geprägte Praxis der Subjektivierung. Selbstzeugnisse wie Autobiographien sind daher keine bloßen „Niederschriften“ eines gegebenen „Selbst“, sondern am Prozess der Subjektivierung maßgebend beteiligt. Vgl. Dünner, J.; Moser, C.: „Allgemeine Einleitung. Automedialität“. In: Dünne, J.; Moser, C. (Hrsg.): *Automedialität: Subjektconstitution in Schrift, Bild und den neuen Medien*. München: Fink, 2008, S. 7-18. Vgl. auch Ochsner, B.; Stock, R.: „Das Hören des Cochlea Implantats“. In: *Historische Anthropologie. Kultur, Gesellschaft, Alltag*. Thema: Sound. 3, 2014, S. 208-225, hier: S. 409.

und „über zwei Elektroden aus einer selbstentwickelten Batterie eine Spannung angelegt“<sup>8</sup> habe, mit dem Ziel, ein „elektrisches Hören auszulösen“.<sup>9</sup> Diese Versuche, die Volta zunächst an sich als „normal Hörendem“ durchgeführt hatte, wurden bald auch an gehörlosen Versuchspersonen wiederholt, in der Hoffnung, den Hörnerv elektrisch „anregen“ zu können und konsequenterweise die Hörfähigkeit von hörbeeinträchtigten Patienten zu steigern.<sup>10</sup> Während Volta der Frage nachging, ob es möglich ist elektrisch zu hören, intendierten nachfolgende Wissenschaftler, „Quacksalber“<sup>11</sup> und Gehörlosenlehrer ihren Versuchspersonen und Schülern mit Voltas Elektrostimulation zu einem *Wiederhören* zu verhelfen<sup>12</sup> - in einigen Fällen wurde sogar das (unhaltbare) Versprechen gemacht, durch elektrotherapeutische Maßnahmen die Gehörlosigkeit vollständig zu heilen.<sup>13</sup> In der Geschichte der bis ins 20. Jahrhundert weitergeführten Studien zur medizinischen Einsetzbarkeit elektrischer Stimulation, die die Erfindung des CIs maßgeblich beeinflusste, spielen u.a. Glen Wever und Charles Brays Untersuchungen zu den elektrischen Innenohrpotentialen bzw. der cochleären Mikrofonpotentiale eine entscheidende Rolle. Deren Entdeckung, dass der Hörnerv über das Potenzial verfüge, die akustischen Reize zu übertragen, war zwar prinzipiell eine Fehlinterpretation ihres Katzenexperiments - zwei Jahre später wurde bewiesen, dass es das Potenzial der Cochlea-Haarzellen ist -, dennoch inspirierten ihre Erkenntnisse die Forschung auf diesem Gebiet.<sup>14</sup> Als Pionierleistungen werden weiterhin in der Forschungsliteratur zur Geschichte des CIs die Forschungen von Hallowell Davis an der Harvard Medical School in den 1930er Jahren aufgeführt<sup>15</sup>, die Innenohrimplantationsexperimente des französischen Otolaryngologen André Djourno und des Elektrophysiologen Charles Eyriès im Jahre 1957<sup>16</sup> sowie die Implantationsversuche und die stetige Weiterentwicklung durch amerikanische, französische und

8 Ochsner / Stock, 2014, S. 409.

9 Lehnhardt, T. : „Entwicklungen des Cochlea Implantats und das Cochlea-Implantat-Projekt in Hannover“. In: Lenarz, E. (Hrsg.): Cochlea-Implantat: Ein praktischer Leitfaden für die Versorgung von Kindern und Erwachsenen. Berlin u.a.: Springer, 1998, S. 1-8, hier: S. 1.

10 Lehnhardt, 1998, S. 1.

11 Shah, S.; Chung, J.; Jackler, R.: „Lodestones, Quackery, and Science: Electrical Stimulation of the Ear before Cochlear Implants“. In: The American Journal of Otology. 18(5), 1997, S. 665-670.

12 Lehnhardt, 1998, S. 1.

13 Shah / Chung / Jackler, 1997, S. 667-668.

14 Hellbrück, J.; Ellermeier, W.: Hören: Physiologie, Psychologie und Pathologie. Göttingen: Hogrefe-Verlag, 2004, S. 42.

15 Ochsner / Stock, 2014, S. 408.

16 Z.B. Eisen, Marc: History of the Cochlear Implant“. In: Waltzman, Susan; Roland, Thomas (Hrsg.): Cochlear Implants. New York: Thieme, 2006, S. 1-10.

australische Otologen wie z.B. William House und James Doyle (USA), die erstmals ein Ein-Kanal-Implantat implantierten.<sup>17</sup> 1978 wurde dem Patienten Rod Saunders das erste Mehr-Kanal-Implantat der Medizingeschichte von einem australischen Mediziner-Team implantiert.<sup>18</sup> In den 1980er Jahren wurden schließlich breite klinische Studien zur Cochlea-Implantation bei Kindern und Erwachsenen durchgeführt<sup>19</sup> und ab den 1990er Jahren wird von einer „cochlear implant revolution“ gesprochen, was auf die zahlreichen erfolgreichen Implantationen und mitunter auch auf den medizinischen bzw. kommerziellen Erfolg des „bionischen Ohrs“ zurückzuführen ist:<sup>20</sup> Ab dem Jahre 2000 sind 35.000 CI-Träger weltweit zu verzeichnen, mittlerweile handelt es sich laut einer Studie der Deutschen Cochlea Implantat Gesellschaft e.V. weltweit um 300.000 mit CIs versorgte Patienten.<sup>21</sup> Die medizintechnische CI-Forschung, die stetige technische Steigerung (z.B. die Erweiterung der Kanäle des Implantats), Fortschritte in der Hör- und Sprachpädagogik mit CI und damit einhergehend der medizinische Erfolg reichen bis in die Gegenwart, wobei gleichermaßen auch die öffentliche bzw. mediale Aufmerksamkeit gewachsen ist.<sup>22</sup> Bundeskanzlerin Angela Merkel bezeichnete das CI in ihrer Neujahrsansprache am 31. Dezember 2012 sogar als „medizinische[s] Wunder“.<sup>23</sup> Derartige wissenschafts-, technik- und medizinhistorische Innovations- und Erfolgsgeschichten schreiben das CI und seine Pioniere in eine Geschichte der erfolgreichen Behandlung von Gehörlosigkeit und der Transformation von hörbehinderten Patienten in „normal“ Hörende ein: „The cochlear implant has created a paradigm shift in the treatment of sensorineural hearing loss. It has had great impact in the brief time it has been available. In less than four decades, the cochlear implant progressed

17 Christiansen, John; Leigh, Irene und Spencer, Patricia Elizabeth: „Cochlear Implant History and Technology“. In: Christiansen, John; Leigh, Irene (Hrsg.): Cochlear Implants in Children: Ethics and Choices. Washington, D.C.: Gallaudet University Press, 2002, 15-44, hier: S. 16-17.

18 Roebuck, K.: Brain-Computer Interface: High-Impact Emerging Technology. London: Tebbo, 2012, S. 122.

19 Christiansen / Leigh, 2002, S. 35.

20 Vgl. Christiansen / Leigh, 2002, S. 35.

21 Ochsner / Stock, 2014, S. 408.

22 Vgl. Christiansen / Leigh, 2002, S. 35-37. Allerdings muss hierzu erwähnt werden, dass Medien schon recht früh in der Geschichte des CIs eine „nicht zu unterschätzende Rolle bei der Propagierung dieser Technologie“ (Christen, S. 208) gespielt haben. Christen, M.: „Der Einbau von Technik in das Gehirn: Das Wechselspiel von Informationsbegriffen und Technologieentwicklung am Beispiel des Hörens“. In: Orland, B. (Hrsg.): Artificielle Körper – Lebendige Technik. Technische Modellierungen des Körpers in historischer Perspektive. Zürich: Chronos, 2005, S. 197-220.

23 Merkel, Angela: „Neujahrsansprache der Bundeskanzlerin 31. Dezember 2012“. In: Bundesregierung.de. 31.12.2012. Online verfügbar unter: <http://tinyurl.com/zv5gzo5> Letzter Zugriff: 09.04.2015.

from the first attempts to elicit hearing via direct electrical stimulation of the auditory nerve to a commercially available device that has restored varying degrees of hearing to tens of thousands of deaf patients".<sup>24</sup> Eben jene "Heilung" von vermeintlich "hörbehinderten" Patienten stößt jedoch gerade bei einer Gruppe von denjenigen Menschen „with the very condition that the implant is designed to cure“<sup>25</sup> auf Widerstand, wie der Mediziner und Ethiker Robert Sparrow (2010) beschreibt. Sparrow verweist hier auf die sogenannten *Cochlear Implant Controversies*, einem seit den 1970er Jahren medial, ethisch und sozialpolitisch breit geführten Disput über die Machtimplikationen des Cis bzw. seinen körper- und biopolitischen Dimensionen und deren Konsequenzen für Gehörlosen-Gemeinschaften:<sup>26</sup> „Im Kern dieses Konfliktes geht es um die Frage, ob Gehörlosigkeit eine Behinderung ist oder nicht. Für hörende Menschen scheint diese Frage auf den ersten Blick völlig klar zu sein: Gehörlosigkeit ist selbstredend eine schwere Behinderung – dazu müsse man sich doch nur vorstellen, plötzlich nichts mehr hören zu können. Auf den zweiten Blick wird die Sache jedoch erheblich komplizierter. Dies hängt ganz wesentlich damit zusammen, dass die Gehörlosengemeinschaft eine eigene Sprache bzw. eigene Sprachen besitzt, die Gebärdensprachen“.<sup>27</sup> Wie die technik- bzw. medizingeschichtliche Darstellung zeigt, erfüllt das CI aus medizinischer Sicht – gewissermaßen sind hiermit alle technisch-medizinischen Bestrebungen seit Volta eingeschlossen - die Funktion Gehörlosigkeit zu therapieren oder zu heilen. Dabei wird die Unfähigkeit zu Hören als „unnatürliche“ Beeinträchtigung, als Behinderung, als körperlicher Defekt oder als Krankheit vorausgesetzt. Das CI soll Gehörlosen konsequenterweise ermöglichen, die „natürliche“ oder „biologische“ Hörfähigkeit zu erlangen bzw. wieder zu erlangen, also einen defekten Körper wieder herzustellen. Basierend auf solchen Realitätskonstruktionen<sup>28</sup> argumentieren medizin- und sozialpädagogische Experten, dass die Unfähigkeit zu Hören und lautsprachlich zu kommunizieren nicht nur ein menschenunwürdiger Zustand sei, sondern zu einer Reihe von psychosozialen Benachteiligungen und Krankheiten, wie etwa soziale Exklusion oder

24 Eisen, 2006, S. 1.

25 Sparrow, Robert: „Implants and Ethnocide: Learning from the Cochlear Implant Controversy“. In: *Disability and Society*, 25(4), 2010, S. 455-466, hier: S. 456.

26 Vgl. Leigh / Christiansen, 2002, S. 24-26; Sparrow, 2010.

27 Zichy, Michael: "Hörschädigung und Ethik: Sollen hörgeschädigte / gehörlose / taube Kinder mit einem Cochlearimplantat ausgestattet werden?". In: TNN: Ethik interdisziplinär. 25.5.2010. Online verfügbar unter: <http://www.ttn-institut.de/node/978>. Letzter Zugriff: 09.04.2015.

28 Vgl. Spöhrer, Markus: "Bilder der gelungenen Kommunikation: Das Cochlea-Implantat in sozialen und medizinischen Denkkollektiven". In: *DAS ZEICHEN: Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser*, 95, 2013a, S. 382-389.

Depressionen, führten.<sup>29</sup> Solche wissenschaftlich fundierten Produktionen von Natürlichkeit und Normalität koproduzieren konsequenterweise auch das, was als „unnatürlich“, „abnormal“, „ungesund“, exkludierend, „behindert“, also das „Andere“ und das hochgradig Unerwünschte ist. Aus der Perspektive von manchen Gehörlosengemeinschaften – die mitunter auch als „radikal“ bezeichnet werden<sup>30</sup> - sind Hören und Lautsprache jedoch nicht notwendigerweise die natürliche und normale Bedingung der menschlichen Kommunikation, sondern werden vielmehr als Konstruktionen von spezifischen hörenden Gemeinschaften bzw. medizinischen Diskursgesellschaften verstanden.<sup>31</sup> So erklären die Ethiker John Christiansen und Irene Leigh (2002) beispielsweise: „In this conceptualization the medical construction of deafness as a disability to be overcome is jettisoned for a social construction of deafness as a characteristic way of life“<sup>32</sup>. In dieser Hinsicht beschreiben sich die Mitglieder von *Deaf Communities* auch nicht als unter sozialer Exklusion, Isolation und Depression leidend, die aus der vermeintlichen Unfähigkeit resultiere, an „normalen“ sozialen Aktivitäten zu partizipieren. Das CI wird daher auch nicht ausschließlich als „segensstiftender“ sozialer Gleichmacher diskursiviert, der „barrierefreie Kommunikation“ und normale Partizipation in hörenden Gemeinschaften ermöglicht.<sup>33</sup> Vielmehr erachtet zumindest ein Teil der gehörlosen Menschen ihre Gehörlosigkeit als „natürlichen“ und „normalen“ Zustand ihrer eigenen Gehörlosenkultur, in welcher barrierefreie Kommunikation und soziale Aktivität primär durch Gebärdensprache ermöglicht wird. Gehörlosigkeit sei daher eine bestimmte kulturelle Form, eine Ethnizität, ein Lifestyle.<sup>34</sup> Mit der Diskussion um eine gesetzlich durchsetzbare „Zwangsimplantation“ von gehörlosen und gehörgeschädigten Säuglingen und Kleinkindern, die die Chancen einer „Heilung“ und der erfolgreichen Lautspracherlernung erhöhen sollte<sup>35</sup>, erreichten die

29 Vgl. z.B. Hermann-Röttgen, Marion: Cochlea-Implantat: Ein Ratgeber für Betroffene und Therapeuten. Stuttgart: Trias, 2010, S. 18.

30 Vgl. Rao, Hayagreeva: Market Rebels: How Activists Make or Break Radical Innovations. Princeton: Oxford, 2010, S. 4.

31 Vgl. Spöhrer, 2013a.

32 Christiansen / Leigh, 2002, S. 300.

33 Vgl. Schlenker-Schulte, Christa; Weber, Andrea: „Teilhabe durch barrierefreie Kommunikation für Menschen mit Hörbehinderung“. In: Antos, Gerd (Hrsg.): Rhetorik. Ein internationales Jahrbuch. Band 28. Rhetorik und Verständlichkeit. Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 92–102.

34 Leonhard, Annette „Cochlea Implantate für gehörlose Kinder gehörloser Eltern?“. In: Ernst, Arneborg; Ernst; Todt, Ingo; Battmer, Rolf-Dieter (Hrsg.): Cochlear Implant heute. Heidelberg: Springer Medizin, S. 63–72, hier: S. 65.

35 Vgl. z.B. Müller, Sabine; Zaracko, Andrea: „Haben gehörlose Kleinkinder ein Recht auf ein Cochlea-implantat?“. In: Nervenheilkunde, 29, 2010, S. 244–248.

Proteste gegen das CI einen Höhepunkt: Eine derartige Zwangsmaßnahme sei Entmündigung, Entmenschlichung und Vernichtung einer kulturellen Minderheit: „Over the longer term, this policy is likely to result in *ethnocide* – the destruction of a people’s culture. This may appear as an attack on one’s very identity in so far as this is connected with one’s membership of a group with a historical past and an imagined future. Not only is this policy likely to lead to the destruction of the culture, it also seems to involve a profound lack of respect for it”.<sup>36</sup> Zudem wird oftmals das Argument angeführt, das Implantat ermögliche ohnehin keine übergangslose und vollständige Assimilation in die Hörendengemeinschaft. Mit der Implantierung des CIs und über das medizinische Defizitmodell, würden Menschen, die prinzipiell an „keine[r] körperliche[n] Behinderung“<sup>37</sup> litten, als körperlich defizitär, beeinträchtigt oder schlichtweg „anders“ markiert. Die Implantation und das sichtbar am Hinterkopf getragene Gerät sei daher eine Sichtbarmachung einer grundsätzlich „unsichtbaren Behinderung“<sup>38</sup> – bzw. der Logik der oberen Argumente folgend, die Produktion einer realiter nicht existierenden Behinderung -, die die Betroffenen weder zu akzeptierten Mitgliedern von hörenden noch von gebärdenden Gemeinschaften mache und sie somit in einem Zustand „zwischen zwei Welten“ gefangen hielte.<sup>39</sup> Auf diesen „stigmatisierenden“ Effekt des Implantats und die vermeintlichen soziokulturellen Diskriminierungen von Implantierten, reagieren auch die Implantat-Hersteller, indem das CI im Laufe seiner Technikgeschichte zur Miniaturisierung tendiert – eine Entwicklung, die aber für Hörprothesen generell charakteristisch ist<sup>40</sup> und sich bis in die Antike zurückverfolgen lässt.<sup>41</sup>

36 Sparrow, 2010, S. 457.

37 Deutscher Gehörlosen Sportverband: „Was sind eigentlich die ‚Deaflympics‘?“. In: Deutscher Gehörlosen Sportverband, DGSV. 2005. Online verfügbar unter: [http://www.dgsv.de/extrapages/deaflympics\\_2005/news/archiv\\_2005/sonderseite\\_deaflympics\\_2005/deaflympics.html](http://www.dgsv.de/extrapages/deaflympics_2005/news/archiv_2005/sonderseite_deaflympics_2005/deaflympics.html). Letzter Zugriff: 11.04.2015.

38 Uhlig, A.: Ethnographie der Gehörlosen: Kultur – Kommunikation – Gemeinschaft. Bielefeld: Transcript, 2012, S. 46.

39 Vgl. Brueggemann, B.: *Lend Me Your Ear: Rhetorical Constructions of Deafness*. Washington, DC: Gallaudet University, 1999; Spöhrer 2013. Selbstverständlich lässt sich hier jedoch auch das gängige Gegenargument anführen, dass die Erlernung von Lautsprache und eine zusätzliche Cochlea Implantation, den Betroffenen, v.a. Kindern, die bestmögliche Sprachentwicklung ermögliche. Vgl. Hermann-Röttgen, M., 2010, S. 84.

40 Vgl. Mills, M.: „Hearing Aids and the History of Electronics Miniaturization“. In: *IEEE Annals of the History of Computing*, 33(2), S. 24-44.

41 Vgl. Hüls, R.: *Geschichte der Hörakustik: 2000 Jahre Hören und Hörhilfe*. Heidelberg: Median, 1999, S. 13.

Zwischen den Polen „Normalität“ und „Behinderung“ lässt sich selbstverständlich ein breites Spektrum an Lebens-, Identitäts-, und Körperkonstruktionen bzw. -praktiken verzeichnen, welche sich nicht oder nur bedingt mit den hier beschriebenen extremen und kontroversen Positionen und dem recht verallgemeinerten „Modell der zwei Kulturen“<sup>42</sup> decken. Dennoch wird dieses häufig in akademischen Publikationen, aber vor allem auch in medialen Diskursen, als Folie zur Beschreibung der CI-Problematik appliziert und verarbeitet.<sup>43</sup> Neben Stigmatisierungs- und Ethnozid-Vorwürfen sowie der beschämten „Verschleierung“ des Implantats, sind auch hierzu gegenbewegende Trends zu verzeichnen, wie zum Beispiel die Dekoration des CIs von implantierten Jugendlichen, die durch die auffällige farbliche oder motivische Gestaltung des CIs die Praktizierung eines gewissen Lifestyle-Statements beabsichtigen oder die Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen CI-Gemeinschaft signalisieren möchten: „Humans can replace the stigma of using hearing aids or cochlear implants with the coolness of people wearing these as they wear ipods, walkmans, and other head-related technological attachments, thereby attenuating the negative implications for identity as a shamed and spoiled one“.<sup>44</sup>

Die hier genannten negativen Implikationen der Cochlea Implantation werden in ethischen Diskussionen vielfach mit der Entmenschlichung durch Cyborgisierung verknüpft, d.h. durch die „Technisierung des Menschen“. Dabei wird auf dystopische Visionen rekurriert, wie sie in gegenwärtigen populären Narrativen verarbeitet werden: Der Cyborg verliert hier seine menschlichen Züge entweder oder ist ein filmischer Bösewicht, der niemals menschliche Attribute besessen hat. Besonders die diskutierte Zwangsimplantation wurde mit der böswilligen Mission der Borg (*Star Trek: The Next Generation*, CBS, 1987-1994) verglichen, alle Lebensformen in ein konformistisches Kollektiv zu transformieren, in welchem

42 Vgl. Sparrow, 2010; Sparrow, R.: „Defending Deaf Culture: The Case of Cochlear Implants“. In: *Journal of Political Philosophy*, 13(2), 2005, S. 135-152.

43 Vgl. Grebe, A.; Spöhrer M.; Stock, R.: „Popular Narratives of the Cochlear Implant“. In: Fangerau, H.; Görger A. (Hrsg.): *Medical Imaging: Medical Narrative in Late Modern Popular Culture* (erscheint voraussichtlich 2015). Man könnte sogar behaupten, dass es die Gemeinschaft der Hörenden oder die Gehörlosengemeinschaft gar nicht gibt, sondern, dass derartige Konstruktionen medial produzierte und diskursive Effekte sind. Vgl. Ochsner, B.: „Teilhabeprozesse oder: Das Versprechen des Cochlea-Implantats“. In: *AUGENblick: Konstanzer Hefte zur Medienwissenschaft*, 58, 2013, S.112-123; Spöhrer, 2013a.

44 Leigh, I.: *A Lens on Deaf Identities*. New York: Oxford, 2009, S. 158.

Menschen zu „vertrottelten Zombies“<sup>45</sup> werden.<sup>46</sup> Auch in der recht berühmten CI-Dokumentation *Sound and the Fury* (USA, Josh Aronson, 2000) befürchtet der gehörlose Peter Artinian, dass “cochlear implants will create a bunch of robots”.

## II. Der Cyborg Enno Park: Die Mensch-Maschine Symbiose als transhumaner Ermöglichungsraum

Eine weitere Form der positiven Aneignung und Umwertung des CIs ist die Identifikation mit dem „fremden“, „nicht-menschlichen Artefakt“, die Anerkennung dessen als Körperteil bzw. der Verschmelzung mit diesem<sup>47</sup> und der Selbstbezeichnung als „Cyborg“ – einem Aspekt der Kulturgeschichte des CIs, der oftmals vernachlässigt wurde.<sup>48</sup> Christie und Bloustien (2012) schreiben beispielsweise: “[Implantees] frequently identify themselves as cyborgs or bionic. For example, on the blogs as they document and comment on their CI experiences, individuals constantly emphasise the sense of their human bodies being blurred with the machine. Their blog titles include: Just Another Cyborg, CI Borg, Electroded Droid Ear, Bionic Ear Blog, Bionic World, Life as a CI, Chronicles of a Bionic Woman”.<sup>49</sup> Allerdings stehen solche Selbstinszenierungen häufig immer noch rhetorisch im Kontext des Prothesen- und Defizitdiskurses: Das CI bleibt hier eine Hörprothese, ein Enhancement für einen „beschädigten“ Körper, wenn auch mit Selbstbewusstsein und oftmals mit einer *nerdigen*, cinephilen *Coolness* getragen und automedial inszeniert. Ohne direkten Bezug zum Prothesen- und Defizitdiskurs sind ebenso auch Gruppen und Individuen laut geworden, die sich mit der Betonung von hybriden Körperlichkeiten bewusst abseits der Opposition von Behinderung und Normalität als „transhumane“ Cyborgs inszenieren. Aus dieser Perspektive wird das CI in eine Ermöglichungsbedingung einer symbiotischen Beziehung zwischen Mensch und Technik übersetzt, die letztendlich diese Kategorien überwinden lässt.

45 Chorost, M.: *Rebuilt: How Becoming Part Computer Made Me More Human*. London: Souvenir Press, 2007.

46 Z.B. Captain Jean-Luc Picards Transformation in den Locutus of Borg in der US-amerikanischen Serie *Star Trek: The Next Generation* (CBS, 1987-1994) oder gegenwärtig die technische Restauration eines tödlich verletzten Polizisten im Remake des Science Fiction Klassikers *Robocop* (José Padilha, 2014). Vgl. Ochsner; Spöhrer; Stock, 2015.

47 Christie / Bloustien, 2012, S. 80-83.

48 Vgl. Mills, M.: “Do Signals Have Politics? Inscribing Abilities in Cochlear Implants.” In: Pinch, T.; Bijsterveld, K. (Hrsg.): *The Oxford Handbook of Sound Studies*. Oxford: Oxford University Press, 2013. 320–346.

49 Christie / Bloustien 2012, S. 83. [Hinzufügung MS]

Ein Beispiel hierfür ist der Berliner Software-Entwickler Enno Park - „Body-Hacker“, Blogger Autor und „[w]enn man ihn fragt, ist er vor allem eines: Cyborg. Mensch und Maschine zugleich“.<sup>50</sup> In zahlreichen Interviews und auf seinem Blog beschreibt der nahezu gehörlose Park, dass ihm das CI zwar „quasi-natürliches Hören“ ermögliche, wodurch er z.B. wieder seine Gitarre nach Gehör stimmen könne, allerdings reiche ihm das nicht aus. In erster Linie gehe es ihm ohnehin um etwas anderes: Einer Machbarkeitsphilosophie und dem Credo „Gestalte dich selbst“ folgend, beschwört Enno Park einen transhumanistischen Möglichkeitsraum, die Vision von der Überwindung der Körper-Technik-Unterscheidung und der potentiellen Möglichkeit der stetigen Erweiterung des Mensch-Körper-Interfaces. So überschreibt er einen Eintrag in seinem Blog mit „Cyborgs werden wahr und wir stehen damit an der Schwelle zu einem Bewusstseinswandel“<sup>51</sup>, womit auf Park durchaus die Bezeichnung „deaf futurist“ zutrifft, die von der *Disability*-Forscherin Mara Mills für ähnliche *Deaf*-Aktivisten geprägt wurde.<sup>52</sup> Park erklärt, dass Technologie „ein untrennbarer Teil meines Körpers geworden“<sup>53</sup> sei und durch die entsprechende Modifizierung der Software des Geräts sei er schon bald in der Lage, seine „menschlichen Fähigkeiten über das natürliche Maß hinaus zu erweitern“.<sup>54</sup> Doch bereits die Standardprogramme des Implantats ließen zu, nicht nur wieder „normal“ zu hören, sondern ermöglichen schon, das Hörorgan weit über dessen „natürliche“ Leistungsfähigkeit zu steigern: „[Das CI] erweitert durchaus meine Fähigkeiten. So kann ich am Gerät verschiedene Programme auswählen, die den aufgenommenen Schall unterschiedlich verarbeiten. Mit dem einen Programm kann ich möglichst klar Musik hören, ein anderes senkt Umgebungsgereusche weitgehend ab, sodass ich in lauter Umgebung meinem Gesprächspartner besser folgen kann. Wenn ich Musik höre, verbinde ich die Cochlea-Implantate per Kabel und Klinkenstecker mit einem Kopfhö-

50 Gennies, S.: „Hallo. Ich bin ein Cyborg. Berliner Verein will Implantate basteln“. In: Tagesspiegel. 09.01.2014. Online verfügbar unter: <http://www.tagesspiegel.de/berlin/berliner-verein-will-implantate-basteln-hallo-ich-bin-ein-cyborg/9300130.html>. Zuletzt aufgerufen am: 14.04.2015.

51 Park, E.: „Bin ich ein Cyborg?“. In: Die ennomane. 02.05.2013. Online verfügbar unter: <http://www.ennomane.de/2013/05/02/bin-ich-ein-cyborg/>. Zuletzt aufgerufen am: 14.04.2015.

52 Mills, 2012, S. 336.

53 Park in Scholl, J.: „Zukunftsvisionen werden Stück für Stück wahr. Enno Park im Gespräch mit Joachim Scholl“. In: Deutschlandradio Kultur. 18.11.2013. Online verfügbar unter: [http://www.deutschlandradiokultur.de/cyborgs-zukunftsvisionen-werden-stueck-fuer-stueck-wahr.954.de.html?dram:article\\_id=269321](http://www.deutschlandradiokultur.de/cyborgs-zukunftsvisionen-werden-stueck-fuer-stueck-wahr.954.de.html?dram:article_id=269321). Zuletzt aufgerufen am: 14.04.2015.

54 Park, 2013.

rerausgang. Das Ergebnis ist, dass die Musik direkt in meinem Gehirn landet, ohne dass an irgendeiner Stelle Schall erzeugt wurde. Durch die Kopplung mit dem Hörnerv habe ich also tatsächlich eine Art ‚braininterface‘, wenn auch auf akustische Reize beschränkt und ‚write only‘ - ein künstlicher Sinn“. <sup>55</sup> Ebenso könne man das Gerät ja auch schließlich je nach Belieben ein- und ausschalten und so selektiv Hören, was beispielsweise beim Ein- und Ausschlafen sehr praktisch sein könne und mit einem herkömmlichen Hörorgan nicht ohne weiteres möglich sei. Allerdings seien die Möglichkeiten des CI und damit die der Sinneserweiterung durch diese Cyborg-Technologie noch längst nicht ausgereizt – wenn auch beschränkt durch die Hersteller des Implantats. Denn die Ausbaumöglichkeiten des CIs sind durch das *Walled Garden*-Prinzip limitiert, d.h. die Hersteller geben Hard- und Software-Informationen nur an zertifizierte Stellen bzw. Audiologen heraus. Dies verhindert, dass der Träger sein Implantat auf einfache Weise selbst modifizieren und justieren kann. Park fordert daher „offene Standards“ für das CI und droht damit die Software notfalls zu hacken, selbst wenn er damit riskiere sein Gehör zu verlieren: „An dieser Stelle, lädt das Cochlea Implantat zum Spielen ein. Zu gerne würde ich es so programmieren, dass auch Infra- und Ultraschall für mich hörbar werden. Es spricht nichts dagegen, es an andere Geräte zu koppeln, die Umweltreize in akustische Eindrücke umzuwandeln und auf meinen Hörnerv weiterzuleiten. Beispielsweise einen Geigerzähler. Oder ein Bluetooth-Interface zu meinem Telefon, am besten noch gekoppelt mit einer Datenbrille“. <sup>56</sup> Man müsse dann, so Park, am Abend nicht nur dem Gesang der Vögel lauschen, sondern könne auch die Geräusche der kommunizierenden Fledermäuse wahrnehmen. Außerdem könne man auch z.B. Gespräche mithören, die in einem anderen Raum geführt würden – prinzipiell sei eine Vielzahl von Einsatzmöglichkeiten denkbar. Das CI erweitere damit nicht nur die Sinne, sondern transformiere und übersetze den Körper in eine stetig ausbaubare technisch-organische Schnittstelle, der, ähnlich wie man es aus den Fernsehserien *Bionic Woman* (USA, 1976-77) oder *The Million Dollar Man* (USA, 1974-1978) kenne, einem vermeintlich natürlichen Körper in vielerlei Hinsicht überlegen sei. Im Prinzip wird das Defizitmodell invertiert, nicht der implantierte Körper ist defizitär, sondern der nicht implantierte: „Enhancing and controlling the senses offers a chance to have a broader perception of the environment and feel closer to nature as a simple, non-abstract, everyday experience. In spite of some gaps compared to natural

55 Park, 2013.

56 Park, 2013.

hearing, the cochlea implant is more acute than our normal senses, which makes it a 'cyborg device'.<sup>57</sup>

Um sein Vorhaben zu erreichen hat Park den *Verein Cyborgs* gegründet, mittels dem das „Zusammenwachsen von Mensch und Technik“ „aus einer bejahenden Grundhaltung heraus kritisch begleitet wird“ und „die ethische, rechtliche, kulturelle und politische Entwicklung der Interaktion von Verschmelzung von Mensch und Maschine“<sup>58</sup> vorangetrieben wird. Neben der Tatsache das derartige Agenden der Verschmelzung und Hybridisierung bisweilen die Differenz zwischen Mensch bzw. Natur und Technik noch untermauern und gerade essentialistische Menschlichkeitskonzepte bestärken, transformiert die bloße Implantierung eines technischen Devices seinen Träger längst nicht notwendigerweise in einen Cyborg. Denn, „es geht eben nicht nur um die Erweiterung der Natur und nicht nur um ein Gerät, sondern um ein Set von Techniken, die neben apparativen und medizinischen auch soziale und politische Techniken umfassen“<sup>59</sup>, wie die *Disability*-Forscherin Ulrike Bergermann erklärt. Dem lässt sich hinzufügen, dass die Übersetzung in einen Cyborg auch durch spezifische mediale Praktiken bzw. Inszenierungspraktiken bedingt wird. Enno Parks Vision setzt die entsprechenden medialen Repräsentationen voraus, wie die Selbstinszenierung auf seinem Blog evident macht und was ebenso auch an den entsprechenden Fremdzuschreibungen ersichtlich wird. Die Aneignung, Verarbeitung und Übersetzung von medialen Diskursen und deren Verknüpfung mit dem Handlungsfeld CI kann eben als eine solche Inszenierungspraktik gewertet werden. Der „Science Fiction-Mensch“<sup>60</sup> Enno Park, wie Jessica Binsch ihn bezeichnet, mobilisiert und übersetzt ebenfalls die bereits genannten populären Diskurse des phantastischen Films und stellt mit Verweis auf deren negativ konnotierten Cyborg-Konstruktionen ein Abgrenzungsmuster zu sich selbst her. Denn Park zufolge gehe es auch darum, dem negativen Image des Cyborg, das ihm Hollywood durch Filme wie *Terminator* (USA, James Cameron, 1984) anhefte, mit Aufklärung entgegenzuwirken, sprich: den

57 Park, E.: „Ethical Issues in Cyborg Technology: Diversity and Inclusion“. In: *NanoEthics*, 8(3), 2014, S. 303-306, hier: S. 304.

58 Verein Cyborgs zitiert in Krempl, S.: „Die ersten deutschen Cyborgs sind da“. In: heise online. 15.12.2013. Online verfügbar unter: <http://www.heise.de/newsticker/meldung/Die-ersten-deutschen-Cyborgs-sind-da-2066047.html>. Zuletzt aufgerufen am: 14.04.2014.

59 Bergermann, U.: „Von der Verbesserung des Menschen: Cyborgs und CIs zur Zeit der Expo“. In: *DAS ZEICHEN: Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser*, 53, 2000, S. 386-393, hier: S. 387.

60 Binsch, J.: „Biohacker: Hier kommen die Science-Fiction-Menschen“. In: *Rolling Planet*. 17.10.2013. Online verfügbar unter: <http://rollingplanet.net/2013/10/17/biohacker-hier-kommen-die-science-fiction-menschen/>. Zuletzt aufgerufen am: 29.04.2015.

Cyborg in eine positive Figur, einen besseren Maschinen-Menschen zu übersetzen. Park stellt sich damit auch gegen den Diskurs um die Entmenschlichung des CI-Trägers durch Cyborgisierung: „Ich setze zum Beispiel mein eigenes Beispiel dagegen. Ich war über 20 Jahre lang gehörlos und kann nun wieder hören. Und das ist überhaupt nichts Schreckliches. Die meisten technologischen Entwicklungen die dort [im Cyborg Verein] benutzt werden, dienen einfach dazu, dem Menschen zu helfen. Sie dienen eben nicht dazu, irgendwelche Kampfmaschinen à la Hollywood zu bauen [...] Es geht im Grunde um das, was der Mensch schon immer tut in seiner ganzen Kulturgeschichte, Werkzeuge zu nutzen und sich selbst zu vervollkommen. Egal, ob das um die Entwicklung des Ackerbaus geht, um die Schaffung von Werkzeugen, um die Schaffung der Autogesellschaft, sag ich jetzt mal, um Bildung. Immer wieder haben wir auf verschiedenste Art und Weise unsere Umwelt und uns selber manipuliert.“<sup>61</sup> Die Optimierung der eigenen Identität in Beziehung zum CI setzt jedoch auch voraus, dass das Implantat selbst bestimmte materielle und auch diskursive Übersetzungsmöglichkeiten aufweist. Bei Park bezeichnet die Möglichkeit sich „selbst zu hacken“ eine Form der Individualisierung und der „freien Entfaltung“. Das CI ist hier Enhancement in dem Sinne, dass es, selbst wenn (momentan) nur als Zukunftsvision, eine potentielle identitäre Offenheit möglich macht und damit zulässt sich selbst nach eigenen Vorgaben zu verwirklichen. Während Park es sich zur Aufgabe macht von jenen von Hollywood produzierten Bildern Abstand zu nehmen, die offenbar den populären Diskurs um den Cyborg beherrschen, so sind diese imaginierten Zukunftsvisionen für ihn auch notwendige (subjektkonstituierende) Abgrenzungsfiguren, die eine real-körperliche, individuell ausgehandelte und inszenierte Version des Cyborgs zulässt.

### III. Die „Cyborg-Perspektive“ der Akteur-Netzwerk-Theorie: Theoretische Konsequenzen

In diesem letzten Abschnitt wird nun diskutiert, welche theoretischen Konsequenzen aus derartigen Cyborgisierungs-Praktiken erwachsen.

Mit der Kritik an dem *Otherring* von Gehörlosen, wie sie beispielsweise von Gehörlosen-Gemeinschaften oder auch den *Disability Studies* ausgeübt wird, ist maßgeblich die bereits erwähnte Betonung von der Konstruiertheit und Modellhaftigkeit von „Normalität“ verbunden und die grundsätzliche Infragestellung jedweder Form von Substanzialisierung und Naturalisierung von Identität. Die *Deaf*-Forscher Stuart Blume und Sigrid Bosteels (2008) sprechen daher auch davon, dass sowohl Hörende als

61 Park in Scholl, 2013.

auch Gehörlose immer *gemacht* sind und in Relation zueinander *produziert* werden, was durchaus mit Andrew Pickerings berühmten Argumenten in „Making Up People“ korrespondiert.<sup>62</sup> Während solchen machtanalytischen bzw. -kritischen Perspektiven nicht widersprochen werden soll, so ist sie nur bedingt mit Donna Haraways Konzept des „Cyborgs“ kompatibel.<sup>63</sup> Denn im Gegensatz zu klassischen kulturwissenschaftlichen und soziologischen Arbeiten erlaubt es eine Cyborg-Perspektive nicht, das Hauptaugenmerk auf den Menschen als Hauptakteur zu legen, sondern verlangt vielmehr, menschliche Handlungen und Anliegen (immer schon) als mit Techniken und Technologien verflochten zu verstehen. Derartige als zu anthropozentrisch kritisierte Soziologien werden seit den 1980er Jahren in den Kontexten der *Science and Technology Studies* theoretisch-methodisch mit einem Modell konfrontiert, welches im gegenwärtigen kulturwissenschaftlichen Diskurs unter dem Namen Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) prominent geworden ist. Zu den in Netzwerken verknüpften menschlichen Akteure gesellen sich hier nicht nur technische Objekte, Dinge, Tiere, Ereignisse, Medien oder Diskurse, vielmehr werden diese als epistemologische Prämisse sogar mit den menschlichen Akteuren symmetrisiert. Sprich: Jedwede Entität kann in einem sogenannten Akteur-Netzwerk – einer „Verknüpfung heterogener Komponenten zu Netzwerken“<sup>64</sup> – Handlungsmacht zugeschrieben werden. Nicht-menschliche Entitäten sind daher nicht notwendigerweise lediglich marginal, irrelevant, passiv oder grundsätzlich dem Menschen untergeordnet.<sup>65</sup> Mit dem ANT-typischen Fokus auf Prozessualität bzw. Temporalität solcher Verknüpfungen wird daher nicht, wie oftmals mit Rückgriff auf Prothesendiskurse präjudiziert, von einem zeitresistenten medizintechnischen Objekt als passives Additiv zum Körper ausgegangen. Denn, wie die Selbstbeschreibungen von Enno Park zeigen, handelt es sich hierbei nicht um die einseitige Konfiguration des Implantats, welches lediglich auf die Einstellungen durch den Menschen reagiert. Das Implantat ist, durch seine Einbindung in andere Akteur-Netzwerke – z.B.

62 Bosteels, S.; Blume, S.: „The Making and Unmaking of Deaf Children“. In: Eilers, M.; Grüber, K.; Rehmann-Sutter, C. (Hrsg.): *The Human Enhancement Debate and Disability: New Bodies for a Better Life*. S. 81-100.

63 Haraway, D.: „A Cyborg Manifesto: Science, Technology, and Socialist-Feminism in the Late Twentieth Century,“ in Simians, Cyborgs, and Women: *The Reinvention of Nature*. New York: Routledge, 1991, S. 149-181.

64 Schulz-Schaeffer, I.: „Akteur-Netzwerk-Theorie: zur Koevolution von Gesellschaft, Natur und Technik“. In: Weyer, Johannes (Hrsg.): *Soziale Netzwerke. Konzepte und Methoden der sozialwissenschaftlichen Netzwerkforschung*. München: Oldenbourg, 2000, S. 187-209, hier: S. 188.

65 Vgl. Preda, A.: „The Turn to Things: Arguments for a Sociological Theory of Things“. In: *The Sociological Quarterly*, 40(2), 1999, S. 347-366.

der seiner Herstellerfirmen –, auf bestimmte Weise stabilisiert und übersetzt (nicht ohne weiteres modifizierbar, verschlüsselte Systemeinstellungen) – und leistet daher Widerstand gegen eine entsprechende Übersetzung von Seiten des Hackers. Das Implantat ist unauflösliches Element der Möglichkeitsbedingung der Cyborgisierung und auf diese Weise gleichermaßen durch seinen Träger bedingt – beide Entitäten bleiben nur in Relation zum jeweils anderen eine unterscheidbare Entität: Erst im Prozess der Übersetzung, der wechselseitigen Aushandlungen der Identitäten der jeweiligen in Netzwerken übersetzten Entitäten, werden diesen ihre spezifischen identitären Charakteristika zugewiesen<sup>66</sup> - es handelt sich um eine „reziproke[] Einstellung von Gerät und Träger\_in“.<sup>67</sup> Denn Akteur-Netzwerke „kommen durch Interaktionen, Vermittlungen und Aushandlungen zustande, wobei den Beteiligten bestimmte Eigenschaften, Kompetenzen, Handlungsprogramme, Rollen und Funktionen zugewiesen werden“<sup>68</sup> und dies gilt sowohl für menschliche, als auch nicht-menschliche Entitäten. Dass es sich bei der Implantierung somit nicht um ein „Aufpfropfen“ der Technik handelt, sondern um einen wechselseitigen Übersetzungsprozess, zeigen die vielfältigen Beschreibungen des mühsamen, mitunter schmerz- und qualvollen Adaptionprozess, der nach einer Implantation nötig ist. Nicht nur wird das Implantat vom Körper in einem langwierigen biochemischen und –mechanischen Prozess „akzeptiert“. Ebenso wird dieses auch an den Körper angepasst sowie gleichermaßen die „Lebenswelt“ der Träger\_innen wechselseitig zugunsten des CIs übersetzt werden muss.

Der erkenntnistheoretischen Prämissen der ANT entsprechend, wie sie von deren prominentesten Vertretern Bruno Latour und Michel Callon<sup>69</sup> formuliert wurden, gilt es nicht wie konventionell gemacht, a priori zwischen menschlichen und nicht-menschlichen Akteuren, oder, wie in diesem Fall zwischen organischen und technischen Körperteilen, zu unterscheiden – eine methodische Entscheidung, die auch Haraway's

66 Vgl. Callon, M.: "Einige Elemente einer Soziologie der Übersetzung: Die Domestikation der Kammmuscheln und der Fischer der St. Brieuc-Bucht". In: Belliger, A.; Krieger, D. (Hrsg.): ANThology: Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie. Bielefeld: transcript, 2006, S. 153-174, hier: S. 141-142.

67 Ochsner; Stock, 2014, S. 410.

68 Kneer, G.: "Akteur-Netzwerk-Theorie". In: Kneer, G.; Schroer, M. (Hrsg.): Handbuch Soziologische Theorien. Wiesbaden: VS, 2009, S. 19-38, hier: S. 24.

69 Callon, M.; Latour, B.: "Don't throw the baby out with the bath school!: A reply to Collins and Yearly". In: Pickering, A. (Hrsg.): Science and Practice as Culture. Chicago: UP, 1992, S. 343-368; Callon, M.: „Einige Elemente einer Soziologie der Übersetzung“. In: Belliger, A.; / Krieger, D. (Hrsg.): ANThology: Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie. Bielefeld: transcript, 2006, S. 135-174; Latour, B.: Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft: Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie. Frankfurt a.M.:Suhrkamp, 2007.

Cyborg-Konzept entspricht. Eine derartige De-Ontologisierung der Unterscheidung von Körper und Technik hat für eine Enhancement-Logik, die einen defizitären Körper sowie eine Technik, die für einen bestimmten Zweck (der „Verbesserung“ dieses defizitären Körpers) funktionalisiert wird, entscheidende Konsequenzen. Denn eine solche Trennung lässt überhaupt erst zu, Körper und Technik in ein „Verbesserungsverhältnis“ zu setzen. Das heißt, dass durch eine vorgelagerte Konstruktion der Technik als Prothese gleichermaßen von einem Körper mit Mängeln ausgegangen werden muss, damit jener Prothese eine solche Verbesserungsfunktion zugeschrieben werden kann: „Stets muss ein Mangel gefüllt werden, etwas Fehlendes soll kompensiert werden. Der Mensch erscheint als hilfloses Wesen, dem nichts anderes übrig bleibt, als sich mittels Technik und Kultur notdürftig zu reparieren“.<sup>70</sup> Die Cyborg-Perspektive der ANT erlaubt damit zwar dem medizinischen Defizitmodell einen relationalen Ansatz entgegenzustellen, der einem essentialisierten „gesunden“ oder „behinderten“ Körper widerspricht. Das bedeutet jedoch nicht, dass die ANT ohne derartige Unterscheidungen auskäme, oder dass es *überhaupt* möglich sei eine unterscheidungslose Beschreibung zu praktizieren. Vielmehr gehe es darum auf eine eigenständige Ausweisung jedweder Entitäten in Netzwerken aufgrund der theoretisch-methodologischen Prämissen zu verzichten. Es gelte „den in Form von Berichten, Abhandlungen oder Versuchsprotokollen vorliegenden Angaben“<sup>71</sup> zu folgen (wie etwa die automedialen Wissensproduktionen Parks in diesem Beitrag oder aber auch durchaus wissenschaftliche Schrifterzeugnisse, die derartige Unterscheidungen produzieren oder reproduzieren). Damit müssen Aussagen Parks, wie etwa „Technologie ist untrennbarer Teil meines Körpers geworden“ als *eben solche* verstanden werden: Technologie ist hier gleichzeitig Körper und technisches Objekt, wobei die klare Trennung zwischen technischer und organischer Komponente nicht mehr adäquat erscheint und somit das monodirektionale Verhältnis, das der Prothesenlogik entspricht, aufgehoben wird. Vielmehr trifft die Bezeichnung „Hybridität“ zu, wobei bei aller Vermischung und Verwischung von Kategorien, die Begriffe „technisch“ und „organisch“ aufrechterhalten bleiben müssen, damit *überhaupt* eine Zustandsveränderung des Körpers beschrieben werden kann. Technisches Device und Körper werden daher nicht als feste bzw. singuläre Größen vorausgesetzt. Vielmehr sind Körper und CI hier in einem fortwährenden ko-konstitutiven Prozess zu denken, wobei die Trennung von Körper und Technik lediglich

70 Harrasser, K.: Körper 2.0.: Über die technische Erweiterbarkeit des Menschen. Bielefeld: transcript, 2013, S. 71.

71 Kneer, 2009, S. 22.

als diskursive Effekte spezifischer Übersetzungs- und Wissensproduktionspraktiken betrachtet werden muss.<sup>72</sup> Daher gilt es ebenso die „medialen Verknüpfungen, die sich in den Abläufen der Handlungsdelegation manifestieren“<sup>73</sup> als konstitutive Elemente im Prozess dieser Cyborgisierung zu betrachten. Die jeweils medialen Dispositive bedingen maßgeblich die Art der Inszenierung des entsprechenden Akteur-Netzwerks Enno Park bzw. den Cyborg-Individuationsprozess und damit auch der Produktion von „gesunden“ oder „behinderten“ Körpern: Die spezifischen Arten der Medialisierung werden als „Elemente eines Individuationsprozesses begriffen, im Rahmen dessen CI-Träger\_in, das CI selbst und verschiedene Formen von Vergemeinschaftungen [...] wechselseitig verfertigt werden“<sup>74</sup> und bieten somit Aushandlungsspielraum für unterschiedliche Körperkonzepte bzw. Körper-Technik-Beziehungen.

#### IV. Schluss

Mit ihrem Fokus auf Hybriden, auf Mischwesen, Kreuzungen, oder „Quasi-Objekten“<sup>75</sup> - also „spezifischer: solche[n] Mischwesen, die weder als Naturobjekte noch als gesellschaftliche Gegenstände zureichend beschrieben werden können“<sup>76</sup> - liefert die ANT damit gewissermaßen eine „Cyborg-Perspektive“ par excellence. Denn der ANT zufolge sind klare Trennungen oder Unterscheidungen von z.B. Mensch und technischem Objekt sowie „normal“ und „anders“ grundsätzlich *die Resultate* von Netzwerkbildungen und nicht *deren Ausgangspunkte*.<sup>77</sup> Die (paradoxe) Betonung der eigentlich unentwirrbaren Verknüpfung von beiden Elementen entspricht damit durchaus der charakteristischen relationalen Gebundenheit des Cyborgs - Susan L. Star (1991) zufolge, „that which is between the categories, yet in relationship to them“.<sup>78</sup> Donna Haraways berühmter

72 Vgl. Spöhrer, M.: „The (Re)Socialization of Technical Objects: The Case of the Cochlear Implant“. In: International Journal of Actor Network Theory and Technological Innovation, 5(3), 2013b, S. 25-36.

73 Schüttpelz, E.: „Elemente einer Akteur-Medien-Theorie“. In: Thielmann, T.; Schüttpelz, E. (Hrsg.): Akteur-Medien-Theorie. Bielefeld: transcript 2013, S. 9–67, hier: S. 15.

74 Ochsner; Stock, 2014, S. 409.

75 Latour, B.: Wir sind nie Modern gewesen: Versuch einer symmetrischen Anthropologie. Berlin: Akademie, 1995.

76 Roßler, G.: „Kleine Galerie neuer Dingbegriffe: Hybriden, Quasi-Objekte, Grenzobjekte, epistemische Dinge“. In: Kneer, G.; Schroer, M.; Schüttpelz, E. (Hrsg.): Bruno Latours Kollektive. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2008, S. 76-107, hier: S. 79.

77 Callon, 2006, S. 143.

78 Star, S.: „Power, Technology and the Phenomenology of Conventions: On Being Allergic to Onions“. In Law, J. (Hrsg.): A Sociology of Monsters. Essays on Power, Technology and Domination. London; New York: Routledge, 1991, S. 26–56, hier: S. 36.

Darstellung des Cyborgs zufolge ist dieser jedoch nicht nur, ganz wie die in den paradigmatischen ANT-Texten beschriebenen Mischwesen, ein „cybernetic organism, a hybrid of machine and organism“.<sup>79</sup> Ebenso sei er auch „a creature of social reality and fiction“<sup>80</sup>, womit gleichermaßen auf die notwendige Mobilisierung, Verknüpfung und Übersetzung diskursiver Elemente – also der Rekurs auf und die Aneignung und Verarbeitung von populären Film-, Literatur- und Wissenschaftsdiskursen und ebenso, wie Park zeigt, der Abgrenzung zu solchen – hingewiesen sei, die die Cyborgisierungs-Praktiken um das CI maßgeblich beeinflussen.<sup>81</sup> Dies gilt nicht zuletzt auch für solche wissenschaftlichen Wissensproduktionen, die mit Rekurs auf die Logik der Prothese Körper erst als „behindert“ herstellen und sich über Cyborgisierungsstrategien subvertieren und umgestalten lassen.

In dieser Hinsicht wird der von Enno Park visionierte transhumanistische Möglichkeitsraum bzw. die Möglichkeit der körperlich-identitären Selbstgestaltung „in einem Netz von Beziehungen immer wieder neu produziert“<sup>82</sup> und hat somit, zumindest aus technik- und medienphilosophischer Perspektive, mit seiner potentiellen Offenheit bereits in der Gegenwart die „Sphäre der Science Fiction“<sup>83</sup> verlassen.

*Markus Spöhrer, Kontakt: markus.spoehrer@uni-konstanz.de. Promotion 2015. Hat Amerikanistik, Germanistik und Anglistik an der Universität Tübingen studiert sowie Media Studies an der Universität Miami. Dissertationsprojekt „Film als epistemisches Ding: Zur Produktion von Hip Hop-Kultur und Till Hastreiters Status YO. Momentan arbeitet er als Postdoktorand im Rahmen des Projekts „Mediale Teilhabe“ (Konstanz) im Teilprojekt „Recht auf Mitsprache: Das Cochlea-Implantat und die Zumutungen des Hörens“. Seine Lehr- und Forschungsbereiche sind: Film- und Medientheorie, 3D-Filme, Kulturen des Cochlea Implantats, deutscher Gegenwartsfilm, E-Learning und Science and Technology Studies.*

79 Haraway, 1991, S. 149.

80 Haraway, 1991, S. 149.

81 Vgl. zu den populären Cyborg-Diskursen und das CI Ochsner, B.; Spöhrer, M.; Stock, R.: „Human, Nonhuman, and Beyond: Cochlear Implants in Socio-Technological Environments“. In: Grusin, R.; Michaelis, B.; Zierold, M. (Hrsg.): *The Re/Turn of the Nonhuman*. Berlin: De Gruyter (erscheint voraussichtlich 2015).

82 Niewöhner, J.; Kontopodis, M.: „Technologien des Selbst im Alltag: Eine Einführung in relational-materielle Praktiken“. In: Niewöhner, J.; Kontopodis, M.: *Das Selbst als Netzwerk. Zum Einsatz von Körpern und Dingen im Alltag*. Bielefeld: transcript, 2011, S. 9-24, hier: S. 11.

83 Vgl. Park, 2014, S. 303.



# Museumsdinge und Körpergeschichte. Die Prothesen des Lehrers R.

Annika Wellmann-Stühning

*English abstract: This article considers how museum objects can be used as sources to reconstruct histories of the body. By focusing on two prostheses that had been used by a West German war invalid and are now kept in the collections of the Deutsches Hygiene-Museum, it depicts how materiality and information on individual objects stimulate investigation and add to historicizing the body. It reconstructs how these prostheses were linked to ideas about the body, how they formed the body and which techniques of the body they prompted.*

Im Museum ist die materielle Kultur seit jeher Dreh- und Angelpunkt aller Anstrengungen.<sup>1</sup> Neben dem Sammeln und Bewahren, Vermitteln und Ausstellen zählt die Forschung am Ding zu seinen Kernaufgaben.<sup>2</sup> Sie beginnt mit der Inventarisierung und dem Nachweis der Provenienz der Sammlungsstücke, setzt sich in ihrer Einordnung in frühere Kontexte fort und ermöglicht schließlich ihre Aufnahme in Präsentationen, die als „Umschlagplätze des Wissens“<sup>3</sup> zum „Denken im Raum“<sup>4</sup> anregen können. Dingforschung ist im Museum eingespielte Praxis mit dokumentarischem Charakter.

Außerhalb dieser Speicherinstitution entwickelte sich ein Interesse an konkreten Dingen eher zögerlich. Während die angloamerikanische Wissenskulturskultur zwar die Material Culture Studies hervorbrachte, konzentrierte sich die vom Idealismus geprägte deutsche Geisteswelt auf die Analyse symbolischer und ästhetischer Ordnungen. Sie sieht nicht auf das Ding selbst, sondern sinniert über seine „Dinghaftigkeit“.<sup>5</sup> So erfuhren

1 Ich danke Julia Radtke, Susanne Roeßiger und den Gutachter\_innen von Body Politics für die kritische Lektüre des Manuskripts.

2 Vgl. Deutscher Museumsbund: Das Museum. Geschichte und Definition. [http://www.museumsbund.de/de/das\\_museum/geschichte\\_definition/aufgaben\\_des\\_museums](http://www.museumsbund.de/de/das_museum/geschichte_definition/aufgaben_des_museums); ICOM – Internationaler Museumsrat: Ethische Richtlinien für Museen von ICOM, 22006. [http://icom.museum/fileadmin/user\\_upload/pdf/Codes/ICOM\\_Ethische%20Richtlinien.pdf](http://icom.museum/fileadmin/user_upload/pdf/Codes/ICOM_Ethische%20Richtlinien.pdf) (letzter Zugriff: 15.04.2015).

3 te Heesen, Anke: Verkehrsformen der Objekte, in: Dies., Petra Lutz (Hg.): Dingwelten. Das Museum als Erkenntnisort, Köln, Weimar, Wien 2005, S. 53-64, S. 53.

4 Tyradellis, Daniel: Müde Museen. Oder: Wie Ausstellungen unser Denken verändern könnten, Hamburg 2014.

5 Vgl. Ortlepp, Anke, Ribbat, Christoph (Hg.): Mit den Dingen leben. Zur Geschichte der Alltagsgegenstände, Stuttgart 2010.

Museumsdinge Wertschätzung als „Semiophoren“, die auf frühere Kulturen und historische Persönlichkeiten verweisen und somit als Zeugen der Vergangenheit fungieren;<sup>6</sup> wurde ihnen neben einem „Dokumentationswert“ ein „Reizwert“ zugesprochen, der sich aus „sinnlicher Nähe“ und „mentaler Fremdheit“ ergebe;<sup>7</sup> wurde vor allem immer wieder ihre „Aura“ (Benjamin) beschworen, deren Konstruktionscharakter aber selten hinterfragt.<sup>8</sup>

Wenngleich körperhistorische Analysen vorwiegend auf Diskurse sowie zunehmend auf Figurationen und Praktiken fokussieren,<sup>9</sup> wurde bereits vereinzelt Interesse an der Konstruktion von Körpern und Dingen bzw. von Körpern durch Dinge formuliert. Gemeinsam ist allen Analysen von Materialität allerdings, dass sie über Texte und Bilder erfolgen.<sup>10</sup>

Zum Verständnis einer Geschichte moderner Körper ist der Blick auf Dinge unentbehrlich. So lassen sich etwa Prozesse der Disziplinierung und Subjektivierung nur unzulänglich begreifen, wenn nicht auch die Architekturen und Gegenstände in den Blick genommen werden, die dabei zum Einsatz kamen.<sup>11</sup> Die Analyse immer neu ausgehandelter Körper-Ding-Arrangements kann zudem helfen Grenzziehungen in Frage zu stellen, Allianzen auszuloten und politische Utopien zu formulieren.<sup>12</sup> Und schließlich ermöglicht die Berücksichtigung der Dinge und der in sie eingeschriebenen Programme, die in den Alltag einwirken und Hand-

6 Vgl. Pomian, Krzysztof: Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln, Berlin 42013.

7 Vgl. Korff, Gottfried: Die Eigenart der Museums-Dinge. Zur Materialität und Medialität des Museums, in: Kirsten Fast (Hg.): Handbuch der museumspädagogischen Ansätze, Opladen 1995, S. 17-28.

8 Vgl. Geimer, Peter: Über Reste, in: Anke te Heesen, Petra Lutz (Hg.): Dingwelten. Das Museum als Erkenntnisort, Köln, Weimar, Wien 2005, S. 109-118.

9 Aus der Fülle an Literatur sei hier auf eine beispielhafte Publikation verwiesen: Netzwerk Körper (Hg.): What Can A Body Do? Praktiken und Figurationen des Körpers in den Kulturwissenschaften, Frankfurt a. M., New York 2012.

10 Siehe etwa Harrasser, Karin: Körper 2.0. Über die technischer Erweiterbarkeit des Menschen, Bielefeld 2013; Möhring, Maren: Der Kraftraum, in: Alexa Geisthövel, Habbo Knoch (Hg.): Orte der Moderne. Erfahrungswelten des 19. und 20, Frankfurt a. M., New York 2005, S. 238-247; Schnaithmann, Christine: Das Schreibtischproblem. Amerikanische Büroorganisation um 1920, in: Lars Bluma, Karsten Uhl (Hg.): Kontrollierte Arbeit – disziplinierte Körper? Zur Sozial- und Kulturgeschichte der Industriearbeit im 19. und 20. Jahrhundert, Bielefeld 2012, S. 323-357.

11 Vgl. Foucault, Michel: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt a. M. 21977.

12 Vgl. Haraway, Donna: Ein Manifest für Cyborgs. Feminismus im Streit mit den Technowissenschaften, in: Dies.: Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen, hg. von Carmen Hammer, Immanuel Stieβ, Frankfurt a. M., New York 1995, S. 33-72.

lungen stimulieren oder verhindern, zu einem umfassenderen Verständnis von Gesellschaft zu kommen.<sup>13</sup> Der Einbezug der Dinge in die Historisierung des Körpers erscheint unumgänglich, ist doch die materielle Welt durch und durch „woven into people’s bodies, identities, and actions. Things, in other words, recruit us into politics as much as we recruit them.”<sup>14</sup>

Das Museum ist ein genuiner „Ort der Versammlung von Dingen“,<sup>15</sup> deren Wert für die historische Forschung auf den ersten Blick allerdings fraglich erscheinen mag. Als Überreste einer Epoche haben Objekte, die sich in Sammlungen finden, fragmentarischen Charakter: Sie repräsentieren stets nur einen Ausschnitt einer Kultur.<sup>16</sup> Bei der Auswahl der zu bewahrenden Stücke ist entscheidend, welches Konzept der jeweiligen Sammlung zugrunde liegt. Auch die Sicherung von Kontextinformationen erfolgt je nach thematischer Ausrichtung eines Museums. Überlieferung ist also an eine überkommene institutionelle Praxis gebunden, die spezifische Rekonstruktionen von objektbezogenem Wissen erlaubt – oder erschwert.<sup>17</sup>

Dingforschung im Museum und das Interesse an den Dingen in der (Körper-) Geschichtsschreibung verlaufen bisher parallel. Doch könnte zum einen die Forschung im Museum von dem rezenten Interesse an den Dingen profitieren, da die Kontextualisierung eine ebenso kritisch reflektierte wie dichte Überlieferung materieller Kultur begünstigen würde. Zum anderen brächte der Einbezug musealer Objekte mitsamt ihrer Kontextinformationen der Body History einen Zugewinn.

13 Vgl. Latour, Bruno: Where Are the Missing Masses? The Sociology of a few Mundane Artifacts, in: Wiebke E. Bijker, John Law (Hg.): *Shaping Technology / Building Society. Studies in Sociotechnical Change*, Cambridge (Mass.), London 1992, S. 225-258.

14 Trentmann, Frank: Materiality in the Future of History: Things, Practices, and Politics, in: *The Journal of British Studies* 48 (2009), S. 283-307, S. 300.

15 te Heesen, Anke, Lutz, Petra: Einleitung, in: Dies. (Hg.): *Dingwelten. Das Museum als Erkenntnisort*, Köln, Weimar, Wien 2005, S. 11-23, S. 18.

16 Vgl. Korff: *Die Eigenart der Museums-Dinge*, S. 22.

17 In Bezug auf die Kategorie Geschlecht problematisieren dies Muttenthaler, Roswitha, Wonisch, Regina: *Rollenbilder im Museum. Was erzählen Museen über Frauen und Männer?*, Schwalbach 2010, S. 17-41.

Am Beispiel von zwei Prothesen aus der Sammlung des Deutschen Hygiene-Museums, die sich der Dokumentation von Körperdiskursen und -praktiken im 20. und 21. Jahrhundert widmet, werde ich zeigen wie Museumsdinge körperhistorisch befragt werden können. Dabei ist der Bezug auf Materialität und Begleitinformationen der Objekte ebenso wichtig wie die Frage nach deren weiteren Kontexten: nach den Ideen, die ihrem Gebrauch zugrunde lagen, nach den Praktiken, die mit der Anwendung zur Ausführung kamen, und nach der Körperformung, die sie bewirkten. Sie erschließen sich aus den Dingen, aber auch aus anderen Bild- und Schriftquellen, zu denen diese in Bezug zu setzen sind, denn „things knit together matter and meaning“.<sup>18</sup>



## Biographie mit Prothesen

Eine Armprothese, die nur entfernt an ein menschliches Glied erinnert (s. Abb.): Zwei Lederhülsen, seitlich mit Aluminiumverstrebung versehen und durch ein Gelenk verbunden. Eine der beiden Hülsen wird durch zwei Riemen zusammengehalten und auf diese Weise am Oberarm fixiert. Die andere, konisch zulaufende, ist an einem Ende offen: Sie nimmt den Unterarmstumpf auf. Am anderen Ende, wo eine Hand zu erwarten wäre, mündet sie in ein Eisengewinde, in dem ein metallener Ring steckt, der die technische Anmutung des Stückes verstärkt. Er kann durch einen Haken ausgewechselt werden. Das Leder trägt eine Prägung: ein Name und die Zahl 47. Sie verweisen auf den Besitzer der Prothese und das Jahr,

<sup>18</sup> Daston, Lorraine: Speechless, in: Dies. (Hg.): Things That Talk. Object Lessons from Art and Science, New York 2008, S. 9-24, S. 20.

in dem er sie erhielt. Ring und Haken sind zerkratzt, das Leder ist fleckig und berieben, das Schaftende, an dem der Ring steckt, mit Heftpflasterstreifen beklebt, vermutlich um die Kleidung vor Beschädigungen durch das harte Material zu schützen. Die Armprothese war ihrem Träger zu Diensten gewesen und wo sie nicht passte, hatte er sie passend gemacht.<sup>19</sup>

R., so erfahren wir von seiner Tochter,<sup>20</sup> war auf einem Bauernhof im Rheinland aufgewachsen, wollte Landwirtschaftslehrer werden und hatte bereits Lehramtsstudium und Referendariat absolviert. Dann jedoch wurde er als Infanterieoffizier zum Kriegsdienst eingezogen. Am 29.10.1941 wurde er in der Nähe von Moskau schwer verwundet. Eine Amputation des Unterarms war erforderlich, doch bis zu ihrer Durchführung verging fast ein ganzer Monat, den R. auf einer strapaziösen Reise zubrachte. Zunächst wurde er mit einem Lastwagen zur mehrere Hundert Kilometer entfernten Krankensammelstelle Smolensk transportiert, die er am 20.11.1941 erreichte. Vier Tage später fuhr er im Lazarettzug nach Warschau. Nachdem er dort am 27.11.1941 eingetroffen war, erfolgte die Amputation, die komplikationslos verlief. Anschließend wurde der Verletzte in ein Lazarett der Diakonissenanstalt Kaiserswerth verlegt, in dem er genas.

R. war einer von über 200.000 kriegsamputierten Männern, die 1950 in der BRD lebten. Mehr als 47.000 dieser Versehrten hatten wie er im Ersten oder Zweiten Weltkrieg einen Arm verloren.<sup>21</sup> Kriegsverletzungen stellten im 20. Jahrhundert neben Krankheiten, Unfällen und angeborenen Fehlbildung der Gliedmaßen eine Hauptursache von Amputationen dar.<sup>22</sup> Die große Zahl von Kriegsversehrten unter den Personen, die eine Prothese trugen, spiegelt sich auch in der Sammlung des Deutschen Hygiene-Museums: Von den nahezu 200 Kunstgliedern in seinem Bestand, die aus dem Zeitraum zwischen 1870 bis 2009 stammen, hatten 89 Stück der Versorgung von Personen gedient, die im Krieg – insbesondere im Zweiten Weltkrieg – eine Amputation erlitten hatten. Zum Teil sind die Geschichten dieser Prothesen ebenso detailliert dokumentiert wie jene des Kunstarms von R., sodass sie sich gut zur Rekonstruktion der

19 Unterarmprothese / Arbeitsarm, Inventarnummer DHMD 2000/415, Sammlung des Deutschen Hygiene-Museums.

20 Telefonat vom 17.02.2015. R.s Tochter hatte die Prothese 1999 dem Deutschen Hygiene-Museum geschenkt und bereits Angaben zur Armamputation und zum beruflichen Werdegang ihres Vaters gemacht. Wir kontaktierten sie 2015 im Rahmen des Forschungsprojekts „Anthropofakte. Schnittstelle Mensch“, um weitergehende Auskunft über den Gebrauch des Kunstarms zu erhalten.

21 Vgl. Wolters, Christine: Kriegsversehrte nach 1945, in: Marion Maria Ruisinger (Hg.): Die Hand des Hutmachers, Ingolstadt 2014, S. 8-13, S. 8.

22 Vgl. Gerber-Hirt, Sabine, Hauser, Walter, Rathjen, Walter, Breitsameter, Florian (Hg.): Leben mit Ersatzteilen, München 2004, S. 89.

Geschichte der Kriegs- und Nachkriegsprothetik eignen.

R.s Verwundung und Amputation wurde zu einer Episode in einer Lebensgeschichte, die sich als männliche Musterbiographie der deutschen Nachkriegszeit liest: Nachdem R. im Herbst 1942 eine Ehe geschlossen hatte, die bis zu seinem Tod bestehen sollte, und im Januar 1943 aus dem Kriegsdienst entlassen worden war, wie ein Dokument in der Sammlung des Deutschen Hygiene-Museums belegt,<sup>23</sup> wurde er 1944 Vater. Nach dem Krieg verdingte er sich zunächst mit verschiedenen Tätigkeiten, arbeitete u.a. bei einer Landmaschinenfirma. 1948 ging sein Berufswunsch in Erfüllung: Am Tag der Währungsreform – der in der Familienerinnerung einen wichtigen Platz einnahm, weil er im persönlichen wie im kollektiven Gedächtnis einen Wendepunkt von der Mangel- zur Wohlstandsgesellschaft markierte – erfolgte seine Verbeamtung als Lehrer. Von nun an unterrichtete R. im Winterhalbjahr an einer Landwirtschaftsschule, während er sich im Sommer in der Beratung von Bauern betätigte.<sup>24</sup>

Ein Hochzeitsfoto zeigt R., uniformiert und dekoriert, an der Seite seiner lächelnden Ehefrau.<sup>25</sup> Sein rechter, unversehrter Arm ist hinter ihrer Schulter verborgen. Aus seinem linken Ärmel lugt ein dunkler Handschuh, eine sogenannte Kosmetikprothese. Seine Tochter, die zwei Jahre später geboren wurde, erinnert sich, dass er eine solche Prothese stets trug, im Schuldienst wie in der Freizeit. Kosmetikprothesen imitierten das Aussehen von Armen und Händen, sollten somit Amputationen kaschieren und das äußere Erscheinungsbild wiederherstellen. Über die starre Innenhand, die in der Regel aus Filz oder Leder gefertigt und als Hand im Ruhezustand gestaltet war, wurde ein Handschuh gezogen. Das Deutsche Hygiene-Museum besitzt R.s letzte Kosmetikprothese, die er von 1974 bis 2001 verwendete.<sup>26</sup> Der Verbleib seiner ersten Kosmetikprothese ist ebenso ungeklärt wie die Frage, warum er die letzte 27 Jahre lang verwendete und nicht durch eine modernere Kunsthand ersetzt.

Und jene Prothese, die er 1947 erhalten und offenbar ebenfalls intensiv genutzt hatte? Diese sogenannte Funktionsprothese trug R. nur, wie sich seine Tochter erinnert, um Gartenarbeiten zu verrichten. Nachdem die

23 Dokument betreffs Entlassung aus dem Wehrdienst, 14.01.1943, Inventarnummer DHMD 2003/641.1, Sammlung des Deutschen Hygiene-Museums.

24 Telefonat mit R.s Tochter vom 17.02.2015.

25 In der Dokumentation der Sammlung des Deutschen Hygiene-Museums befindet sich eine Kopie des Hochzeitsfotos, das die Tochter des Brautpaares zum Zweck der Reproduktion zur Verfügung gestellt hat.

26 Unterarmschmuckprothese, Inventarnummer DHMD 2003/641, Sammlung des Deutschen Hygiene-Museums.

Familie 1953 in ein Haus gezogen war, das nicht über ein Gartengrundstück verfügte, war sie ihm nicht mehr von Nutzen.<sup>27</sup>

## Körper-Ersatz-Teile

Nichts deutet darauf hin, dass es für R. ein Problem darstellte, eine Armprothese zu tragen. Der Rückgriff auf diese Art des technischen Artefakts konnte vermutlich deswegen so frühzeitig und direkt erfolgen, weil sich die Anwendung von Prothesen, die auf einer historisch kontingenten Auffassung vom Körper und seinen Modifikationsmöglichkeiten basierte, bereits etabliert hatte.

Versehrte Körper mithilfe von Technik zu modifizieren und zu normalisieren, war seit dem 19. Jahrhundert gängige Strategie. Orthopäden suchten Dysfunktionen zu korrigieren und als unvollständig wahrgenommene Körper zu komplettieren, indem sie sie mit technischen Hilfsmitteln versahen. Dabei diversifizierten sich die Apparate: Neben Prothesen kamen etwa Schienen oder Korsette zum Einsatz. Die medizinische Mechanisierung des Körpers erschien zunehmend legitim seit mit der Aufklärung die religiöse Vorstellung, in den Körper sei nicht einzugreifen weil er gottgegeben sei, von dem Imperativ abgelöst wurde, Kranke zu heilen und als defizitär eingestufte Körper zu optimieren.<sup>28</sup>

Die Technisierung der Behandlungen wurde auch durch die in den Lebenswissenschaften vorherrschende Auffassung vom Körper als Maschine begünstigt,<sup>29</sup> während zugleich im Maschinenbau die Idee der Austauschbarkeit dominierte. Daraus resultierte eine Konzeption des Körpers als Maschine, deren Teile auswechselbar seien.<sup>30</sup> Technische Innovationen, die am Körper ansetzten um ihn zu gestalten, waren auch deswegen weitgehend akzeptiert, weil chirurgische Neuerungen wie Narkose, Asepsis und Antisepsis Eingriffe erträglich machten und die Chancen, sie zu überleben, stiegen. Und schließlich ermöglichte die gesetzliche Sozialversicherung eine Hilfsmittelversorgung auch für Menschen, die nur über ein niedriges Einkommen verfügten.<sup>31</sup>

27 Telefonat mit R.s Tochter vom 17.02.2015.

28 Bösl, Elsbeth: Politiken der Normalisierung. Zur Geschichte der Behindertenpolitik in der Bundesrepublik Deutschland, Bielefeld 2009, S. 290.

29 Vgl. Sarasin, Philipp: Reizbare Maschinen. Ein Geschichte des Körpers 1765-1914, Frankfurt a. M. 2001; Rabinbach, Anson: The Human Motor. Energy, Fatigue, and the Origins of Modernity, New York 1990.

30 Vgl. Berz, Peter, Price, Mathew: Ersatzglieder, in: Petra Lutz, Thoma Macho, Gisela Staube, Heike Zirden (Hg.): Der [im]perfekte Mensch. Metamorphosen von Normalität und Abweichung, Bonn 2003, S. 143-161.

31 Vgl. Bösl: Politiken der Normalisierung, S. 290-292.

Doch erst mit dem Ersten Weltkrieg avancierte die Prothetik zur Masentechnologie. Politik und Gesellschaft sahen sich zunehmend mit dem Problem konfrontiert, die Versorgung für die große Zahl der Beschädigten sicherzustellen, die aus dem nunmehr hochgradig technologisierten Kriegsgeschehen zurückkehrten. Als Patentlösung galt ihre Reintegration in den Arbeitsmarkt. Zu diesem Zweck sollten die versehrten Körper mithilfe von Prothesen normalisiert und den Anforderungen gemäß gestaltet werden. Nun entstand eine Prothesenindustrie, die sich intensiv um Neuerungen in der Prothesentechnik bemühte. Ziel war dabei, Arbeitssubjekte zu regenerieren und Produktivität zu steigern, indem sie mit Prothesen ausgestattet wurden, die auf die jeweiligen Handgriffe zugeschnitten waren.<sup>32</sup>

Die mechanistische Sicht auf versehrte Körper war nach dem Zweiten Weltkrieg ungebrochen, die Ersatzteillogik nach wie vor präsent. Doch die Technikeuphorie und die Optimierungsphantasien der Zwischenkriegszeit waren verflogen. Der Fokus lag nun auf der technischen Rekonstruktion beschädigter Körper, deren Leistungsfähigkeit wiederhergestellt, aber nicht weiter gesteigert werden sollte.<sup>33</sup> In den ersten Nachkriegsdekaden war es – ähnlich wie in den Weimarer Jahren – das vorrangige Ziel westdeutscher Behindertenpolitik, die Kriegsversehrten mithilfe von Technologien in den Arbeitsmarkt zu integrieren. Staatlich gesichert waren nicht nur die Versorgung mit orthopädischen Hilfsmitteln und Rentenleistungen für Kriegsbeschädigte – wie die Prägungen in R.s Arbeitsprothese offenbaren, war auch sie von einem Versorgungsamt zur Verfügung gestellt worden und R. bezog, so zeigt ein Dokument in der Sammlung des Deutschen Hygiene-Museums, ebenfalls eine Rente.<sup>34</sup> Angeboten wurden auch Rehabilitationsmaßnahmen wie medizinische Nachsorge und berufliche Umschulungen. Alle diese Mittel zielten zum einen darauf, Menschen mit Behinderungen in den Arbeitsmarkt zu brin-

32 Vgl. Bösl: Politiken der Normalisierung, S. 293-296; Bühr, Simon: „Entkrüppelung der Krüppel“. Der Siemens-Schuckert-Arbeitsarm und die Kriegsinvalidenfürsorge in Deutschland während des Ersten Weltkriegs, in: *NTM. Zeitschrift für Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin* 21 (2013), Nr. 2, S. 107-141; Harrasser, Karin: Sensible Prothesen. Medien der Wiederherstellung von Produktivität, in: *Body Politics* 1 (2013) Nr. 1, S. 99-117; Kienitz, Sabine: Beschädigte Helden. Kriegsinvalidität und Körperbilder 1914-1923, Paderborn 2008; Perry, Heather R.: Re-Arming the Disabled Veteran. Artificially Rebuilding State and Society in World War One Germany, in: Katherine Ott, David Serlin, Steven Mihm (Hg.): *Artificial Parts, Practical Lives. Modern Histories of Prosthetics*, New York, London 2003, S. 75-101.

33 Vgl. Bösl: Politiken der Normalisierung, S. 296 f.

34 Vgl. Dokument über die Feststellung von Beschädigtenbezügen, 20.1.1952, DHMD 2003/641.3, Sammlung des Deutschen Hygiene-Museums.

gen und zum anderen – und damit verbunden – die Ausgaben für Sozialleistungen gering zu halten.<sup>35</sup>

## Handhabungen

Der Bedarf an Prothesen war in den Nachkriegsjahren so hoch, dass die Nachfrage kaum gedeckt werden konnte. Zerstörte Infrastrukturen sowie ein Mangel an Personal und Rohstoffen erschwerte die Fertigung in hinreichenden Mengen. Viele Menschen, deren Gliedmaßen amputiert worden waren, lernten zunächst auf andere Weise zurechtzukommen. Zudem wurden Prothesen aller Art auf dem Schwarzmarkt gehandelt, wie Uta Krukowska am Beispiel von Hamburg zeigt. Besonders hohe Preise erzielten Funktionsprothesen wie jene, die R. bei der Gartenarbeit verwendete.<sup>36</sup> Gravuren auf den Ansatzstücken seiner Prothese verweisen auf den Hersteller „Gebrüder Martin“. Diese Firma war auf die Produktion chirurgischer Instrumente spezialisiert. In der Fertigung von Prothesenteilen erkannte sie während der Nachkriegszeit offenbar eine Marktlücke.<sup>37</sup>

Die begehrten Teile sollten ihre Trägerinnen und Träger befähigen, Bewegungen zu vollführen, die ihnen ohne diese Hilfsmittel nicht oder nur schwer möglich gewesen wären. Solche Bewegungen – ob mit Gliedern oder Prothesen verrichtet – sind nicht „natürlich“. Sie werden vielmehr anerzogen, nachgeahmt oder erlernt. Marcel Mauss hat dafür den Begriff der „Körpertechniken“ geprägt. Diese „Weisen, in der sich die Menschen in der einen wie in der anderen Gesellschaft traditionsgemäß ihres Körpers bedienen“,<sup>38</sup> mögen historisch und regional, nach Alter und Geschlecht variieren, ihre Verwendung ist jedoch immer sozial vorgegeben. Zweck ihrer Einübung ist es, „den Körper seinem Gebrauch anzupassen“ und dabei bestimmte Leistungen zu erzielen.<sup>39</sup> Mit der Amputation von Gliedmaßen geht stets eine Einschränkung der Techniken des Körpers einher. Prothesen sollen dann Ausgleich schaffen. Doch was

35 Vgl. Fandrey, Walter: Krüppel, Idioten, Irre. Zur Sozialgeschichte behinderter Menschen in Deutschland, Stuttgart 1990, S. 197 ff.

36 Vgl. Krukowska, Uta: Kriegsversehrte. Allgemeine Lebensbedingungen und medizinische Versorgung deutscher Versehrter nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges in der Britischen Besatzungszone Deutschlands, dargestellt am Beispiel der Hansestadt Hamburg, Hamburg 2006, S. 47-50.

37 Vgl. KLS Group: Unternehmensgeschichte. <http://www.klsmartin.com/company/history/?L=2robots.txt> (letzter Zugriff: 15.04.2015).

38 Mauss, Marcel: Soziologie und Anthropologie 2: Gabentausch, Soziologie und Psychologie, Todesvorstellungen, Körpertechniken, Begriff der Person, Frankfurt am Main 1997, S. 199.

39 Mauss: Soziologie und Anthropologie 2, S. 219.

bedeutet das für die Prothetik? Und was für die Körpertechniken?

Kaum ein Ding sagt so viel über die Relevanz, die gewissen Körpertechniken in einer Kultur zugesprochen wird, wie eine Prothese. Kunstgliedern ist grundsätzlich eine Reduktion von Körpertechniken eigen. Menschen bilden im Laufe ihres Lebens verschiedene Bewegungsarten aus, sie lernen beispielsweise unterschiedliche Weisen des Greifens. Moderne Prothesenhände ermöglichen in der Regel jedoch nur ein oder zwei Greifarten. Aufsätze für Funktionsprothesen sind sogar nur einer einzigen spezifischen Gebrauchsstellungen der Hand nachgebildet. So auch jene, die R. besaß. Er konnte am Gewinde einen Ring oder einen Haken befestigen, massive Werkzeuge aus hartem Eisen. Während der Ring den Faustschluss nachahmt, imitiert der Haken den Tragegriff – für andere Griffe taugen sie aufgrund ihrer Spezifik nicht. Doch galten die Arten des Zufassens, die sich mit ihnen tätigen ließen, als gängig und vielfältig einsetzbar.<sup>40</sup> Mit ihnen ließen sich etwa diverse Gegenstände halten oder führen. Die Prothesenansätze konnten somit für unterschiedlichste Aktivitäten angewendet werden. Sie waren Universalwerkzeuge, mit denen sich Universaltechniken ausführen ließen. Sie ermöglichten somit, diverse Leistungserwartungen zu erfüllen.

Der Entwicklung solcher Artefakte war eine „Transposition vom Menschlichen ins Maschinale“ vorausgegangen.<sup>41</sup> Maschinenbauingenieure, die sich während des Ersten Weltkriegs mit der Konstruktion von Prothesen befasst hatten, hatten den menschlichen Körper mit den Mitteln und Denkweisen ihrer Disziplin analysiert. Die Folge war, dass Gliedteile zum einen mit Scharnier-, Kugel- und Zapfengelenken gleichgesetzt wurden, die Bewegungsradien vorschrieben. Zum anderen führten die bautechnischen Analysen des Bewegungsapparates zur Ermittlung von Funktionen wie etwa den Greifarten der Hand. Dabei wurden Analogien zu Werkzeugtypen hergestellt. Die Vermessung und Kalibrierung von Gliedmaßen erfolgte also analog zur Standardisierung von Bauteilen und Werkzeugen im Maschinenbau, während aus der Modularisierung des Körpers in seine mechanischen Grundelemente die Zusammensetzung von Ersatzgliedern resultierte.<sup>42</sup>

Die Ideen gewünschter Handhaltungen, die die Ansätze reproduzierten, verdichteten sich in deren technischer Reduktion. Denn während Handgriffe sich in zeitlich strukturierten Bewegungen vollziehen, sind die

40 Vgl. Rostowzew-Atanassowa, Galina: Nachuntersuchung von 100 Armamputierten unter dem Gesichtspunkt des Gebrauchs einer Prothese, Diss., Dresden 1968, S. 16 f.

41 Horn, Eva: Prothesen. Der Mensch im Lichte des Maschinenbaus, in: Annette Keck, Nicolas Pethes (Hg.): Mediale Anatomien. Menschenbilder als Medienprojektionen, Bielefeld 2001, S. 193-209, S. 202.

42 Vgl. Horn: Prothesen, S. 201-203.

Ansätze von R.s Funktionsprothesen nicht beweglich. Sie erscheinen vielmehr starr, als sei die jeweilige Bewegung auf dem Punkt ihrer höchsten Effektivität eingefroren. Zugleich steigert das reduzierte Design der Prothesenteile die vielseitige Verwendbarkeit, und das harte Material garantiert Dauerhaftigkeit und Widerstandsfähigkeit. Die Prothesenansätze sind damit Produkt, Sinnbild und Antrieb von Rationalisierungsmaßnahmen am versehrten Körper und seinen Bewegungen.

Doch Prothesen ließen sich nicht ohne weiteres nutzen. Ihr Gebrauch setzte voraus, dass ihre Trägerinnen und Träger die Anwendung ihrer Kunstglieder einübten und Körpertechniken neu erlernten. In den Nachkriegsdekaden wurden Einrichtungen zur Rehabilitation geschaffen, in denen sich die Amputierten darauf konzentrierten, den Gebrauch orthopädischer Hilfsmittel zu erlernen. Diese Einrichtungen standen gewissermaßen in der Tradition der orthopädischen Lazarette des Ersten Weltkriegs, in denen Kriegsinvalide auf die Wiederaneignung oder Neujustierung von Körpertechniken hinwirkten. Doch während dort militärischer Drill und gemeinsames Durchexerzieren unter militärischer Aufsicht herrschten,<sup>43</sup> war die Körperarbeit in den bundesrepublikanischen Institutionen zunehmend durch individuelle Betreuung und ein Klima medizinisch-therapeutisch angeleiteter Selbstsorge geprägt.<sup>44</sup>

## Passung und Passing

Die Idee, armamputierte Menschen mit Funktionsprothesen auszustatten war keineswegs neu. Bereits in der Frühen Neuzeit hatten sich Menschen nach Gliedmaßenverlusten Holzbeine oder Haken an Bein- oder Armstümpfe geschnallt um sich fortbewegen und ihrer Arbeit nachgehen zu können.<sup>45</sup> Seit dem Ersten Weltkrieg wurden solche Funktionsprothesen systematisch weiterentwickelt. Mit dem Ziel, Tausende Kriegsversehrte zur Erwerbstätigkeit zu befähigen, ersannen Ärzte und Ingenieure so genannte Arbeitsarme für Tätigkeiten in Landwirtschaft, Industrie und

43 Deutlich wird dies etwa im Dokumentarfilm „Ansichten aus dem Lazarett Jakobsberg, orthopädisches Lazarett des XX. A.K., Allenstein O.Pr.“, 1918, National Hygiene-Museum, DHMD 2007/869, Sammlung des Deutschen Hygiene-Museums.

44 Vgl. Kersten, Herbert: Gehschule für Beinamputierte, Stuttgart 1961. Karin Harrasser beobachtet bereits für die Zeit des Ersten Weltkriegs eine Akzentverschiebung von der Disziplinierung zur Selbstregulierung, die auf der Idee des Körpers als Rückkopplungssystem fußte und eine Grundlage bot für die psychologische Behandlung der Kriegsversehrten. Vgl. Harrasser: Körper 2.0, S. 91f.

45 Vgl. Schnalke, Thomas: Der ersetzbare Mensch. Aus der Geschichte des Körpers und seiner Prothesen, in: Sabine Gerber-Hirt, Walter Hauser, Walter Rathjen, Florian Breitsameter (Hg.): Leben mit Ersatzteilen, München 2004, S. 12-15.

Handwerk. Bald schien die Idee auf, mittels Prothesenansätzen, die auf berufsspezifische Handhabungen zugeschnitten waren, noch effektivere Arbeitskörper zu erschaffen. So bemühte sich die Prothesenindustrie um Diversifikation und Spezialisierung der Ansatzteile bei gleichzeitiger Standardisierung der Anschlusstechnik. Somit konnte nun etwa ein Hammer direkt am Prothesenarm befestigt und bei Bedarf durch ein anderes Werkzeug ausgetauscht werden. Wie Heather R. Perry treffend formuliert: „form followed function in German prosthetic design“.<sup>46</sup> R.s Funktionsprothese zeugt zwar gerade nicht von Spezialisierung. Dennoch steht sie in der Linie dieser technischen Entwicklung, die bis zur Nachkriegszeit nicht weiter vorangetrieben wurde: Auch sein Kunstglied charakterisieren Standardisierung von Anschlüssen und Ansatzteilen und deren Austauschbarkeit.

Karin Harrasser hat für die Funktions- bzw. Arbeitsprothesen das wichtige Moment der Passung von Menschen- und Maschinenkinetik hervorgehoben, die gleich auf mehreren Ebenen Wirkung entfaltete. Denn in dieser Prothesentechnik vollzog sich eine „Passung zwischen Amputiertem und Prothese, zwischen Prothese und Werkzeug, zwischen Werkzeug und Arbeitsvorgang“.<sup>47</sup> So wurde es möglich, Körper, Prothese und Arbeit zu verbinden und Produktivität zu steigern.

Darüber hinaus reproduzierte diese Art der Prothesen Klassengrenzen, und dies unmittelbar an und durch die Körper ihrer Träger. Denn der mit Schwerarbeit konnotierte „Arbeitsarm“ machte den „Arbeiter“ kenntlich, sei es in Landwirtschaft oder Industrie.<sup>48</sup> Es ist nicht klar, ob R. seine Funktionsprothese erhielt, um in den Nachkriegsjahren entsprechenden Tätigkeiten nachzugehen. Wir wissen jedoch, dass er ihn schließlich bis zum 1953 erfolgten Umzug in ein Haus ohne Garten zur privaten Gartenarbeit verwendete, einer Arbeit, die in den entbehnungsreichen Nachkriegsjahren als Subsistenzwirtschaft dazu beitrug, die Ernährung zu sichern.

Eine Kosmetikprothese hingegen, wie er sie auf dem Hochzeitsfoto von 1942 trug, verwendete er nach wie vor. Solche Kunstglieder, auch „Schmuckprothesen“ genannt, ergänzten den versehrten Körper optisch, galten aber im Gegensatz zu den Arbeitsarmen als funktionslos. Ihre Verwendung ist bereits für die Frühe Neuzeit überliefert. Genutzt wurden die oftmals kunstvoll gearbeiteten Prothesen zunächst vermutlich vor allem von wohlhabenden Personen. Doch offenbar legten sich zunehmend auch weniger Begüterte „Schmuckhände“ zu, um an Sonn- und Feiertagen in

46 Vgl. Perry: *Re-Arming the Disabled Veteran*, S. 84-86, Zitat S. 86. Siehe auch Bihl: „Entkrüppelung der Krüppel“.

47 Harrasser: *Körper 2.0*, S. 91.

48 Vgl. Perry: *Re-Arming the Disabled Veteran*, S. 86.

der Öffentlichkeit Amputationen zu verbergen. Daher bürgerte sich auch die Bezeichnungen „Sonntagsarm“ ein.<sup>49</sup> In der Tat sind diese Kunstglieder für schwere Arbeiten nicht geeignet: Nicht nur ihre Unbeweglichkeit, auch die Materialien, aus denen sie gefertigt sind – die Prothese in der Sammlung des Deutschen Hygiene-Museums etwa besteht aus Holz, Filz und Kunststoff – lassen sie wenig widerstandsfähig und belastbar erscheinen.

Kosmetikprothesen erfuhren daher kaum Wertschätzung. Führende Orthopäden, für die während des Ersten Weltkriegs die Wiedereingliederung der Kriegsinvaliden in Landwirtschaft und Industrie an erster Stelle gestanden hatte, hatten sie als „dekorativ“ und „nutzlos“ abgetan.<sup>50</sup> Zur Situation in der Nachkriegszeit liegen kaum Studien vor,<sup>51</sup> doch die große Anzahl solcher Prothesen in der Sammlung des Deutschen Hygiene-Museums zeigt, dass sie durchaus vertrieben und genutzt wurden. Und auch R. wusste sie offenbar zu schätzen.

Karin Harrasser hat bemerkt, dass sowohl Kosmetikprothesen als auch Funktionsprothesen ein enges Verhältnis zur Normkörperlichkeit aufweisen, diese aber zugleich auf je eigene Weise unterlaufen. Während Kosmetikprothesen den versehrten Körper optisch vollständig erscheinen lassen, aber keine Funktionalität aufweisen, können Funktionsprothesen Körperfunktionen ersetzen, fügen sich aber aufgrund ihrer technischen Anmutung nicht in das erwartete Körperbild ein. Beide Prothesenarten dienen gleichwohl dem sozialen Passing: die Kosmetikprothese, indem sie die Amputation verschleiert und so Unauffälligkeit erlaubt, die Funktionsprothese indem sie ermöglicht, sich „in Arbeitszusammenhänge bzw. durch das Leistungsparadigma strukturierte Bereiche“ einzugliedern.<sup>52</sup>

Unter Umständen jedoch kaschiert eine Kosmetikprothese nicht die Amputation, sondern betont sie. So zeigte R. sein Kunstglied freimütig auf dem Hochzeitsfoto, das neben der persönlichen Erinnerung auch der Repräsentation im Familien- und Bekanntenkreis gedient haben mag. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass seiner Prothese hier eine spezifische Aufgabe zukam: Der schwarze Handschuh lenkte den Blick auf die Leerstelle, die die Amputation hinterlassen hatte und betonte so den Verlust.<sup>53</sup> Die

49 Vgl. Perry: *Re-Arming the Disabled Veteran*, S. 79.

50 Vgl. Perry: *Re-Arming the Disabled Veteran*, S. 84 f.

51 Siehe aber Bösl: *Politiken der Normalisierung*.

52 Vgl. Harrasser, Karin: *Extensions of the Working Man. Von der Passung zum passing*, in: Gabu Heindl (Hg.): *Arbeit Zeit Raum. Bilder und Bauten der Arbeit im Postfordismus*, Wien 2008, S. 34-61, S. 37f., Zitat S. 37.

53 Kriegsbedingte Amputation können zu unterschiedlichen Sinnbildern werden, die sich auch im Laufe der Zeit ändern können. Zu Beginn des Ersten Weltkriegs etwa hatten

Prothese mochte somit vermeintliches Heldentum oder Opferbereitschaft des Kriegsteilnehmers versinnbildlicht haben.

Ich möchte aber vor allem argumentieren, dass die Kosmetikprothese für R. in seinem weiteren Leben beide Arten des Passings garantiert haben mag. Denn er trug sie eben nicht nur am Sonntag, sondern auch während seiner Arbeit als Landwirtschaftslehrer und -berater. Zu Beginn seiner Berufstätigkeit herrschte eine „Misere der landwirtschaftlichen Bildung“: Praxis galt viel, Theorie wenig, die Ausbildungsquoten waren entsprechend schlecht. Um diesem Problem zu begegnen, wurde der Unterricht nicht nur ins arbeitsarme Winterhalbjahr verlegt, sondern auch praxisnah gestaltet und auf Anschaulichkeit und praktische Beispiele gebaut. Auf dem Lehrplan standen schon seit dem Kaiserreich allgemeine Fortbildungsfächer, während des Nationalsozialismus waren Düngerlehre und Maschinenkunde hinzugekommen und nach 1945 wuchs die Bedeutung ökonomischer Fächer wie Betriebswirtschaft und Buchführung.<sup>54</sup> In der im Sommer durchgeführten Beratungstätigkeit, deren Kombination mit landwirtschaftlichem Schuldienst üblich war, agierte R. als „Scharnier zwischen Wissenschaft und Praxis“.<sup>55</sup> Trotz Praxisorientierung war eine Funktionsprothese dabei wohl nicht notwendig.

Eine Kosmetikprothese hingegen schon. Offenbar bestand bei der Arbeit wie auch in der Freizeit der Wunsch, die Amputation zu verdecken und keine Irritationen auszulösen. Im Alltag der Nachkriegszeit waren Menschen, denen Glieder amputiert und Gesichter entstellt worden waren, zwar allgegenwärtig. Doch je länger der Krieg mit seinen Verheerungen, die er an Körpern bewirkt hatte, zurücklag, umso befremdlicher mögen Versehrte gewirkt haben. Insbesondere womöglich für die nachwachsenden Generationen, die Kriegs- und Nachkriegszeit nicht bewusst erlebt hatten. Und deren Angehörige drückten bei R. die Schulbank.

Während der Zusammenhang von Arbeit und Prothetik für die Zeit des Ersten Weltkriegs und der Zwischenkriegszeit gut erforscht ist, liegen für die Zeit von der Nachkriegsepoche bis zur jüngeren Gegenwart kaum Untersuchungen vor. Es ist aber wichtig zu fragen, welche Rolle die Prothetik in jenem Prozess spielte, in dem sich die Industrie- in die Dienstleistungsgesellschaft transformierte: War es nun noch opportun, einen kraftvollen Körper zu präsentieren, der sich mit Maschinen verkoppeln

Versehrungen von Soldaten in der öffentlichen Wahrnehmung als Zeichen von Heldentum gegolten. Mit der wachsenden Zahl Kriegsversehrter wurden aber die Reaktionen auf die Beschädigten, die der finanziellen Unterstützung bedurften und zugleich die Aussichtslosigkeit des Krieges vor Augen führten, zunehmend feindselig. Vgl. Kienitz: Beschädigte Helden.

54 Vgl. Uekötter, Frank: Die Wahrheit ist auf dem Feld. Eine Wissensgeschichte der deutschen Landwirtschaft, Göttingen 2012, S. 99-104, Zitat S. 102

55 Vgl. Uekötter: Die Wahrheit ist auf dem Feld, S. 73-77, Zitat S. 73.

ließ (Funktionsprothese)? Oder galt es, einen vollständigen Körper zu haben, der dem *Workflow* keine Widerstände entgegengesetzte (Kosmetikprothese)?

Wie auch immer, das Passing durch Prothesen hatte in jedem Fall eine geschlechterpolitische Dimension.<sup>56</sup> “[R]eturning disabled veterans at work in order to make them self-sufficient breadwinners”, war Carol Poore zufolge das erklärte Ziel der erwerbsarbeitsorientierten Behindertenpolitik.<sup>57</sup> Sofern auch Kosmetikprothesen die Eingliederung in die neue Arbeitswelt erleichterten, ermöglichten sie ihren Trägern, die Rolle des männlichen Alleinernährers einzunehmen, die in den ersten bundesrepublikanischen Dekaden auf allen Ebenen privilegiert wurde.<sup>58</sup> Auch R. und seine Frau lebten in einem entsprechenden Familienmodell, das auf geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung basierte: Während er durch außerhäuslichen Erwerb das Familieneinkommen sicherte, war sie für die Hausarbeit zuständig.

Produktivitäts- und erfolgsorientierte Erzählungen, die Industrie und Politik über Prothetik lancierten, blenden aus, dass das Passing scheitern konnte. Doch mit diesem Scheitern eröffneten sich neue Perspektiven für ein Miteinander. Dies macht der Blick auf die Museumsdinge und ihre kontextualisierende Überlieferung deutlich. Während R.s Tochter seine Prothese als „normal“ ansah, war dies bei seinen Enkeln und anderen Kindern nicht immer der Fall. Ihnen nahm R. die Scheu, indem er ihnen die Prothese vorführte und erklärte.<sup>59</sup> Interaktion schuf Vertrauen in ein Ding, das den Kindern nicht geläufig war. Punktuell ist überliefert, dass R. im Alltag Schwierigkeiten hatte und Hilfe brauchte. So unterstützte ihn seine Frau, die als Hausfrau tätig war, indem sie ihm beispielsweise Brote schmierte.<sup>60</sup> Was banal anmuten mag, verweist auf einen zentralen Punkt: Mit Dingen leben heißt, Strategien ihrer Aneignung zu entwickeln und situativ Allianzen zu schmieden, sei es mit menschlichen, sei es mit nicht-menschlichen Akteuren.

56 In der Sammlung des Deutschen Hygiene-Museums befinden sich nur sechszehn Prothesen und Prothesenpasteile von bzw. für Frauen, sodass sich die Geschichte der Frauenprothetik weniger gut erschließen lässt als die der Männerprothetik. Das Ungleichgewicht resultiert aus der starken Präsenz männlicher Kriegsversehrter in der Prothesenversorgung im 20. Jahrhundert. Da Amputationen heute zunehmend krankheitsbedingt sind, kann erwartet werden, dass Frauen künftig in ähnlichem Maße wie Männer von Prothesen Gebrauch machen werden.

57 Vgl. Poore, Carol: *Disability in Twentieth-Century German Culture*, Ann Arbor 2007, S. 172.

58 Vgl. Moeller, Robert G.: *Protecting Motherhood. Women and the Family in the Politics of Postwar West Germany*, Berkley (Calif.) 1993.

59 Telefonat mit R.s Tochter vom 17.02.2015.

60 Ebd.

## Schluss

Die Geschichte moderner Kunstglieder ist eine Geschichte des modernen Körpers. In ihr verbinden sich Ideen vom Körper, Anforderungen an seine Effizienz, Strategien seiner Zurichtung sowie Voraussetzungen und Möglichkeiten seiner Verbindung mit technischen Artefakten. Aber ist es nötig, Museumsdinge anzuführen, um diese Geschichte zu erzählen? Gaben R.s Prothesen nicht lediglich einen Denkanstoß, dienten sie nicht allenfalls als Illustration?

Ich habe eingangs behauptet, dass der Einbezug von Museumsdingen der Körpergeschichtsschreibung einen Zugewinn bringen könnte. Mit gut dokumentierten Objekten wie den Prothesen des R. bieten sich Quellen an, die Auskunft geben über den Umgang mit Dingen: unter welchen Bedingungen sie genutzt wurden, welche Handlungen sie aufgrund ihrer Beschaffenheit stimulierten und welches Erscheinungsbild sie beförderten, wie sich Nutzerinnen und Nutzer und Artefakte arrangierten, wann der Gebrauch scheiterte. Der Blick auf die Museumsdinge, auf deren Form und Material sowie ihre zugehörige Überlieferungen zeigt, wie sich der „Körper als situierte und kulturell-technologische Entität“ im Zusammenspiel mit Artefakten formierte.<sup>61</sup> Systematische Analysen der Dingwelten im Depot könnten dazu beitragen, den Strukturen und Brüchen auf die Spur zu kommen, die diese Geschichte prägen.

*Annika Wellmann-Stühning, Kontakt: annika.wellmann@gmx.net. Studium der Geschichte, Politikwissenschaft und Anglistik in Hannover und Liverpool; Promotion an der Universität Zürich mit einer medien- und sexualitätsgeschichtlichen Arbeit; wissenschaftliches Volontariat am Historischen Museum Hannover; derzeit wissenschaftliche Mitarbeit im Projekt „Schnittstelle Mensch. Artefakte zur Prothetik im Deutschen Hygiene-Museum“. Forschungsinteressen: Sexualitäts- und Körpergeschichte, Medien- und Wissensgeschichte, Geschichte und Theorie des Sammelns und Archivierens.*

61 Bath, Corinna, Bauer, Yvonne, Bock von Wülfigen, Bettina, Saupe, Angelika, Weber, Jutta: Materialität denken: Positionen und Werkzeuge, in: Dies. (Hg.): Materialität denken. Studien zur technologischen Verkörperung – Hybride Artefakte, posthumane Körper, Bielefeld 2005, S. 9-29, S. 11, 22.

# **Fitness, Gender, Körper. Materialisierungen evangelikaler Körpertheologien in den USA**

Martin Radermacher

*English abstract: Since the late 1950s, there is a body-related discourse in the United States which aims for a fit and healthy body – based on biblical principles. In tune with popular societal body and fitness ideals, this discourse of “devotional fitness” has gained popularity among evangelicals in the last decades. This field is suited to investigate how evangelical body theologies are materialized. In this article, I will look at this question, introducing both historical backgrounds and contemporary examples, and taking a critical point of view with regard to the construction of gender ideals and gender roles. Devotional fitness programs situate popular ideals of physical perfection within a conservative evangelical worldview which understands the husband as head and bread-winner of the family, and the wife as potentially weak against the temptations of food. The article thus focuses on central motifs of North American body history in the 20th and 21st century.*

Es ist der 15. Januar 2011. Rick Warren, Pastor der heute weltweit bekannten Saddleback Church im kalifornischen Lake Forest, Orange County, die mit etwa 22.000 Gottesdienstbesuchern pro Woche zu den zehn größten Kirchen der USA zählt, hat seine Gemeinde mit einem ungewöhnlichen Anliegen versammelt – einem Anliegen, dass man so in einer Kirche nicht unbedingt erwarten würde: Ein „Health & Fitness Seminar Kick-Off Event“. Ganz im Einklang mit den jahreszeitlich passenden Neujahrsvorsätzen präsentiert er heute zusammen mit den Ärzten und populären Fitnessgurus Daniel Amen, Mehmet Oz und Mark Hyman den „Daniel Plan“ – einen biblisch fundierten Abnehm- und Fitnessplan. Tausende verfolgen seine Eröffnungsrede sowie die sich anschließenden Seminare und Informationsveranstaltungen vor Ort und über das Internet. Ebenso viele werden sich am Nachmittag in die zahllosen Kleingruppen einschreiben und ihr persönliches Diät- und Fitnessprogramm beginnen.

Was zunächst ungewöhnlich, ja bizarr erscheinen mag – die Kombination von christlichem Glauben und dem Streben nach körperlicher ‚Perfektion‘ – führt Warren in seiner Einleitung apodiktisch zusammen: „The Father made your body, Jesus paid for your body, and the Spirit lives in your body – so you better take care of it“ (Warren et al. 2011). Er selbst habe, wie er später in seinem Buch *The Daniel Plan* (2013) berichten wird, diese einfache Tatsache sträflich vernachlässigt. Nun gelobt er Besserung, will als Beispiel für seine Gemeinde vorangehen

und seinen Körper so behandeln, wie Gott es ihm aufträgt (Warren 2013: 15).

In vielerlei Hinsicht weckt dieses Programm Aufmerksamkeit – nicht nur, weil es fremd und erklärungsbedürftig erscheint. Wo Körperideale mit religiöser Autorität verbunden werden, sind hierarchische Diskurse und Machtverhältnisse nicht fern. Körperideale sind immer mit Genderkonstruktionen und sozialen Aus- und Abgrenzungsmechanismen verbunden. Diese und andere Fragen wird der vorliegende Artikel aufwerfen und am konkreten empirischen Material diskutieren.

## Ziel des Artikels

Der Artikel soll mit kritischem Blick auf Gender-bezogene Beispiele zeigen, wie sich das ‚Religiöse‘ – hier US-amerikanisch-evangelikale Körpertheologien – in körperbezogenen Diskursen und Praktiken materialisiert. In anderen Worten: Das Feld „devotionale Fitness“ soll dahingehend untersucht werden, wie Geschlechterrollen diskursiv verhandelt und in Körperpraxis und -theologie umgesetzt werden. Dies geschieht auf Basis einer breit angelegten Analyse von Primärquellen<sup>1</sup> und wird anhand exemplarischer Fallbeispiele veranschaulicht. Dabei werden auch diskursive Vernetzungen zwischen christlichen Akteuren und ihrer gesellschaftlichen Umwelt berücksichtigt – denn devotionale Fitness ist ohne seine Einbettung in breitere Körper- und Gesundheitsdiskurse nicht zu verstehen.

Wenn die Rede davon ist, dass sich Körpertheologien „materialisieren“, dann soll das heißen, dass sie im menschlichen Körper und in körperlicher Praxis greifbar und ‚real‘ werden. Ich beziehe mich dabei auf ein Konzept von „Materialisierung“, das zum Beispiel von Birgit Meyer (2010) und Manuel A. Vásquez (2011) vertreten wird, die die haptischen, taktilen, visuellen, auditiven und körperlich-praktischen Dimensionen von Materialität betonen. In einer Kritik an Benedict Andersons Konzept der „imagined communities“ (Anderson 2006) notiert Meyer: „In brief, in order to become experienced as real, imagined communities need to materialize in the concrete lived environment and *be felt in the bones*“ (Meyer 2010: 5; Hervorhebung hinzugefügt). Als wichtigsten Aspekt dieser Materialisierung bezeichnet Vásquez den Körper (Vásquez 2011: 11),

1 Der hier vorliegende Artikel bedient sich aus dem Materialkorpus meiner Dissertation, die unter dem Titel *Devotional Fitness: An Analysis of Contemporary Christian Dieting and Fitness Programs in the United States* 2016 bei Springer erscheinen wird. Es handelt sich nicht um eine zusammenfassende Darstellung der Arbeit, sondern um ausgewählte Aspekte unter Einbezug bisher nicht veröffentlichten Materials.

der in den letzten Jahrzehnten in der Kultur- und Religionswissenschaft vor allem unter dem Begriff des „Embodiment“ in den Fokus gerückt ist. Ohne die weitläufige Diskussion um diesen Begriff hier aufgreifen zu wollen, soll das Konzept in einer pragmatischen Fassung nach Matti Kamppinen zugrunde gelegt werden und das dem Artikel zugrunde liegende Verständnis von „Materialisierung“ unterstützen:

„Embodied religion is [...] something that involves actively engaged religious bodies, performing rituals, or otherwise communicating with supernatural entities. Embodied religion is religion as it is studied in respectable fieldwork-based ethnography. Embodied religion is not a specific type of religion, but rather a research setting, where religious bodies are studied by means of interview and participant observation“ (Kamppinen 2011: 209).

Methodisch basiert der hier vorliegende Artikel auf textlichen und audiovisuellen Quellen sowie ergänzenden Daten aus empirischen Feldforschungen, die im Zeitraum September bis Dezember 2011 in den USA erhoben wurden. Dabei wurden teilnehmende Beobachtungen bei verschiedenen Gruppen sowie qualitative Interviews mit Programmgründern, Gruppenleitern und Teilnehmern durchgeführt. Der Großteil des Materials besteht jedoch aus schriftlichen Quellen und transkribierte Videos: Es wurden über 200 Einzelquellen ausgewertet, darunter Bücher, Internetseiten, graue Literatur und Ausschnitte aus Fernsehsendungen sowie Videos.

Das analysierte Material ist in Nordamerika, speziell in US-amerikanisch-evangelikalen Kreisen, seit Ende der 1950er Jahre verbreitet, wobei sich genaue Zahlen relativ schwer ermitteln lassen. 2010 wurde im gesamten Fitnesssektor ein Umsatz von 60,9 Mrd. US-Dollar erzielt (LaRosa 2011). Zwar bezieht sich diese Zahl auf den gesamten Fitnesssektor, also sowohl christliche als auch nicht-christliche Programme, aber sie vermittelt einen Eindruck von der ökonomischen Bedeutung des Marktes, an dem christliche Anbieter partizipieren. Nach einer Schätzung von David Mainz (1999) beläuft sich der Anteil christlicher Diätprogramme auf etwa fünf Prozent aller Diätprogramme in den USA (zitiert in Schrettle 2006: 18–19). Schon im Jahr 2005 stellte Alan Wolfe fest, dass der von Gwen Shamblin gegründete „Weigh Down Workshop“ ein „integral part of congregational life in evangelical circles“ sei (Wolfe 2005: 159–60). Dabei sind die Rezipientinnen dieser Programme nach verbreiteter Einschätzung meistens weibliche, weiße, körperlich gesunde und christliche Frauen mittleren Alters (Griffith 2004: 225–26). Es gibt jedoch auch

hier Ausnahmen, so zum Beispiel Programme, die mehrheitlich von Afroamerikanern geleitet und nachgefragt werden<sup>2</sup>, oder solche, die sich direkt an Männer richten (z. B. Reynolds 2012).

Die erhobenen Daten wurden in einer diskursanalytischen und qualitativ-ethnologischen Weise ausgewertet, wobei die vorliegende Studie auf projektspezifisch zugeschnittenen Methoden basiert. Ein erster Bestand an Daten wurde in kleinschrittiger Textanalyse kodiert; die so generierten Codes wurden kategorisiert und auf weiteres Material angewendet. So entstand in Wechselwirkung zwischen theoretischen Konzepten und aus den Primärdaten heraus generierten Begriffen ein konzeptueller Rahmen, der auf das stetig wachsende Datenmaterial angewendet und dabei verfeinert werden konnte.

Die in diesem Artikel präsentierten Daten und Beispiele stellen einen kleinen Ausschnitt aus dem Materialkorpus dar und sollen eine kritische Auseinandersetzung mit Geschlechterstereotypen und Körperbildern auf der Basis religionswissenschaftlicher Forschungsprämissen und -methoden ermöglichen. Das bedeutet, dass die inhärente Logik des Feldes ernst genommen und zugleich auf eine kritische Betrachtung vorbereitet wird. Zentrale Prämisse der Religionswissenschaft als Disziplin ist dabei, dass sich die Frage nach der Existenz oder Nicht-Existenz Gottes oder anderer transzendenter Einheiten einer wissenschaftlichen Überprüfung entzieht (methodischer Agnostizismus). Die Religionswissenschaft strebt damit eine möglichst ‚neutrale‘ Beschreibung und Analyse religiöser Wahrheitsansprüche an (Franke 2005: 22) und unterscheidet sich insofern von den Theologien, die mit einem solchen expliziten Wahrheitsanspruch argumentieren (müssen) und die damit zum Gegenstand religionswissenschaftlicher Arbeit werden können. Mit diesen Forderungen einher geht die strenge „Kontextualisierung religiöser Aussagen und Handlungsformen“ (Wilke 2011: 294) in ihrem kulturellen und gesellschaftlichen Umfeld. Bei allem Anspruch auf ‚Neutralität‘ bleibt es selbstverständlich auch dem Religionswissenschaftler frei, auf Grundlage weiterer – sozusagen nicht mehr genuin religionswissenschaftlicher – Bewertungsmaßstäbe Anfragen an das Feld zu stellen. Dieser Ansatz soll im hier vorliegenden Artikel vorbereitet werden, indem die religionswissenschaftliche Perspektive durch den kritischen Blick auf Gender- und Körperbildkonstruktionen ergänzt wird.

2 Zum Beispiel Paul Eugenes „Gospel Aerobics“ (Eugene 2012), Diara R. Clarks „F.A.B.\*n\*F.I.T. Christian Fitness“ (Clark 2011), Faith Abrahams „Jesus Body“ (Abraham 2011) oder Donna Richardson Joyners „Sweating in the Spirit“ (Richardson Joyner 2006).

## Was ist devotionale Fitness? – Historische Einordnung und Kurzüberblick

Mit der Bezeichnung „devotionale Fitness“ folge ich R. Marie Griffith, die in ihrer grundlegenden historischen und gegenwartsbezogenen Analyse evangelikaler Körperbilder von einer „devotional fitness culture“ spricht (Griffith 2004: 160 ff). Das Konzept umfasst evangelikale Programme, die seit Ende der 1950er Jahre von nordamerikanischen Christen, zumeist in den USA, entwickelt werden und auf biblischer Grundlage Gewichtsverlust und Verbesserung der körperlichen Fitness zum Ziel haben.

Als historische Vorläufer in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts sind besonders die New Thought-Bewegung und die Young Men's Christian Association (YMCA) zu nennen. Autoren des New Thought bereiteten insbesondere die Verquickung von Geist und Körper vor: Der Körper sei Ausdruck des geistigen Zustandes und der Geist habe alleinige Macht über den Körper (Griffith 2004: 70 ff). Vertreter der YMCA formulierten im Einklang mit der sogenannten Muscular Christianity erste Ansätze eines ‚christlichen Sportwesens‘, wobei hier noch die Mission über Sport im Vordergrund stand und weniger ein biblisch begründetes Körperideal (Coleman 2007: 42–43). Beide Aspekte waren zentral für die Genese evangelikaler Fitnessprogramme, in denen zum einen der Glaube als prägender Faktor im Hinblick auf den Körper gilt und zum anderen die Perfektionierung des Körpers in biblische Argumentationsstrukturen einbettet wird. Akteure der YMCA leiteten damit ebenso wie ihre Nachfolger in devotionalen Fitnessprogrammen einen Wandel innerhalb der protestantischen und insbesondere evangelikalen Tradition ein, die lange als ‚körperfeindlich‘ stereotypisiert wurde (Putney 2003: 20–24).

Was die ‚andere Seite‘ des Diskurses angeht, nämlich die Entstehung des modernen Schlankheits- und Schönheitsideals, so gehen die meisten AutorInnen davon aus, dass schon um 1900 zentrale Elemente dieser Körperideologie begründet wurden (Schwartz 1986: 95; Seid 1989: 81). Zunehmender wirtschaftlicher Wohlstand führte beim gleichzeitigen Fortbestehen älterer, jetzt ‚säkularisierter‘ protestantischer Werte der Bescheidenheit und Mäßigung dazu, dass Mitglieder der Konsumgesellschaft nach Möglichkeiten suchten, zu konsumieren und dennoch ‚Enthaltbarkeit‘ zu demonstrieren (Schwartz 1986: 4). Körperliche Enthaltbarkeit schien dafür das Mittel der Wahl zu werden (Schrettle 2006: 151 f). Dies wurde durch Tendenzen der Individualisierung verstärkt, die dem Einzelnen seinen Körper als Mittel und Ausdruck der Perfektionierung versprachen. Was bereits um die Jahrhundertwende angelegt war, wurde in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg nochmals verstärkt:

„The preference for slenderness was transmuted into a profound abhorrence of fat. The ‚Age of Caloric Anxiety‘ began as the culture of slimming emerged“ (Seid 1989: 103). Die Programme, die in diesem Artikel analysiert werden, basieren ideologisch auf jenen Strömungen und lassen sich in und zwischen verschiedenen aktuellen Diskursfeldern verorten: Dazu gehört zuallererst ein ‚neuer‘ Evangelikalismus, der sich nicht scheut, Techniken und Ideen der Populärkultur aufzugreifen und für seine Zwecke zu nutzen. Daneben ist die Popularität von Fitnesssportarten wie Yoga und Pilates ein wichtiger Hintergrund, zu dem sich evangelikale Akteure verhalten müssen. Programme wie das unten portraitierte „WholyFit“ wären kaum denkbar ohne den rezenten Yoga-Boom in den USA. Schließlich sind allgemeine gesellschaftliche Werte wie die Perfektionierung des Selbst, Zeiteffizienz und Konkurrenzdenken in devotionalen Fitnessprogrammen durchwegs anschlussfähig, wodurch Akteure einen nahtlosen Übergang zwischen ‚säkularer‘ und christlicher Fitnesskultur finden.

Ein „Programm“ meint im Kontext dieser Arbeit die Summe der Verhaltensanweisungen, Praktiken und Lesarten biblischer Texte, die von AutorInnen oder Organisationen unter einem (Marken-)Namen entworfen und vertrieben werden. Die Reichweite des Begriffs erstreckt sich von relativ kleinen Formaten bis hin zu international agierenden Organisationen: Es gibt beispielsweise Einzelpersonen, die aus persönlicher Überzeugung ein Fitnessprogramm auf biblischer Basis entwerfen, kurze Videos im Internet veröffentlichen oder Bücher schreiben. So veröffentlichte Denise Zakiya im August 2010 unter dem Titel „Ms. Christian Workout Coach: Helping You Get Fit for the Kingdom!“ drei Videos auf YouTube, in denen sie ihre Vorstellungen von gottgefälliger Fitness demonstriert. Schon Ende der 1950er Jahre prägten Charlie Shedd und Deborah Pierce mit Titeln wie *Pray Your Weight Away* (Shedd 1957) und *I Prayed Myself Slim* (Pierce 1960) das entstehende Genre.

Etwas größere Formate entstehen in lokalen Glaubensgemeinschaften, wenn dort Fitness- oder Sportkurse entwickelt werden, die zunächst nur von Mitgliedern der Gemeinschaft genutzt, dann aber auch über deren Grenzen hinaus rezipiert werden. So startete Steve Reynolds, Pastor der Capital Baptist Church in Annandale im Bundesstaat Virginia, im Januar 2007 die „Losing to Live“-Kampagne, einen zwölfwöchigen Abnehmwettbewerb, der seitdem mehrmals jährlich stattfindet und – unterstützt durch Reynolds' Buch *Bod4God* (2009) – nationale Aufmerksamkeit und Nachahmer in weiteren Gemeinden gefunden hat.

Schließlich gibt es die nach Anhängerzahl größten Programme, die meist als Franchiseunternehmen organisiert sind. „First Place 4 Health“ (gegründet 1981 von Carol Lewis), „Body & Soul Fitness“ (gegründet

1981 von Jeannie Blocher) oder „Weigh Down Workshop“ (gegründet 1986 von Gwen Shamblin) sind hier als prominente Beispiele zu nennen. Diese Organisationen bieten Fitness- und Diätprogramme an, die in lokalen Gemeinschaften von Privatpersonen mit Hilfe offizieller Materialien umgesetzt werden.

Die einzelnen Programme unterscheiden sich im Detail und in der konkreten Praxis. Gemeinsame Basis so gut wie aller Diät- und Fitnesspläne, die ich im Rahmen meiner Studie ausgewertet habe, ist aber, dass sie die Rede vom Körper als einem Tempel des Heiligen Geistes zur Grundlage ihrer Arbeit machen. Diese Aussage entstammt dem ersten Korintherbrief (Kapitel 6, Vers 19–20<sup>3</sup>) und wird so ausgelegt, dass der physische Körper als „Tempel“ zu betrachten ist, das heißt durch geeignete Praktiken gesund, schlank und fit gemacht oder erhalten werden soll. Dabei ist der argumentative Schritt von der Vorstellung des Körpers als eines Tempels zum Imperativ der körperlichen Gesundheit und Fitness keineswegs logisch zwingend, sondern beruht auf dem Import eines gesamtgesellschaftlich nahezu unangefochtenen Körperideals in den evangelikalen Referenzrahmen – ein Aspekt, den ich weiter unten mit Blick auf die diskursiven Vernetzungen zwischen christlichen Akteuren und ihrer gesellschaftlichen Umwelt weiter ausführen werde.

Die so umrissene Körpertheologie materialisiert sich in vielfältiger Weise. Einige Programme setzen besonders auf biblisch fundierte Ernährungspläne.<sup>4</sup> Diese nehmen sich entweder die rekonstruierte Ernährungsweise der Menschen in ‚biblischen Zeiten‘ zum Vorbild oder versuchen einzelne biblische Personen – insbesondere den Propheten Daniel und Jesus – in Bezug auf deren Ernährung und Lebensweise nachzuahmen. Sie unterscheiden sich in den meisten Fällen – abgesehen vom Bezug auf die Bibel – kaum von gängigen nicht-christlichen Diätprogrammen, wenn sie eine kohlenhydrat- und fettarme Ernährung auf der Basis möglichst unverarbeiteter und frischer Lebensmittel bei Verzicht auf zuckerhaltige Lebensmittel empfehlen.

Auch wenn es kaum ein Programm gibt, das nicht sowohl auf Aspekte der Ernährung als auch auf Aspekte der Bewegung eingeht, kann man doch Schwerpunktsetzungen ausmachen. So gibt es neben den eben ge-

3 „Oder wisset ihr nicht, daß euer Leib ein Tempel des heiligen Geistes ist, welchen ihr habt von Gott, und seid nicht euer selbst. Denn ihr seid teuer erkauft; darum so preist Gott an eurem Leibe und in eurem Geiste, welche sind Gottes“ (Luther 1912).

4 Zum Beispiel „First Place 4 Health“ (gegründet 1981 von Carole Lewis), *God’s Way to Ultimate Health* (Malkmus/Dye 1995), *Eating by the Book* (Meinz 1999), *The Diet of Daniel* (Edsel 2002), *What Would Jesus Eat?* (Colbert 2002), *The Jerusalem Diet* (Haggard 2005) oder *The Eden Diet* (Hancock 2008).

nannten (Ernährungs-)Programmen andere, die eher auf körperliche Aktivität setzen, um die angestrebten Fitnessziele zu erreichen.<sup>5</sup> Die konkrete Fitnesspraxis bedient sich dabei aus der ganzen Palette ‚säkularer‘ Fitnessangebote und reicht von Walking oder Jogging über Aerobic bis zu Krafttraining, Pilates, Zumba und Yoga. In der Regel werden die Fitnessübungen durch Gebete oder Meditationen über Bibeldverse ergänzt; oft begleitet zeitgenössische christliche Popmusik die Fitnessseinheiten.

## Forschungsstand

Nachdem die Religionswissenschaft sich seit ihrer Entstehung fast ausschließlich mit religiösen Symbol- und Sinnsystemen befasste und ReligionswissenschaftlerInnen sich vornehmlich mit religiösen Texten beschäftigten, rücken seit einigen Jahrzehnten zunehmend Materialität und Körperlichkeit in den Fokus. Unter Schlagworten wie „material turn“, „body turn“ oder „embodiment paradigm“ konzentrieren diese Ansätze sich weniger auf die reinen – sozusagen ‚körperlosen‘ – Diskurse als auf die konkreten Dinge, Praktiken und Körper, die bei der Konstitution religiöser Settings eine Rolle spielen (siehe zum Beispiel LaFleur 1998; Hancock et al. 2000; Schroer 2005; Gugutzer 2006; Violi 2012).

Trotz dieses generellen Interesses an Körper und Körperpraxis in der Religionswissenschaft sind evangelikale Fitness- und Diätprogramme bisher erst wenig untersucht worden. Wegweisend ist die Arbeit von R. Marie Griffith (2004); zwei weitere Monographien stammen von Gregor Schrettle (2006) und Lynne Gerber (2012). Zentral ist bei Gerber die These, dass sich evangelikale Diät- und Fitnessprogramme auch auf die grundsätzliche Tendenz innerhalb des US-amerikanischen Evangelikalismus zurückführen lassen, sich der ‚säkularen‘ Kultur anzunähern und zugleich eine distinkte ‚christliche‘ Identität zu bewahren. Devotionale Fitness bewegt sich genau auf diesem schmalen Grat und versucht sowohl, gesellschaftlichen Bedürfnislagen so gut wie möglich nachzukommen, als auch distinkt evangelikale Wertvorstellungen, zum Beispiel in Bezug auf Geschlechterrollen, beizubehalten und möglichst ‚massentauglich‘ unterzubringen.

Abgesehen von diesen drei kulturwissenschaftlich-historischen Arbeiten gibt es von Seiten der feministischen Theologie Studien, die sich kritisch mit dem allgegenwärtigen Körper- und Schönheitsideal sowie, teils

5 Beispielsweise „Body & Soul Fitness“ (gegründet 1981 von Jeannie Blocher), *Faith Based Fitness* (Cooper 1995), *Body by God* (Lerner 2003), „WhollyFitness“ (gegründet 2009 von Brad Bloom), *Fit for Faith* (Anderson 2011).

weniger explizit, mit evangelikalen Fitness- und Diätprogrammen befassen: Beispielhaft sollen hier Mary L. Bringle (1992), Lisa Isherwood (2008) und Michelle M. Lelwica (2010) kurz vorgestellt werden.

Mary L. Bringle, eine presbyterianische feministische Theologin, entwirft ausgehend von eigenen Erfahrungen mit Essstörungen (Bringle 1992: 9–12) ein ‚gesundes‘ Körperbild auf biblischer Grundlage. Zwar geht auch sie vom Motiv des Körpers als Tempel Gottes aus – sie zieht aber andere Schlussfolgerungen: Anstatt davon auszugehen, dass Übergewichtige Menschen Gottes Gebote missachten, sieht sie auch ökonomische und soziale Faktoren, die zu Übergewicht führen. Gerade aus christlicher Perspektive, so Bringle, gelte es, Menschen zu unterstützen, die aufgrund ihres Körpergewichts diskriminiert würden. Gesundheit sei zwar wichtig, dürfe aber nicht als Legitimation eines Imperativs von Schlankheit und Schönheit missbraucht werden (Bringle 1992: 116).

Das Ziel der Gesundheit ist auch in Programmen devotionaler Fitness allgegenwärtig, wird dort aber in der Regel wenigstens implizit mit Fitness und Schlankheit gleichgesetzt. Bringle dagegen formuliert, ganz im Sinne der Anti-Diät-Bewegung<sup>6</sup>, die Annahme, dass das Körpergewicht weder ein Indikator für Gesundheit oder Krankheit sei, noch Aufschluss darüber gebe, wie ‚gottgefällig‘ die betreffende Person ihr Leben führe (Bringle 1992: 14).

Die feministische Befreiungs- und Körpertheologin Lisa Isherwood unternimmt ein explizit theologisches Projekt, das seinen Anfang bei der Sorge über zunehmende Todesfälle aufgrund von Anorexie nimmt (Isherwood 2008: 3). Sie protestiert damit gegen ein „falsches Denken“, das zahllose Menschen, insbesondere junge Frauen, unter Druck setze, unglücklich und krank mache, und im Extremfall sogar zum Tod führen könne (Isherwood 2008: 6). Sie attestiert den AutorInnen und GründerInnen evangelikaler Diät- und Fitnessprogramme eine völlige Fehlinterpretation der christlichen Botschaft, weil diese die Bibel auf Schönheits-tips und Diätpläne reduziert hätten (Isherwood 2008: 81). Dies laufe der Botschaft Jesu entgegen, die auf einer Nächstenliebe unabhängig von Herkunft, Hautfarbe, sozialem Status und nicht zuletzt Körpergewicht basiere (Isherwood 2008: 81–82).

Ebenfalls persönlich mit Essstörungen vertraut (Lelwica 2010: xxii), befasst Michelle M. Lelwica sich seit Ende der 1990er Jahre in kritischer Perspektive mit ‚westlichen‘ Körperidealen. Anfangs analysierte sie dabei

6 Die Anti-Diät-Bewegung wurde unter anderem von Susie Orbach (*Fat is a Feminist Issue*, 1978) begründet und vertritt den Standpunkt, dass Diäten zum einen nicht dauerhaft erfolgreich sind und zum anderen Frauen einem repressiven Körperregime unterwerfen. Jedoch wirft selbst Orbach die Rhetorik des Gewichtsverlustes nicht ganz über Bord, wenn sie im Untertitel den „Antidiet Guide to Permanent Weight Loss“ verspricht.

die spirituellen Dimensionen im ‚profanen‘ Streben junger Frauen nach ‚perfekten‘ Körpern (Lelwica 1999 und 2000). Das Bedürfnis nach Gewichtsverlust sei ein „quasi-religious system that invites women to ‚save‘ their souls by shrinking their bodies“ (Lelwica 2000: 181). Erst in ihrer jüngsten Arbeit (Lelwica 2010) findet sich ein kurzer Abschnitt mit dem Titel „Critiquing Evangelical Christian Renditions of The Morality of Thinness“ (Lelwica 2010: 179–81). Mit Bezug auf den „Weigh Down Workshop“ und ähnliche Programme sowie unter Verweis auf Griffith schließt sie:

„No matter how it’s done, associating thinness with righteousness is reprehensible. When we assume a judgmental, moralistic division between those who are saved (thin) and those who are damned (fat), we aren’t operating from anything resembling our true moral center. What we are actually doing is embracing a mindset that leads to violence“ (Lelwica 2010: 181).

So ist denn auch ihr Buch *The Religion of Thinness* (2010) ausdrücklich als „Selbsthilfebuch“ konzipiert, mit dem Lelwica ihren Lesern Werkzeuge für spirituelles Wachstum abseits von biblisch fundierten Abnehmtipps zur Verfügung stellen möchte (Lelwica 2010: xxiv–xxv). Zwar basiert ihre Argumentation auf ähnlichen Fundamenten wie die der devotionalen Fitnessprogramme, die sie kritisiert, aber sie kommt zu anderen Schlussfolgerungen. Unerfüllte spirituelle Bedürfnisse, so das Argument, führten zu einer Kompensation durch unverhältnismäßiges Essen und damit zu Übergewicht. Lelwica unterstreicht aber im Gegensatz zu Protagonisten devotionaler Fitness, dass es keinen ‚perfekten‘ Körper braucht, um ein spirituell erfülltes Leben zu führen. Auch der ‚übergewichtige‘ Körper sei ein guter und gottgewollter Körper und die Gefahr rühre daher, dass sich im Streben nach körperlicher Perfektion gesundheitliche Risiken verbergen. So versucht sie, die weit verbreitete Gleichung „Schlankheit = Gesundheit & Glück“ (Lelwica 2010: 66) aufzulösen.

Diese theologischen und kritischen Arbeiten verharren nahezu zwangsläufig in christlichen Prämissen, wenn sie – wie die Programme, die sie kritisieren – davon ausgehen, dass die Pflege des Körpers sich aus religiösen Prinzipien wie der These vom Körper als Tempel Gottes ableiten lässt.

Die Ansätze von Griffith, Schrettle und Gerber sind zwar historisch, religionssoziologisch bzw. kulturwissenschaftlich, lassen aber dennoch entscheidende Fragen offen. So hat meines Wissens keiner der drei Autoren aktiv an Fitnesskursen evangelikaler Anbieter teilgenommen (wenn sie auch zum Teil Bibelkurse besucht haben). Durch die Teilnahme an Fitnesskursen in der Umgebung von Washington, D.C. und in New Jersey

konnte ich das methodische Potential des „Körpers als Forschungswerkzeug“ (Droogers 2008: 456) ausnutzen. Des Weiteren ermöglichten diese teilnehmenden Beobachtungen, Datenmaterial zu produzieren, dass sich im reinen Studium der ‚Ideologie‘ des Feldes nicht erschließt. So kommt es auch, dass ein Fokus meiner Studie darauf liegt, wie die evangelikalen Körpertheologien sich ‚in Körper einschreiben‘ – ein Aspekt, den ich im vorliegenden Artikel mit Schwerpunkt auf Geschlechterstereotype vorstellen werden. Überraschenderweise hat keiner der genannten Autoren das Potential der Embodiment-Paradigmen (siehe oben) genutzt – trotz eines regelrechten Aufschwungs dieser Ansätze in den letzten Jahrzehnten. So verweist Griffith zwar auf den „recent scholarly upsurge of embodiment studies“ (Griffith 2004: 48), führt dies aber theoretisch nicht weiter aus, auch wenn sie den Begriff selbst noch mehrfach nennt.

## **Formen der Materialisierung evangelikaler Körpertheologien**

Das ‚Religiöse‘ – hier: evangelikale Körpertheologien – materialisiert sich, das heißt es nimmt in körperbezogenen Praktiken physisch erfahrbare und beobachtbare Form an. Körper werden hier buchstäblich ‚geformt‘ – sie sollen einem gesellschaftlich anerkannten, äußerlich sichtbaren Ideal von Schlankheit, Kraft und Gesundheit entsprechen. Dabei spielen auch religiös semantisierte Verkörperungen von Geschlecht eine Rolle, denn die zugrundeliegenden Körperideale unterscheiden sich für Männer und Frauen und sind auf heterosexuelle Geschlechterbeziehungen zugeschnitten. Die verkörperten Diskurse sind aber nicht rein evangelikaler oder christlicher Art sondern aufgrund der Verflechtungen zwischen gesellschaftlichen und religiösen Diskursen beeinflusst von Wertvorstellungen, die auch außerhalb christlich-evangelikaler Diskurse prägend sind: Körperideale, die um Fitness, Gesundheit, Schlankheit und Schönheit kreisen und die schon seit Beginn des 20. Jahrhunderts in westlichen Gesellschaften auf dem Vormarsch sind (siehe oben). Diese Ideale greift devotionale Fitness auf und kontextualisiert sie neu in einem evangelikalen Welt- und Menschenbild. Die dabei realisierten Verkörperungen von Geschlechterbildern basieren auf einer konservativen evangelikalen Sichtweise, die den Mann als Ernährer und Haupt der Familie versteht und die Frau als potentiell schwach gegenüber den Versuchungen des Leibes. Beide haben die Pflicht, Kinder zu zeugen und im christlichen Glauben zu erziehen. Die so umrissenen Aspekte sollen im Folgenden an konkreten Beispielen kritisch analysiert werden.

(1) Laura Monica gründete 2004 die Organisation „WholyFit“ und bietet unter diesem Namen ein Bewegungsprogramm an, dass zahlreiche

Anleihen beim modernen westlichen Yoga nimmt, aber betont, eine christliche Alternative zu Yoga zu sein. Ihr Programm zeigt damit, wie der gesamtgesellschaftliche Trend des Yoga spezifisch evangelikale Ausformungen findet und dabei notwendigerweise Transformationen erfährt. Man kann ihr Programm damit unter anderem auch als Reaktion konservativer Evangelikaler in den USA lesen, die sich von der zunehmenden Popularität ‚östlicher‘ Spiritualitätsformen bedroht fühlen und ein Gegengewicht aufbringen wollen. In einem kurzen Anleitungsvideo, das im Dezember 2011 unter dem Titel „WholyFit TV Postures for Prayer“ auf YouTube veröffentlicht wurde, demonstriert sie nach einführenden Erklärungen zwei Übungen aus ihrem Programm (Monica 2011). Die erste Übung mit dem Namen „Cruciform Position“ besteht schlicht darin, sich bäuchlings und mit dem Gesicht nach unten auf den Boden bzw. auf eine Trainingsmatte zu legen und sich in Gebet oder Meditation zu versenken. Die zweite Übung namens „Nakar Position“ besteht aus einer Abfolge von Bewegungen, die im Stehen beginnt, die Arme über der Brust gekreuzt. Während sie einen Bibelvers (Johannes 16, Vers 6<sup>7</sup>) rezitiert, hebt Monica beide Arme seitlich über den Kopf, macht dann einen Ausfallschritt mit dem rechten Bein nach hinten und senkt daraufhin den rechten Arm zum hinteren ausgestreckten Bein während der linke Arm weiterhin nach oben zeigt. Über eine hockende Position fällt Monica dann auf die Knie und legt die Stirn auf den Boden während beide Hände mit ausgestreckten Armen ebenfalls den Boden berühren. Die Übungsabfolge ähnelt auffällig Bewegungsmustern, wie sie im zeitgenössischen westlichen Yoga praktiziert werden, wird hier aber durch den biblischen Vers und die zugrunde liegende Motivation neu kontextualisiert und somit auch semantisiert. Beide Übungen dienen im Rahmen des sportlichen Programms nicht nur der Entspannung sowie Dehnung und Kräftigung von Muskeln und Sehnen, sondern einer Verschmelzung von körperlicher Aktivität und evangelikalen Wertvorstellungen. Sowohl die Prostratio (das Niederwerfen auf den Boden) als auch das auf die Knie Fallen verkörpern die Unterwerfung unter den christlichen Gott, die durch die gleichzeitige Rezitation des Bibelverses – sinngemäß: niemand kommt zu Gott außer durch Jesus – sprachlich unterstrichen wird.

Längst nicht alle Bewegungsabläufe und Übungen in devotionalen Fitnessprogrammen sind derart explizit. Oft genügt es, bei christlicher Musik ‚normale‘ Fitnessübungen zu machen oder beim Krafttraining den biblischen Auftrag im Hinterkopf zu behalten, man solle seinen Körper wie einen Tempel behandeln. Dem Programm in „WholyFit“ liegt dagegen

7 „Jesus spricht zu ihm: Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich“ (Luther 1912).

eine elaborierte Körpertheologie zu Grunde, die davon ausgeht, dass die Verehrung von Jesu in jeglicher sportlichen Aktivität möglich ist:

“And what I found is that Jesus actually doesn’t care whether we’re sitting, standing, kneeling, standing on our head, running, jogging, swimming. It doesn’t matter. We can pray to him doing any type of activity and, actually, he enjoys that with us, that’s what I have found. He actually dances with us; he actually runs with us; he walks with us. [...] it actually helps to use our bodies to spur on our spirit. So, I have found that expressing worship through movement and expressing prayer through movement is helpful for me and that Jesus enjoys it” (Monica 2011).

Hier wird keineswegs ‚nur‘ modernes westliches Yoga mit christlicher Symbolik verknüpft: Zum einen hat die Praxis aus Sicht der Akteure nichts mit Yoga zu tun (außer, dass es eine Alternative zu Yoga sein soll). Zum anderen, und wichtiger noch, zeigt das ausgewählte Beispiel eindrücklich, wie sich evangelikale (Körper-)Theologie in den Körper einschreibt, den Körper formt und in konkreter körperlicher Praxis Ausdruck findet, die sich schließlich auch dauerhaft im Körper manifestieren soll: in seiner fitten und schlanken Form.

Das Programm richtet sich hauptsächlich an Frauen, auch wenn Männer mit einbezogen werden, zum Beispiel in den Anleitungsvideos, die auf DVD bezogen werden können. Signifikant ist dabei, dass Monica trotz der von ihr vertretenen, konservativen Geschlechterrollen eine unbestrittene Führungsposition einnimmt. Dieses Verhältnis von Ideologie und Praxis diskutiert Griffith unter dem Schlagwort „The Power of Submission“ (Griffith 1997: 99). In einer spezifisch evangelikalen Ausformung des Feminismus bezieht Monica somit Handlungsfähigkeit aus einer bewusst gewählten Rolle der Unterwerfung unter den Mann und der damit einhergehenden Zuständigkeit für Belange wie Übergewicht und Gesundheit. Die Emanzipation der Frau, die in nicht-christlichen Diskursen auch in Praktiken wie Aerobic in den 1980er Jahren sichtbar wurde (Syman 2010: 265 f), findet also auch hier eine verkörperte und evangelikal umgedeutete Ausprägung.

(2) Evangelikale Vorstellungen von Geschlechter- und Paarbeziehungen sind somit von klaren hierarchischen Strukturen geprägt, die in devotionaler Fitness verkörperten Ausdruck finden. Dies ist insbesondere in den frühen Publikationen evident. So findet sich beispielsweise in C. S. Lovetts „*Help Lord – The Devil Wants Me Fat!*“ (zuerst erschienen 1977) folgende Aussage: Frauen seien dafür verantwortlich, ihren Ehemännern Mahlzeiten zu bereiten und ihre Körper für sie attraktiv zu machen: „Any man in his right mind wants a trim and attractive wife at his side“ (Lovett 1982: 221–22). Von Frauen, die sein Diätprogramm befolgen, erwartet Lovett, dass sie ihren Männern dünne und attraktive Frauen sein wollen

– ohne dabei allerdings die Versorgung mit Mahlzeiten zu gefährden (Lovett 1982: 221–22). Dass es genau so gut anders herum sein könnte, dass also Frauen für ihre Männer weder schlank sein noch kochen müssten, scheint ihm nicht in den Sinn zu kommen. Die Illustrationen aus Lovetts Buch unterstreichen dieses Rollenverständnis (s. Abbildung 1) und betonen die körperliche Überlegenheit des Mannes, der in der prototypischen Gestalt des Adam als stark und beschützend gezeigt wird, während die Frau – symbolisiert auch durch den Apfel – in eine Position der Schwäche und Verführbarkeit gerückt wird (s. Abbildung 2).



Abbildung 1: „Creation of Adam“ (Lovett 1982: 33; © Linda Lovett 1979; Abdruckrecht gewährt am 20.05.14)

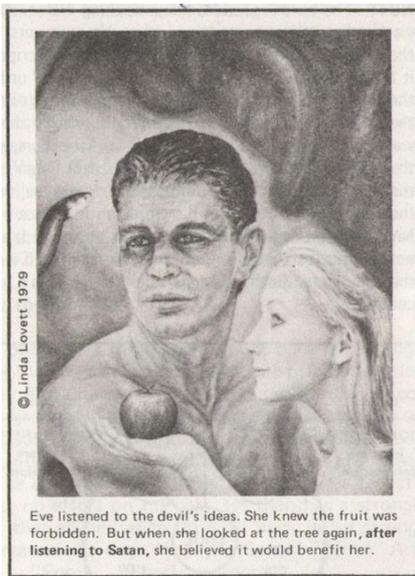


Abbildung 2: Verführung der Eva (Lovett 1982: 39; © Linda Lovett 1979; Abdruckrecht gewährt am 20.05.14)

Ganz ähnliche Vorstellungen finden sich auch von weiblicher Seite und in dem schon früher erschienenen Buch *I Prayed Myself Slim* von Deborah Pierce (1960). Darin notiert Pierce zunächst die positiven Effekte des Abnehmens auf ihre soziale Anerkennung. Jeder Schritt in der Verbesserung ihres sozialen Ansehens wird an einer konkreten Gewichtsmarke festgemacht – und am wichtigsten dabei ist die Wertschätzung durch Männer: „My greatest thrill came about when I was down to 140 – I had my first date!“ (Pierce 1960: 20). Sie wird noch expliziter: Das christlich motivierte Ziel abzunehmen wird direkt und unauflöslich mit der Anbahnung heterosexueller Paarbeziehungen verbunden. Denn Pierce erkennt: „[T]he reason God had helped me lose weight was to be a wife a man could be proud of, and not to be a perennial beauty contestant“ (Pierce 1960: 23). Ihr Mann, den sie kennenlernte, nachdem sie abgenommen hatte, hat dementsprechend den Anspruch, regulierend auf ihre äußere Erscheinung einzuwirken und ermahnt sie bei drohendem Gewichtsanstieg schon während der Flitterwochen. Als Pierce während dieser Zeit einige Kilos zunahm, sagte ihr Mann, so Pierce, „in a firm voice, ‚That line is slipping. You better be getting back on your diet‘“ (Pierce 1960: 23).

Die Hierarchisierung der Beziehungen von Mann und Frau wird somit nicht allein kommunikativ-ideologisch verstärkt, sondern schreibt sich direkt in den weiblichen und männlichen Körper ein, wird sozusagen körperlich internalisiert und damit manifest. Dieser Umstand ist aus einer Perspektive der Gleichberechtigung in Paarbeziehungen kritisch zu beurteilen.

Heute sind solche Vorstellungen explizit körperlich konnotierter Unterordnung weniger deutlich formuliert, vor allem wenn man bedenkt,

dass das Führungspersonal devotionaler Fitnessprogramme großteils weiblich ist und einen professionellen Managerstil pflegt. Dieser schon im Zusammenhang mit Laura Monicas Programm „WholyFit“ erwähnte Umstand äußert sich zum Beispiel auch darin, dass die Leiter der drei größten christlichen Fitness- und Diätanbieter in den USA („Weigh Down Workshop“, „First Place 4 Health“, „Body & Soul Fitness“) weiblich sind. Hier liegt die scheinbar paradoxe Situation vor, dass Frauen weiterhin eine untergeordnete Rolle im Geschlechterverhältnis zugewiesen wird, die sich auch in entsprechenden Körperidealen zeigt, aber zugleich die Führungsrolle von Frauen in Diät- und Fitnessprogrammen anerkannt wird. Dies mag darauf zurückzuführen sein, dass Gewichtsprobleme primär als weibliches Phänomen (und damit als Zeichen ihrer Schwäche) verstanden werden, womit eine Diskriminierung implizit bestehen bleibt.

Umgekehrt besteht auch eine bestimmte Rollenerwartung an den Mann, die ebenfalls einen beträchtlichen sozialen Druck auf männliche Akteure erzeugen kann, die diesen Erwartungen nicht gerecht werden. Auch wenn Programme mehrheitlich von Frauen geleitet werden, gibt es einige, die von Männern entwickelt wurden und sich vornehmlich an Männer richten (zum Beispiel Steve Reynolds' *Get Off the Couch* oder Ben Lernalers *Body by God*). Hier geht es aber neben dem Gewichtsverlust oft stärker um den Muskelaufbau, der den ‚guten christlichen Ehemann‘ dazu befähigen soll, seinen Pflichten nachzukommen.

So begründen traditionelle Rollenverständnisse weiterhin das Geschlechterverhältnis, wie es in den Glaubensgrundsätzen von „First Place 4 Health“ expliziert wird. Hier finden sich Aussagen, die Mann und Frau zwar einen gleichen Wert vor Gott zuschreiben, dabei der Frau jedoch eine freiwillige und gottgefällige Unterwerfung unter ihren Ehemann zukommen lassen, die sich auch auf ihre häuslichen Pflichten und ihre äußerliche Erscheinung bezieht:

„The husband and wife are of equal worth before God, since both are created in God's image. The marriage relationship models the way God relates to His people. A husband is to love his wife as Christ loved the church. He has the God-given responsibility to provide for, to protect, and to lead his family. A wife is to submit herself graciously to the servant leadership of her husband even as the church willingly submits to the headship of Christ. She, being in the image of God as is her husband and thus equal to him, has the God-given responsibility to respect her husband and to serve as his helper in managing the household and nurturing the next generation“ (First Place 4 Health 2011).

Damit verbunden sind auch Aussagen zum Körperverständnis des (Ehe-)Mannes, der seine Frau zu lieben und zu beschützen hat, was er diesem

Verständnis zufolge nur dann vermag, wenn er einen gesunden und starken Körper hat – ein Rollenverständnis, das zum Beispiel im Titelbild von Ben Lerner's *Body by God* (2003) zum Tragen kommt (s. Abbildung 3).

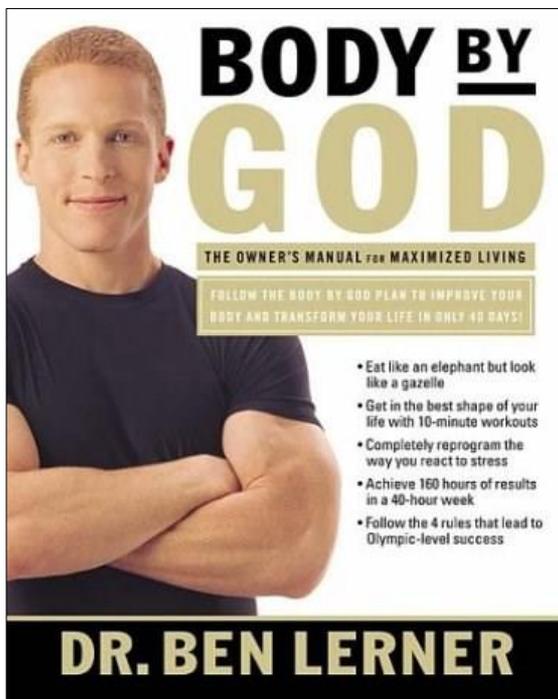


Abbildung 3: *Body by God* (© Thomas Nelson 2003; Abdruck des Buchdeckels mit freundlicher Genehmigung von Thomas Nelson: [www.thomasnelson.com](http://www.thomasnelson.com))

Dieses Rollenverständnis wurde aus einer anderen Perspektive auch von James S. Bielo belegt: „The ideal evangelical man is a breadwinner for his family, a caring husband, a devoted father, a model in his church community, and keenly aware of his reliance on divine help for avoiding sexual and selfish temptations“ (Bielo 2009: 63). Diese Pflichten werden in devotionalen Fitnessprogrammen konkret auf körperliche Aktivität zugeschnitten: Seinen gottgegebenen Aufträgen kann der Mann nur nachkommen, wenn er ‚fit‘ und ‚gesund‘ ist – er darf sich nicht ‚gehen lassen‘ und hat seinen Körper entsprechend den gesellschaftlich akzeptierten Vorgaben zu formen und zu erhalten. Diese Vorstellung drückt auch der Titel *Get Off the Couch: A Man's A.C.T.I.O.N. Plan* (Reynolds 2012) plastisch aus. Hier wird ein Männerbild transportiert, das Gefahr läuft, äußerliche und körperlich messbare Merkmale zum Maßstab innerer und spiritueller Werte zu machen.

(3) Schließlich überträgt sich das verkörperte Pflichtbewusstsein evangelikaler Fitnessanhänger auch auf ihr Verständnis von Kindererziehung in heterosexuellen Paarbeziehungen. Die allgemein verbreitete Verpflichtung, Kinder im christlichen Glauben großzuziehen, wird in einigen

Programmen explizit aus gesundheitlicher Sicht in den Mittelpunkt gerückt. Das Buch *Raising Fit Kids in a Fat World* von Judy Halliday und Joani Jack (2007) ist ein solches Beispiel. Es basiert auf der Annahme, dass eins von fünf US-amerikanischen Kindern übergewichtig ist und Eltern deshalb bestrebt sein müssen, die körperliche Fitness ihrer Kinder in die Hand zu nehmen – nicht nur aus einer säkular-medizinischen Perspektive, sondern erst recht aufgrund des gottgegebenen Auftrags, gesunde Christen zu erziehen, die ihren Glauben überzeugend vorleben und verbreiten können. Die Autorinnen nehmen für sich in Anspruch, die besten Erkenntnisse aus Wissenschaft und Glaube in einem „holistischen“ Programm zu kombinieren. Das Kind soll damit nicht nur „fit on the outside but also joyful on the inside“ werden (Halliday/Jack 2007, Schutzumschlag). Die Botschaft der Autorinnen ist dabei, dass alle Kinder mit einem grundsätzlich perfekten Körper geboren werden, der aber im Laufe eines jungen Lebens bereits durch die schädlichen Einflüsse der Umwelt, insbesondere Ernährung und schlechte spirituelle Umwelt, beschädigt wird. Deshalb stellt Gott gläubige Christen vor die Aufgabe, ihre Kinder zu diesem ursprünglichen ‚perfekten‘ Körper zurückzuführen. Und der elterliche Erfolg in dieser Hinsicht kann zum direkt sichtbaren Beweis dafür werden, dass sie eine Beziehung zu ihren Kindern pflegen, die göttlich legitimiert ist. Kurz: Fitte Kinder beweisen sowohl Gott als auch den Mitmenschen, dass die Eltern gute Arbeit getan haben und ihren ‚christlichen‘ Pflichten nachgekommen sind.

Hier ist aus zwei Blickwinkeln eine kritische Reflektion angebracht: Zum einen sind sehr wohl Gründe – insbesondere sozioökonomischer Art – für das ‚Übergewicht‘ eines Kindes denkbar, die nicht allein bei den Eltern liegen. Zum anderen, und das gilt für vom Normgewicht abweichendes Körpergewicht im Allgemeinen, gibt es durchaus medizinische Argumente, die dafür sprechen, ‚Übergewicht‘ nicht in allen Fällen mit gesundheitlicher Gefährdung oder Beeinträchtigung gleichzusetzen (Fraser 1997: 233).

Die drei genannten Beispiele zeigen, wie die konkrete körperliche Praxis und körperliche Form religiös semantisiert und zum Maßstab spiritueller Ideale gemacht wird. Fitness- und Diätpraxis ist für TeilnehmerInnen dieser Programme eine Möglichkeit, (vermeintlich) biblischen Aufträgen nachzukommen und zugleich öffentlich mit ihren ‚fitten‘ und ‚gesunden‘ Körpern zu zeigen, dass sie diesen Aufträgen auch gerecht werden. Dass damit die Gefahr besteht, einen bereits vorhandenen gesellschaftlichen Druck nach körperlicher Perfektion noch zu verschärfen und dass Männer, Frauen und Kinder emotional und körperlich Schaden nehmen könnten, wenn diese Ideale zum ausschließlichen Maßstab ihres

Handelns werden, scheint angesichts der laufenden Debatten um die negativen Auswirkungen des Körperkultes außer Frage.

## Fazit

Das Ziel des vorliegenden Artikels war es zu beleuchten, wie bestimmte US-amerikanisch-evangelikale Körpertheologien – die ich unter dem Konzept „devotionale Fitness“ zusammenfasse – sich in körperbezogenen Praktiken materialisieren und damit Genderkonstruktionen im direkten Wortsinne verkörpern, das heißt physisch erfahrbar und messbar machen. Dabei zeigte sich, dass gängige, geschlechtsspezifisch normierte Körperideale der Fitness und Gesundheit sowohl für Männer als auch für Frauen aus dem nicht-christlichen Bereich adaptiert und in einem spezifisch evangelikalen Rahmen neu kontextualisiert werden. Was im ‚säkularen‘ Umfeld oft ungefragt in alltägliche Körperpraxis und Körperideale einfließt, wird hier direkt aus biblischen Quellen neu legitimiert, erfährt so besondere Autorität und – nicht zuletzt in Bezug auf Geschlechter- und Rollenverhältnisse – eine hohe normative und hierarchische Aufladung, die sowohl weibliche als auch männliche Körper einem idealisierten, heterosexuellen und tendenziell weißen Ideal unterwerfen.

Anhand ausgewählter Beispielen, die einen umfangreichen Materialkorpus widerspiegeln, konnte dabei gezeigt werden, wie die körperliche Praxis theologische Deutungen erfahrbar macht, wie Rollen- und Machtverhältnisse zwischen Männern und Frauen auch körperlich ausagiert werden und wie das Verhältnis zwischen Eltern und ihren Kindern bemessen wird an der physischen Gesundheit der Kinder. Die zentrale Prämisse dieser Unternehmen ist dabei immer, ‚Gesundheit‘ mit ‚Schlankheit‘ oder ‚Fitness‘ zumindest implizit gleichzusetzen und mit einer besonderen, ‚biblischen‘ Autorität aufzuladen. Beides bedarf der kritischen Reflexion: ist es doch keineswegs logisch zwingend, Gesundheit mit Schlankheit zu assoziieren.<sup>8</sup> Noch weniger erscheint es aus einer nicht-evangelikalen Perspektive notwendig, die Rede vom Körper als „Tempel“ so zu verstehen, dass dieser Tempel ‚fit‘ und ‚gesund‘ zu sein habe. Die Idee des „Tempels“ könnte durchaus auch mit hedonistischem Genussstreben oder ästhetischen Körpermodifikationen assoziiert werden; hier sind der individuellen Kreativität des Einzelnen in Bezug auf seinen Körper fast keine Grenzen gesetzt.

<sup>8</sup> Zur sogenannten „Anti-Diät-Bewegung“, die eben diese Prämisse auch aus medizinischer Sicht in Frage stellt und Übergewicht nicht als direkten Indikator von gesundheitlichen Problemen betrachtet, siehe zum Beispiel Fraser (1997).

Wie kann nun eine Kritik aussehen, die nicht – wie die oben genannten Beispiele (Bringle 1992, Isherwood 2008, Lelwica 2010) – selbst in eine ‚religiöse‘ Rhetorik verfällt? Welche Maßstäbe kann man anlegen, um diese gegenwärtigen evangelikalischen Aktivitäten zu bewerten? An dieser Stelle verlässt die Analyse ausdrücklich religionswissenschaftliches Terrain und formuliert eine normative Einordnung des Beschriebenen, die wiederum selbst auf bestimmten weltanschaulichen Prinzipien basiert. Beispielsweise ist zu kritisieren, dass die Gleichberechtigung von Mann und Frau, ganz zu schweigen von weiteren Gender-Kategorien, nur selten gegeben ist, gerade was die älteren Programme betrifft. Auch im Hinblick auf das individuelle Selbstbestimmungsrecht über den eigenen Körper besteht die Gefahr, dass devotionale Fitness den Körper einem herrschenden Diskurs unterwirft, der Abweichungen nicht zulässt bzw. sanktioniert. Schließlich scheint die grundlegende Relativität von Schönheits- und Körperidealen bei Akteuren zwar bekannt zu sein, es werden daraus aber keine Konsequenzen gezogen, wenn zum Beispiel Gesundheit und Schlankheit in nahezu allen Fällen verkoppelt werden. Eine Kritik devotionaler Fitness, die entlang der hier nur grob skizzierten Kriterien weiterzuentwickeln ist, rekurriert auf grundsätzliche Erkenntnisse der Geschichts-, Sozial- und Kulturwissenschaften, die in ein aufgeklärt-liberales Weltbild eingebettet sind.

Aber in diesem Artikel sollte in erster Linie gezeigt werden, wie sich das ‚Religiöse‘, also spezielle evangelikale Körpertheologien, in körperlicher Praxis materialisiert. Dabei muss selbstverständlich beachtet werden, dass dieser Materialisierungsprozess kein einseitiger ist: Nicht nur das ‚Religiöse‘ materialisiert sich – sondern das Materielle wirkt auch prägend auf das ‚Religiöse‘. Diese These wird jüngst zum Beispiel von Manuel A. Vásquez (2011) unter dem Schlagwort eines nicht-reduktiven Materialismus vertreten, der auf die physischen und körperlichen Grundlagen des Menschen abzielt, ohne in einem biologischen oder kognitiven Determinismus zu verfallen (Vásquez 2011: 6). Übertragen auf die oben genannten Beispiele bedeutet dies, Körpern weniger den Status reiner ‚Objekte‘ kultureller und religiöser Formungs- und Einschreibungsprozesse einzuräumen, als vielmehr ihre aktive Rolle als Subjekte anzuerkennen.<sup>9</sup> Körper ermöglichen und bedingen durch ihre biologischen, anatomischen und wahrnehmungspsychologischen Randbedingungen Verhalten und Erleben. Körperliche Wahrnehmung und Erfahrung sind gerade im

9 Auf phänomenologischer Basis und im Anschluss an Merleau-Ponty und Bourdieu ist das so genannte Embodiment-Paradigma nach Thomas J. Csordas in den letzten Jahrzehnten maßgeblich diskutiert worden. Es räumt dem Körper und seiner vorobjektiven Erfahrung einen existentiellen Stellenwert in der Entstehung von Kultur und Selbst ein (Csordas 1990: 8).

Bereich von Diät- und Fitnessprogrammen direkte Determinanten individueller Praxis. So motiviert und stimuliert erst die (geteilte und gedeutete) Erfahrung von Übergewicht oder gesundheitlichen Problemen die körperliche Praxis christlicher Teilnehmer devotionaler Fitnessprogramme. Diesen dialektischen Prozess zwischen Körper und Diskurs konnte ich hier aufgrund anderer Schwerpunktsetzungen nur anreißen; er bleibt aber für eine theoretisch ausgewogene Analyse devotionaler Fitness zentral.

## Literaturverzeichnis

- Abraham, Faith (2011): *Jesus Body. Workout & Healthy Lifestyle*. <<http://www.jesusbodyworkout.com/>>. (Zugriff am 13. September 2011).
- Anderson, Benedict (2006): *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. London: Verso.
- Anderson, Diana (2011): *Fit for Faith. A Christian Woman's Guide to Total Fitness*. Lake Mary, FL: Creation House.
- Bielo, James (2009): *Words Upon the Word. An Ethnography of Evangelical Group Bible study*. New York, NY: New York University Press.
- Bringle, Mary (1992): *The God of Thinness. Gluttony and Other Weighty Matters*. Nashville, TN: Abingdon Press.
- Clark, Diara R. (2011): *F.A.B.\*n\*F.I.T. Christian Fitness. „Getting Fit Physically and Spiritually @ the Same Time“*. <<http://www.fabnfitdanceaerobics.com/>>. (Zugriff am 13. September 2011).
- Colbert, Don (2002): *What Would Jesus Eat?* Nashville, TN: Thomas Nelson.
- Coleman, Simon (2007): *Of Metaphors and Muscles. Protestant 'Play' in the Disciplining of the Self*. In: Coleman, Simon/Kohn, Tamara (Hrsg.): *The Discipline of Leisure. Embodying Cultures of 'Recreation'*. New York, NY: Berghahn Books, S. 39–53.
- Cooper, Kenneth (1995): *Faith Based Fitness. The Medical Program That Uses Spiritual Motivation to Achieve Maximum Health and Add Years to Your Life*. Nashville, TN: Thomas Nelson.
- Csordas, Thomas (1990): *Embodiment as a Paradigm for Anthropology*. In: *Ethos* 18, 1, S. 5–47.
- Droogers, André (2008): *As Close As a Scholar Can Get. Exploring a One-Field Approach to the Study of Religion*. In: de Vries, Hent (Hrsg.): *Religion. Beyond a Concept*. New York, NY: Fordham University Press, S. 448–63.
- Edsel, Ernest (2002): *The Diet of Daniel*. San Jose, CA: Writers Club.
- Eugene, Paul (2012): *Paul Eugene. Born to Inspire the World to Dance & Fitness*. <<http://www.pauleugene.com/>>. (Zugriff am 6. April 2012).
- First Place 4 Health (2011): *First Place 4 Health. Discover a New Way to Living*. <<http://www.firstplace4health.com/>>. (Zugriff am 21.05.2011).
- Fraser, Laura (1997): *Losing It. America's Obsession with Weight and the Industry That Feeds on It*. New York, NY: Dutton.
- Franke, Edit (2005): *Die Erforschung lokaler Religionen als Aufgabe der Religionswissenschaft*. In: Dies. (Hrsg.): *Fremd und doch vertraut. Eindrücke religiöser Vielfalt in und um Hannover*. Marburg: diagonal. S. 11–22.
- Geertz, Clifford (1973): *Religion as a Cultural System*. In: Ders. *The Interpretation of Cultures*. New York, NY: Basic Books. S. 87–125.

- Gerber, Lynne (2012): *Seeking the Straight and Narrow. Weight Loss and Sexual Reorientation in Evangelical America*. Chicago, IL: University of Chicago Press.
- Griffith, Ruth Marie (1997): *God's Daughters. Evangelical Women and the Power of Submission*. Berkeley, CA: University of California Press.
- Griffith, Ruth (2004): *Born Again Bodies. Flesh and Spirit in American Christianity*. Berkeley, CA: University of California Press.
- Gugutzer, Robert (2006): *Der body turn in der Soziologie. Eine programmatische Einführung*. In: Gugutzer, Robert (Hrsg.): *Body Turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports*. Bielefeld: Transcript. S. 9–53.
- Haggard, Ted (2005): *The Jerusalem Diet. The „One Day“ Approach to Reach Your Ideal Weight – And Stay There*. Colorado Springs, CO: Waterbrook.
- Halliday, Judy/Jack, Joani (2007): *Raising Fit Kids in a Fat World*. Ventura, CA: Regal Books.
- Hancock, Rita (2008): *The Eden Diet. A Biblical and Merciful Christian Weight Loss Program*. Oklahoma, OK: Personalized Fitness Products.
- Hancock, Philip/Hughes, Bill/Jagger, Elizabeth/Paterson, Kevin/Russell, Rachel/Tulle-Winton, Emmanuelle/Tyler, Melissa (2000): *The Body, Culture, and Society. An Introduction*. Buckingham: Open University.
- Isherwood, Lisa (2008): *The Fat Jesus. Christianity and Body Image*. New York, NY: Seabury Books.
- Kamppinen, Matti (2011): *The Concept of Body in Religious Studies*. In: Ahlbäck, Tore (Hrsg.): *Religion and the Body*. Åbo: Donner Institute for Research in Religious and Cultural History. S. 206–15.
- LaFleur, William (1998): *Body*. In: Taylor, Mark (Hrsg.): *Critical Terms for Religious Studies*. Chicago: University of Chicago. S. 36–54.
- LaRosa, John (2011): *U.S. Weight Loss Market Worth \$60.9 Billion*. <<http://www.prweb.com/releases/2011/5/prweb8393658.htm>>. (Zugriff am 22. Februar 2013).
- Lelwica, Michelle (1999): *Starving for Salvation. The Spiritual Dimension of Eating Problems among American Girls and Women*. Oxford: Oxford University.
- Lelwica, Michelle (2000): *Losing Their Way to Salvation. Women, Weight Loss, and the Salvation Myth of Culture Lite*. In: Forbes, Bruce/Mahan, Jeffrey (Hrsg.): *Religion and Popular Culture in America*. Berkeley, CA: University of California. S. 180–200.
- Lelwica, Michelle (2010): *The Religion of Thinness. Satisfying the Spiritual Hungers behind Women's Obsession with Food and Weight*. Carlsbad, CA: Gürze.
- Lerner, Ben (2003): *Body by God. The Owner's Manual for Maximized Living*. Nashville: Thomas Nelson.
- Lovett, C. S. (1982): *„Help Lord – The Devil Wants Me Fat!“ A Scriptural Approach to a Trim and Attractive Body*. Baldwin Park, CA: Personal Christianity.
- Malkmus, George/Dye, Michael (1995): *God's Way to Ultimate Health. A Common Sense Guide for Eliminating Sickness Through Nutrition*. Eidson, TN: Hallelujah Acres.
- Meinz, David (1999): *Eating by the Book. What the Bible Says about Food, Fat, Fitness & Faith*. Virginia Beach, VA: Gilbert Press.
- Meyer, Birgit (2010): *From Imagined Communities to Aesthetic Formations. Religious Mediations, Sensational Forms, and Styles of Binding*. In: Dies. (Hrsg.): *Aesthetic Formations. Media, Religion, and the Senses*. Basingstoke: Palgrave Macmillan. S. 1–28.
- Monica, Laura (2011): *Postures for Prayer*. <<http://www.youtube.com/watch?v=iDNxjDf9BCg>> (Zugriff am 10.12.2011).
- Orbach, Susie (1978): *Fat is a Feminist Issue. The Antidiet Guide to Permanent Weight Loss*. New York, NY: Paddington.
- Pierce, Deborah (1960): *I Prayed Myself Slim. The Prayer-Diet Book*. New York, NY: Citadel.
- Putney, Clifford (2003): *Muscular Christianity. Manhood and Sports in Protestant America, 1880–1920*. Cambridge, MA: Harvard University Press.

- Reynolds, Steve (2009): Bod4God. The Four Keys to Weight Loss. Ventura, CA: Regal.
- Reynolds, Steve (2012): Get off the Couch. A Man's A.C.T.I.O.N. Plan. Ventura, CA: Regal.
- Richardson Joyner, Donna (2006): Sweating in the Spirit. With Donna. < <http://www.sweatinginthespirit.com/>>. (Zugriff am 13. September 2011).
- Sansone, Leslie/Jacobsen, Rowan (2007): Walking the Walk: Getting Fit with Faith. New York: FaithWords.
- Schrettle, Gregor (2006): Our Own Private Exodus. Gwen Shamblin's Dieting Religion and America's Puritan Legacy. Essen: Die Blaue Eule.
- Schroer, Markus (2005): Einleitung. Zur Soziologie des Körpers. In: Ders. (Hrsg.): Soziologie des Körpers. Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 7–47.
- Schwartz, Hillel (1986): Never Satisfied. A Cultural History of Diets, Fantasies, and Fat. New York, NY: The Free Press.
- Shedd, Charlie (1957): Pray Your Weight Away. Philadelphia, PA: J. B. Lippincott.
- Seid, Roberta (1989): Never Too Thin. Why Women Are at War With Their Bodies. New York, NY: Prentice Hall Press.
- Syman, Stefanie (2010): The Subtle Body. The Story of Yoga in America. New York, NY: Farrar, Straus and Giroux.
- TerKeurst, Lysa (2010): Made to Crave. Satisfying Your Deepest Desire with God, not Food. Grand Rapids: Zondervan.
- Towns, Elmer L. (1996): Fasting for Spiritual Breakthrough. A Guide to Nine Biblical Fasts. Forest: Church Growth Institute.
- Vásquez, Manuel (2011): More Than Belief. A Materialist Theory of Religion. Oxford: Oxford University.
- Violi, Patrizia (2012): How our Bodies Become Us. Embodiment, Semiosis and Intersubjectivity. In: Journal of Cognitive Semiotics 4, 1, S. 57–75.
- Warren, Rick/Amen, Daniel/Oz, Mehmet/Hyman, Mark (2011): Health & Fitness Seminar. Kick-off Event. Ausgestrahlt am 15.01.2011. <<http://saddleback.com/mc/ms/8b3ee/>> (Zugriff am 13.10.2012).
- Warren, Rick/Amen, Daniel/Hyman, Mark (2013): The Daniel Plan. 40 Days to a Healthier Life. Grand Rapids, MI: Zondervan.
- Wilke, Annette (2011): Einführung in die Religionswissenschaft. In: Ruhstorfer, Karlheinz (Hrsg.): Systematische Theologie. Paderborn: Schöningh. S. 287–358.
- WholyFit (2011): WholyFit. Better Than Yoga. < <http://www.wholyfit.org/>>. (Zugriff am 21. Mai 2011).
- Zakiya, Denise (2010): Ms. Christian Workout Coach. Helping You Get Fit For the Kingdom! Youtube Channel. <<http://www.youtube.com/watch?v=AAwMufYWmeE&lr=1>>. (Zugriff am 14.09.2011).

*Martin Radermacher, Kontakt: martin.radermacher (at) rub.de. Studium der Kultur- und Sozialanthropologie sowie Allgemeinen Religionswissenschaft in Münster. Promotion in Münster und New York in den Fächern Ethnologie und Allgemeine Religionswissenschaft. Zurzeit Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Centrum für Religionswissenschaftliche Studien (CERES) der Universität Bochum.*